Phil
1540

Ex Bibliotheca
Collegii Evangelici,
Aug. Vindel.

L. M. Steinberger Sculps. A. V.

[Verf.: Johann Christian Friedrich Heinzelmann]

1.

Sokratische Gespräche

zur

Einleitung

und Erläuterung

des

Bahrdtischen Katechismus

der natürlichen Religion.

Ein Beitrag zur Beförderung eines vorurtheilsfreien Nachdenkens der Vernünftigen und Gebildeten, ohne Unterschied des Geschlechts, des Alters und des Standes.

Prüfet alles; und das Beste behaltet.

EIGENTHUM DES COLLEGIUMS ST. ANNA IN AUGSBURG

Görlitz,
bei Hermsdorf und Anton.
1793.

Vorrede.

Da der Verfasser dieser Blätter der Meinung ist, daß jeder Schriftsteller verbunden sei, dem Leser einen Gesichtspunkt anzuzeigen, aus welchem er glaubt, daß sein Werk am sichersten betrachtet und am richtigsten beurtheilt und gebraucht werden könne; so glaubt er hier sich dieser Pflicht um so weniger entäussern zu dürfen, das sich vielleicht hin und wieder jemand finden könnte, der aus Unkunde oder Absicht, den unrichtigen anzeigte und so zu einer falschen und nachtheiligen Beurtheilung Veranlassung gäbe.

Daher erklärt er zuförderst im allgemeinen: daß allein die Ueberzeugung, dieß kleine Werk könne ein Beförderungsmittel, eines freien und hellen Nachdenkens, über solche Gegenstände werden, von welchen sich bei den Meisten, auch übrigens gebildeten Menschen, immer noch dunkele Vorstellungen finden und erhalten, zur Uebernahme dieser Arbeit bewogen habe. Zugleich hält er diese Erklärung auch für eine nicht ungültige Rechtfertigung seiner Wahl der Gegenstände, bei welchen er sich vorzüglich

verweilt hat. Ueber nichts redet man izt mehr, als über diese und keine Art von Begriffen der meisten Menschen sind dunkeler und verworrener, als diese. Nun darf der Verf. wohl kaum erinnern, daß es seine Absicht nicht sey, sie alle zu lösen und gänzlich aufzuhellen; er bescheidet sich gern, daß sowohl dies kleine Buch, als seine Einsichten und Kräfte, dazu bei weiten unzulänglich sein würden. — Sein Wunsch, so wie sein Bestreben ging nur dahin: denen die keine anderweitige Anleitung und Veranlassung haben, genau und zusammenhängend über diese Gegenstände nachzudenken und doch Lust und Trieb zum Nachdenken empfinden, einige Winke gegeben und dadurch die Bahn angedeutet zu haben, welche sie dann nachher mit eignen Augen weiter aufsuchen, mit eigener Kraft fortgehen, oder nach eigener Ueberzeugung, daß es die Unrechte sei, wieder verlassen und für die Zukunft mit desto grösserer Sicherheit vermeiden mögen.

Daher muß er nun aber auch ganz besonders bei diesem Büchlein wünschen, daß es Niemand in die Hand nehmen möge, ohne des goldnen Spruches eingedenk zu sein: Prüfet alles und das beste behaltet; das ferner ein Jeder, der sich zum Lesen desselben nieder

sezt, sich vorher sorgfältig untersuche; ob er auch ein paar gesunde Augen habe. Findet er, oder seine Freunde, die dieß vielleicht noch besser beurtheilen können, als er selbst: entweder, daß sie zu schwach sind, um einen Gegenstand scharf und anhaltend betrachten zu können; oder daß sie von Kindheit auf, so sehr an optische Gläser gewöhnt wurden, daß sie einen Gegenstand, nie anders, als durch eins derselben aufzufassen im stande sind; so rathe ich ihm selbst, um seinet, des Buchs und des Verfassers willen, es lieber ungelesen bei Seite zu legen. Sind sie aber nur unverdorben, so wird er gewiß nichts dabei wagen; denn die Gegenstände sind, wie der Verfasser wenigstens überzeugt ist, so gestellt, daß nur eine mittelmäßige Sehkraft und mittelmäßige Uebung dazu gehört, um sie ohne Täuschung beurtheilen zu können.

Freilich werden gleichwohl nicht nur theologisch und politisch-orthodoxe Zeloten aller Partheien; sondern auch manche billig und aufgeklärt denkende Männer, vornehmlich bei gewissen Stellen, den Kopf schütteln; weil sie, doch wohl zu ängstlich, glauben: über gewisse Dinge müsse Niemand denken, wer nicht schulgerecht darüber denken könne. Denn, sagen sie, Dunkelheit ist nicht so gefährlich als Dämme-

rung und ein täuschendes Licht; weil jene nicht so leicht verführt, als diese.

Was dieß lezte anbetrift; so kann Niemand mehr dieser Meinung seyn, als der Verfasser selbst. Nur glaubt er, daß es hier nicht als beweisend angeführt werden könne. Leben wir noch in den Zeiten, wo man, um denken zu können, es künstlich von einem gelehrten Innungsmeister erlernt haben muste? Oder ist izt nicht vielmehr das Bedürfniß nachzudenken und durch dieses die Uebung der dazu erfoderlichen Seelenkräfte, in den gebildeten Ständen, überall sichtbar und wirksam, und bedarf nur sorgfältiger Unterstüzzung, um noch allgemeiner zu werden. Den gesunden Menschenverstande können Aeusserungen, wie z. B. die in Rüdigers Glaubensbekenntnisse, nicht schaden; weil er sie nicht bona fide annehmen, sondern prüfen wird und auch ohne alle gelehrte Vorkenntnisse prüfen kann. Wo aber Vortheil, oder Anhänglichkeit an gewisse Lehrmeinungen und Vorschriften, die Stelle jenes gesunden und freien Menschensinns eingenommen haben, da können jene Aeusserungen eben so wenig schaden; weil das Nachdenken davor zurükschaudern und sich kreuzigend bei denselben vorübergehen wird.

Da indessen Irren so sehr menschlich ist, und kein Erdensohn, er trage ein Baret, einen Dokterhut, eine Krone, oder einen schlichten Filz auf seinen schlichten Haaren; er habe sich in die Zünfte, der Theologen, Rechtgelehrten, Philosophen, Staatsmänner, Aristokraten oder Demokraten, einschreiben lassen, oder wandele frei und frank, als ein Weltbürger, in den reizenden Gefilden der Wissenschaften und der eigenen Erkenntniß einher, sich dagegen ganz sicher stellen und sicher preisen kann; so ist der Verfasser auch weit davon entfernt, von sich zu glauben, daß er allein zu seinem Loose erhalten habe, was noch nie das Loos eines Menschen war und vielleicht das Loos der Menschheit überhaupt nicht sein kann. Wenn daher unpartheiische und kaltblütige Urtheiler finden sollten, daß er Belehrung verdient habe; so wird ihm diese, dafern sie gründlich und gemässigt ist, sehr willkommen seyn, weil sie seinen Zwek unmittelbar befördert. Auch Tadel wird er sich gern gefallen lassen; weil er weiß, daß jeder seine Art zu denken und sich zu äußern habe und das Eigenthum eines jeden in Achtung und Ehren zu halten, als eine seiner heiligsten Pflichten erkennt. Nur bittet er, eben deßhalb auch ihm eine gleiche Gerechtigkeit wiederfahren zu

lassen; vor allen Dingen ihm keine andere Absicht, als die der reinsten Wahrheitsliebe, unterzulegen.

Zum Schluß ersucht der Verfasser noch auf folgende nicht unwichtige Drukfehler einige Aufmerksamkeit zu verwenden und sie ihm nachsichtsvoll nicht in Rechnung zu bringen. So lese man S. 2. seiner Berge ꝛc. stat; seinen Bergen ꝛc. S. 6. ellenlangen ꝛc. st. ellangen ꝛc. S. 17. unabhelflichen Unfällen ꝛc. st. unabhelflichen Ursachen ꝛc. S. 28. ihn sich gleich ꝛc. st. ihn gleich ꝛc. S. 37. unsern Lehrer ꝛc. st. unsern Prediger, Lehrer ꝛc. S. 45. diesen Gesezzen ꝛc. st. diesen Gesezze ꝛc. S. 51. ich Ew. ꝛc. st. ich Er. ꝛc. S. 54. Fast nie ꝛc. st. Nie ꝛc. S. 81. Lehrer der ꝛc. st. Lehrer und der ꝛc. S. 105. eben so häuslich ꝛc. st. aber so ꝛc. und in der folgenden Zeile meinigen. st. vereinigen ꝛc.

Diese mögen genug sein, um den Leser aufmerksam zu machen. Mehrere, die leicht in die Augen fallen, aber den Sinn nicht entstellen, wird man leicht übersehn, oder selbst verbessern können.

Geschrieben im April. 1793.

Sokratische Gespräche.

Einleitung.

Vera forsan moneo, sed prosunt quid mihi vera.
Tib.

Es war am ersten Pfingsttage des Jahrs 1769. Morgens um zehn Uhr, als der Schulmeister Kauz, sich zwischen den Bergen, wo er ein paar Stunden umher geirrt war, heraus und im einem kleinen Dorfe fand, das etwa zwanzig Feuerstellen zu enthalten und vermittelst der Berge von der übrigen Welt ganz abgesondert zu sein schien. Die Einsamkeit und Stille, die überall in diesem Dörfgen herrschte, galt unserm Reisenden für ein sicheres Zeichen, daß die Gemeinde in der Kirche versamlet sei; dieß reizte seine Neugier, und so nahm er seinen Weg nach der Kirche zu.

Auf dem Gottesakker, oder vielmehr auf einem freien luftigen und lieblichen Plazze, der die Kirche umgab, fand er einige Kinder spie-

lend. Er näherte sich ihnen; sie grüßten ihn freundlich, bekümmerten sich aber nicht weiter um ihn.

Kauz fragte: wie dieß Dorf heisse? B** sagte die Kinder und nun erinnerte er sich noch kurz vor seiner Abreise, diesen Namen gehört zu haben. Bei nähern Nachsinnen, wurde es ihm wieder lebhaft, daß sein Freund Radegast, candidatus ministerii und Hauslehrer und designirter Schwiegersohn, des Herrn Superintendenten, mit ihm davon gesprochen, und des Pfarres dieses Orts, als eines berüchtigten Kezzers Erwähnung gethan habe.

Der Superintendent, sagte der Kandidat, habe schon lange sein Augenmerk auf ihn; weil aber der Ort so abgelegen sey und Rüdiger, so hiesse der Pfarrer, sich ausserhalb seinen Bergen gar nicht sehen und höhren lasse; so könne Sr. Hochwürden noch immer nicht recht dahinter kommen; zu mahl da das Konsistorium, oder vielmehr der Fürst, kein Spioniren wissen wolle, und bei jedem Vorbringen immer nach den Quellen frage.

Diese Erinnerung machte mancherlei andere Ideen in Kauz rege. Schon lange trachtete er nach einer günstigen Gelegenheit, sich bei dem Herrn Superintendenten zu insinuiren; er glaubte sie gefunden zu haben, und machte sich daher

elligst der Kirchenthüre um hineinzugehn, allein die Thüren waren verschlossen; er legte das Ohr an die Thür und hörte ein Gemurmel, als das eines Gesprächs weniger Menschen. Er ging um die Kirche, an eine andere Thür, und fand auch diese verschlossen; er wollte durch die Fenster sehn, allein sie waren zu hoch. So verging wohl eine Stunde und immer noch höhrte er nichts von dem Gebrülle, welches man, in einer gewöhnlichen Dorf-Kirche, den Gesang nennt; nichts von dem einthönigen gellenden Geschrei, wonach man zu urtheilen pflegt, daß sich der Prediger auf der Kanzel befinde.

Noch ging er voll Ungeduld den Kirchhof auf und nieder, als sich in der Kirche, eine angenehme einfache Musik erhob, die ein Lied anzukündigen schien, und der auch wirklich ein ungemein melodischer Gesang nachfolgte, in welchem angenehme weibliche Stimmen die Melodie sangen, und durch männliche Baß- und Tenor Töne mit vieler Einfachheit und Mäßigkeit begleitet wurden.

Die Neugier stieg bis zur Ungeduld und ließ ihn noch einmahl eine genaue Untersuchung anstellen: ob er nicht eine Stelle entdekken könne, von wo seyn Blik in dieß sonderbare Heiligthum einzudringen vermögte. — Endlich bemerkte er in der Mauer, unter einem Fenster, eine Lükke, die ihm groß und fest genug schien, um mit

Sicherheit einen Fuß hineinsezzen und hoch genug, um sodann, ohne selbst sonderlich merkbar zu werden, hinein blikken zu können.

Hatte ihn die Musik befremdet, so überraschte ihn der Anblik noch mehr. Hier sah er keinen Prediger in Mantel und Kragen, keinen Küster in einer abgelebten Perüke, keinen bundscheckig behangenen Opfer Altar, mit papieren Blumen in zinnerne Blumentöpfen und ellangen Wachslichtern, keinen Taufstein mit der Taube, keine Kanzel mit einer verbleichten und abgegriffenen Sammetdekke behangen, und mit geschmaklosen Schnizwerk verziert, keine raucherige Emporkirchen und keine halbverfallene Orgel, mit ungestalten Engelsköpfen und Posaunen zwischen den aufgeschwollenen Paustbakken. Hier war kein widriges Krucifix und keine Abbildungen vom jüngsten Gerichte, wo die Teufel, auf Schubkarren oder bei den Haaren, die Verdammten der Hölle zu schleppen; — er erblikte einen einfachen Saal, nach einer schönen Anordnung, mit frisch belaubten Zweigen aller Art ausgeziert, in dessen Mitte sich ein grosser länglich runder Tisch befand, an welchem eine Gesellschaft Landleute, dem Ansehn nach, die Hausväter und Hausmütter, in bunten Reihen saß, und hinter welchen jüngere Leute, ebenfalls beiderlei Geschlechts an Singpulten, Instrumente und Notenpapiere in den Händen, standen. Alle sangen in einer heiteren

Melodie und mit heitern Gesichtern, nicht aus Gesangbüchern, sondern aus dem Gedächtnisse, das Lied, was ihm völlig unbekannt war. Einzelne Strofen, die er verstand, schienen ihm, das Lob der Natur, als den Inhalt des Liedes, anzudeuten.

Das Lied war zu Ende, man besprach sich eine Weile, wie es schien über den Inhalt desselben; ein ältlicher Mann mit einem etwas geistvollern sehr heitern Gesicht, übrigens ganz so in seinem Aeussern wie die Uebrigen, führte das Wort und alle hörten mit besonderer Aufmerksamkeit und vorzüglicher Achtungsbezeugung auf, wenn er redete. Wiewohl Kauz die Unterredung nicht verstand, so bemerkte er doch, daß der ältliche Mann auf einige Stellen des Liedes besonders aufmerksam machte, indem man zwischen durch einige Strophen desselben vollstimmig wiederhohlte. Von Zeit zu Zeit schienen auch Andere ihre Meinungen zu sagen, und das Gespräch allgemein zu werden. Sodann redete jener ältliche Mann wohl eine Viertelstunde lang ganz allein; die Gesichtszüge aller Zuhörer würden, wie die seinigen nach und nach ernster und drükten mehr und mehr Andacht und Nachdenken aus; der Redner fuhr mit steigender Lebhaftigkeit fort und schloß endlich indem er ein Moment Augen und Hände, mit der Bewegung eines betenden, zum Himmel hob.

Sobald er geendet hatte, fiel die Musik wieder ein und ein ungemein sanft und vollstimmiges Chor sang aufs Neu ein Lied, so feierlich und rührend, daß es selbst auf Kauz einigen Eindruk machte, dessen Herz sonst nicht leicht Eindrükke dieser Art aufnahm, und seit seiner Kindheit an nie Etwas ähnliches in einem Gottesdienste empfunden hatte. Nach der Beendigung der Hymne, — für so Etwas hielt er das Lied — stand die Gesellschaft auf und es schien als ob sie sich zum Aufbruch anschikke.

Kauz hatte noch nicht Zeit gehabt, diese sonderbare Erscheinung in seinem Kopfe zu ordnen; eine bewustlose, ihm sonst ganz ungewöhnliche Furchtsamkeit ergrif ihn und trieb ihn zum Dorfe hinaus, damit ihn Niemand aus der Versammlung wahrnehmen mögte. In der That kam er auch ganz unbemerkt hinter ein nahes Gebüsch und sezte sich nieder, um zu überlegen, was er, unter diesen sonderbaren und ganz unerwarteten Umständen, in Rüksicht seiner dadurch veranlaßten Absicht zu thun habe. Er beschloß endlich, wieder in das Dorf zurük zu kehren, wozu ihm die herannahende Mittagsstunde und ein aufsteigendes Ungewitter den Vorwand gab, und, in der Schenke des Orts, unvermerkt nähere Erkundigung, zur Erläuterung seiner unvollständigen Entdekkung, ein zu ziehen.

Bei seiner Ankunft im Dorfe begegnete ihm ein Landmann, in welchem er eben den erkannte, der seit mehr als funfzehn Jahren der Geschäftsbesorger der Gemeinde war, und den Kauz gelegentlich in der Stadt, wo er sich als Chorschüler aufgehalten, gesprochen hatte. Er redete daher den Bauer, als einen alten Bekanten an, und wurde von ihm erkannt. So entspann sich ein Gespräch, worin der Reisende Gelegenheit nahm zu erzählen, wie er durch Verirrung hieher gerathen und durch das aufsteigende Ungewitter genöthigt sey, einige Stunden hier zu verweilen. Er bat ihn sodann um die Gefälligkeit, ihm die Schenke des Orts anzuweisen.

Klaas, so hieß der Landmann, versezte, daß er sich ausser stand sehe, ihm hierin gefällig zu sein, weil gar keine Schenke in diesem Ort sich befinde. Sie würde hier ganz unnütz sein, erwiederte er auf die geäusserte Verwunderung Kauzens, wir besuchen sie nicht und leben lieber der Geselligkeit in unsern Häusern und Familien, und Fremde besuchen diesen verstekten und von jeder gangbaren Strasse entlegenen Ort nicht. Verirrt sich indesten ja einmahl einer, so wie Sie hierher, so ist er bei einem jeden von uns willkommen, wenn er genügsam genug ist, mit unserer Armuth für lieb zu nehmen. Sind Sie in diesem Falle, so wird es mir ange=

nehm sein, wenn Sie mein Gast für diesen Mittag sein wollen.

Mit aller Höflichkeit die Kauz aufbringen konnte (die gleichwohl nur eine schlechte Figur gegen die einfache Verbindlichkeit des Landmanns machte) nahm er die Einladung an und wurde von Jenem in sein Haus und in seine Familie eingeführt.

Reinlichkeit, Einfachheit und Ordnung fielen gleich bei dem Eintritte in die Augen. Es war ein Bauerhaus, worin ihn sein Gastfreund einführte; allein es war keine jener armseeligen Hütten, wo noch immer Menschen und Vieh unter einem Dache, nicht selten in einem Zimmer wohnen; worin ein erstikkender Rauch, ein ekelhafter Schmuz, ein widriger Gestank, jeden andern Menschen kaum einige Minuten zu verweilen erlaubt; es war eine gesunde, bequeme reinliche Menschenwohnung, in deren Einrichtung man so wie an allem was in derselben war und sie umgab Ueberlegung und Einsicht auf den ersten Blik wahrnahm.

Zwei Bäurinnen, Klaas Frau und Tochter, bewillkomten Kauz mit einer Gutherzigkeit, aber auch mit einer sitsamen Höflichkeit, die er bis dahin für unmöglich vereinbar, besonders bei Landleuten gehalten hatte und sezten ihn durch die Art, wie sie die Anstalten zum Mittagsmahle

machten, durch ihre, freilich nur noch abgebroch= ne, Unterhaltung, überhaupt durch ihr ganzes Be= nehmen eben so sehr in Erstaunen, als Klaas durch sein Gespräch seine Aufmerksamkeit auf sich zog.

Kaum war er im Stande gewesen sich et= was zusammlen, und sich wieder an den edlen Zwek seiner Reise zu erinnern, als nach und nach einige Nachbaren Klaasens ins Zimmer traten, um das Mittagsmahl bei ihm einzunehmen. Hier hatte er bald Gelegenheit zu bemerken, daß sein gastfreier Wirth nicht der einzige gebildete Mann, so wie seine Wirthinnen nicht die einzigen gebildeten Weiber dieses Orts wären. Bei allen fand er eben den nehmlichen einfachen Anstand, eben das heitere zufriedene Ansehn, eben die rich= tige angenehme Art sich auszudrükken. Jemehr er diese Leute beobachtete, desto mehr fühlte er sich nach und nach in seinem eigenen Urtheil zu= rük gesezt und von einer Ehrerbietung durch= drungen, die er nie empfunden hatte, und so viel er auf sein Betragen achten konnte, war es ihm unmöglich, sich selbst darin zu erkennen. Mit ieder Minute fühlte er sich blöder, Wort und Gedanken ärmer, iemehr man ihn anredete, desto weniger wuste er zu antworten, und ie= mehr man auf die verbindlichste Weise die Unter= redung nach ihm zu leiten suchte, desto weniger war er im Stande Theil daran zu nehmen.

War er iezt schon ausser Fassung, so gab er alle Hofnung auf, sie wieder zu gewinnen, da da ein Mann herein trat, den der Wirth vom Hause ihm, als den Schulmeister des Orts vorstellte. Es war ein grosser wohlgebildeter Mann, mit einem hellen viel versprechenden Auge, sein Aeusseres glich dem der übrigen Bauren, aber seine Gespräche unterschieden ihn doch durch etwas, das Kauz zwar sich nicht deutlich machen konnte, das aber doch nichts anderes als das überall hervorschimmernde hellere Licht einer erhöhten innern Geisteskultur war. Da Ernst, so hieß der Schulmeister, hörte, daß der Fremde eben dieses Standes sei; so wandte er sich besonders an ihn und suchte ein Gespräch über Erziehung und den Unterricht anzuknüpfen. Allein nie hatte sich Kauz noch als Schulknabe vor seinem Rektor so ganz unbedeutend gefühlt, nie so wenig Muth zu reden, nie eine so völlige Ueberzeugung gehabt, daß er nichts auch nur Erträgliches zu sagen wisse, als Ernst gegen über. Das Gespräch war sogleich wieder abgerissen und so sehr auch Ernst die Kunst, Antworten zu entlokken, und ein Gespräch im Zusammenhange fortzuführen, verstand; so war sie doch hier nicht hinreichend und er schien daher auch, nach einigen vergeblichen Versuchen, die Hoffnung ganz aufzugeben.

Man sezte sich nun zu Tische und das Gespräch wurde allgemein. Man redete Anfangs

über allgemeine Gegenstände, den Akkerbau die Viezucht und die damit in Verbindung stehenden Theile der Phisik und Naturgeschichte, Mineralogie, Chemie betreffend und Kauzens Erstaunen und Verlegenheit wurde mit ieder Minute vermehrt, indem alle diese Landleute — Mitglieder eines Standes über den er sich so sehr erhoben gefühlt hatte — mit Kenntniß und Urtheil über Gegenstände redeten, wovon er nichts verstand — nichts wuste; indem die Weiber, wie die Männer, das Ihrige zu dem Gespräche gaben und ihnen an Kenntnissen ähnlich zu sein schienen.

Nach und nach wurde das Gespräch lebhafter, heiterer — man scherzte, man lachte, aber nie verließ der Anstand und die feinste Sittlichkeit die Gesellschaft; so wie Frugalität und Mäßigkeit des Gastgebot zu bereitet hatte. Ein wohlschmekkendes, nahrhaftes Gericht von Gemüse und wenig gebratenem Fleische, nebst der schönsten Butter, und gut konservirtem Obste machte die Speisen, so wie gut ausgegornes Bier und, gegen das Ende der Mahlzeit, einige Flaschen Wein, den ihr eigener Boden hervorgebracht hatte, die ganze Gasterei aus.

Der Tisch wurde aufgehoben, und wiewohl der Wein auch Kauz wieder etwas lebhafter und beherzter gemacht hatte, so war es ihm doch nicht möglich gewesen, einigen Einfluß in das Gespräch zu gewinnen, geschweige denn, die ihm

auf dem Herzen liegenden Erkundigungen einzuziehn.

Da sich das Ungewitter indessen verzogen hatte, so besuchte die Gesellschaft den Garten und hier hatte Kauz wieder Gelegenheit Fleiß, Ordnung und Urtheil zu bemerken und zu bewundern; so wie durch die mannigfaltigen und gründlichen Kenntnisse dieser Landleute sich beschämt zu fühlen. Durch die Betrachtung der Blumen, Gewächse und Bäume, wurde das Gespräch botanisch, Kauz hörte hier so manches über die Natur, Fortpflanzung, Wartung und den Nuzzen von Bäumen und Pflanzen, die er selbst nicht dem Namen und Ansehn nach kannte, daß er in einem botanischen Garten unter lauter Professoren dieser Wissenschaft zu seyn glaubte.

Um seine Verlegenheit darüber, daß er auch an diesem Gespräche keinen Theil nehmen konnte, einigermaßen zu verbergen, wandte er sich an die Tochter vom Hause und bat sie ihm mit der Einrichtung des Gartens etwas näher bekannt zu machen. Mit der natürlichsten, gefälligsten Freundlichkeit führte sie ihn überall umher, machte ihn auf alles, was ihr der Mühe werth schien, aufmerksam, zeigte ihm hier eine seltene Blume, die sie bei ihrem lineeischen Namen nannte, sprach dort über die merkwürdige, eigenthümliche Beschaffenheit des Bodens, und zeigte ihm überhaupt so viel festes und richtiges Urtheil, daß Kauz mit einem der Männer

zu reden glaubte, weil er sich nie hatte träumen lassen, daß ein Weib über etwas anders, als die niedern Geschäfte der Küche und Wirthschaft, oder — über die Fehler anderer Menschen, etwas erträgliches zu sagen im Stande wäre.

Noch hofte er von ihr zu erfahren, wonach er ihren Vater und die übrigen Männer zu fragen sich nicht getraut hatte, er lenkte daher das Gespräch auf den heutigen Festtag, so dann auf den Gottesdienst, fragte: ob diesen Nachmittag nicht noch dergleichen sey, und ob es erlaubt seyn werde, daran Theil zu nehmen?

Hierüber könne sie ihm keine befriedigende Antwort geben, brach Liesgen dieß Gespräch ab; danach müsse er Ernst fragen. Sie wisse sich nicht zu erinnern, jemals einen Fremden in der Versammlung gesehn zu haben.

Es währte nicht lange, so bemerkte er, daß die Gesellschaft sich zum Aufbruch anschikte und hörte bei näherm Erkundigen, daß izt die Stunde der Versammlung sich nähere; wenig Minuten nachher läutete man auch von dem Thurm. Schüchtern und verlegen wie sich die verkapte böse Absicht allemal der scharfsichtigen Redlichkeit, die sie gern überlisten mögte, naht, fragte nun Kauz den Schulmeister Ernst: ob es wohl angehe, daß er dem Gottesdienste beiwohne, da er höre, daß es hier nicht gewöhnlich sei.

Ernst wog ihn mit einem durchdringenden Blik und sagte denn kalt, obgleich höflich: allerdings sey es nicht gewöhnlich, und weil sie es sich zum heiligen Gesez gemacht hätten, alles zu entfernen, was die Andacht nur im mindesten stöhren könne, so habe die Gemeinde den Beschluß gefaßt, keine Fremde in ihren Versammlungen zuzulassen — wenigstens nicht ohne vorherige Berathung, wozu es izt schon zu spät seyn dürfte.

Kaum hatte er daß gesagt, so trat Klaas herzu und sagte Kauz mit aller der ihm eigenen Verbindlichkeit: Er möge ihm nicht übel nehmen, wenn er ihn daran erinnere, daß es Zeit seyn werde, sich auf den Weg zu begeben; denn izt werde er B — s wohin er, wie er geäußert heute noch gedächte, mit Bequemlichkeit erreichen können, ohne Gefahr sich zu verirren, oder Schaden zu nehmen, wofür er bei späterer Abendzeit, bei den gebürgigten und unbequemen Wegen, nicht sicher sey. Fände er sich übrigens zu ermüdet, so stehe ihm ein Pferd oder ein Karn zu Dienste und er sey bereit, ihn wenigstens über das Gebürge zu bringen. Uebrigens hoffe er, sezte er hinzu, sein Gastfreund werde es ihm nicht zur Grobheit anrechnen, daß er ihn nicht ersuchen könne, die Nacht bei ihm zu bleiben; indem die Gemeinde den Beschluß gefaßt habe, keinen Fremden, in Krankheiten

oder

oder andern unabhelflichen Ursachen ausgenommen, Aufenthalt länger als einen Tag bei sich zu verstatten.

Diese Erklärung beraubte nun Kauz alle Hofnung, für diesmal mehr zu entdekken, als wozu ihm sein gutes Glük diesen Morgen schon verholfen hatte; er machte sich sogleich fertig, die freundschaftliche Erinnerung seines gastfreien Wirths zu benuzzen, und da er so bald als möglich wünschte, sich selbst überlassen zu seyn, verbat er sowohl das Pferd als die Begleitung Klaasens. Voll der wunderbarsten Vorstellungen, eilte er sogleich eben den Weg, den er gekommen war, wieder zurük, um so schnell als möglich sich seines Neuigkeitsbündels zu entledigen.

Am folgenden Tage schien ihm ein bloßer Traum zu seyn, was er gestern gesehn und erlebt hatte, und es kostete ihm in der That Mühe, sich von der Wirklichkeit zu überzeugen, noch mehr aber, die Bilder in seinem Kopfe so zu ordnen, daß er im Stande war, ordentlich und ausführlich von seinem gehabten Abentheuer Bericht abzustatten. Indeß je näher er dem Orte seiner Bestimmung kam, je mehr er nun nach und nach wieder Er selbst wurde, desto mehr fing in seinem Kopfe es an, sich auch in dieser Rüksicht zu ordnen, und es blieb ihm zulezt nur etwas Ueberspannung zurük, die ihm seine Kunstfertigkeit, die Dinge in ein grel-

les und unnatürliches Licht zu stellen, für die Erzählung seiner Reisebeschreibung, entbehrlich machte.

Sein Freund, der Kandidat, hatte kaum diese Erzählung zur Hälfte mit angehört, als er aufsprang und den Schulmeister mit solcher Heftigkeit nach dem Studierzimmer Ihro Hochehrwürden des Herrn Superintendenten hinzerrte, daß Dieselben, aus ihrer Mittagsruhe dadurch aufgewekt, beinah in einigen Schrekken darüber gerathen wären. Auch entging der Kandidat nicht den ihm mit Recht gebührenden Verweisen und so voll er auch von des Schulmeisters erbeuteten Neuigkeiten war, so sah er sich doch genöthiget, erst in schuldigster Dehmuth, seiner Unhöflichkeit wegen, um Verzeihung zu bitten, eh er zum Vortrag desselben gelassen wurde. Ihro Hochehrwürden, durch seine Exklamationen endlich aufmerksam gemacht, nahmen sodann nach eingestopfter Pfeife auf ihrem Sopha eine bequeme Stellung ein, ließen den Schulmeister an der Thür niedersezzen und geböten ihm sodann, seine Erzählung in gehöriger Ordnung vorzutragen.

Still und unbeweglich saß der Superintendent, während der Schulmeister redete und Radegast vor Ungeduld, gleich einem Kreusel, auf seinem Sizze sich umher drehte; nur zuweilen bließ er den Rauch etwas stärker aus seiner langen Pfeife hervor und rutschte zuweilen, mit

dem einen Fuße, der vom Sopha herab auf den Boden hing, in dem Pantoffel desselben etwas hin und her. Endlich da Kauz seine Erzählung vollendet, fragte er ihn mit einiger Bewegung, indem er die Pfeife nieder legte und den Oberleib vorschob: ob er auch durchaus in seiner Erzählung der Wahrheit getreu geblieben sey? und da Kauz dieß mit einem theuren Eide bekräftigte; so gab er ihm auf, die ganze Erzählung zu Papiere zu bringen, wobei er ihn ermahnte, sich Mühe dabei zu geben, denn es könne seyn, wie er wichtig hinzusezte, daß es höhern Orts produzirt werden müsse. Darauf entließ er den Schulmeister.

Der Superintendent war ein Mann, der, wie man allgemein von ihm rühmte, seiner Würde nie etwas vergab; daher hatte er sich in Gegenwart des Schulmeisters gar nicht, auch nur durch einzelne Worte oder Winke über diese Nachricht geäußert. Mit Radegast, einem Freunde vom Hause und künftigen Schwiegersohn, nahm er es so genau nicht, und daher trug er kein Bedenken, sogleich nach des Schulmeisters Entfernung, seinem heiligen Eifer einige Luft zu machen. Er nannte es: Greuel und Verrätherei an dem Worte Gottes und Christi, den ehrlichen Rüdiger einen Betrüger und Baalspfaffen, und schalt ziemlich derb auf die wenige Aufmersamkeit der Regierung und die despotische Verord-

nung, nach welcher man die Gerechtsame der Superintendenten und ihre inquisitorische und fiskalische Gewalt dahin eingeschränkt habe, daß sie blos über das Bericht abzustatten hätten, was aus sichern Quellen gelegentlich zu ihrer Wissenschaft gelange.

Aber izt wolle er es auch dem Konsistorium einmal recht derb einbrokken, und man solle ihn leicht auf dem Sinne befinden, daß er unmittelbar sich mit einer unterthänigen Vorstellung ad Serenissimum wende. Was aber den Atheisten, den Rüdiger, beträfe, so bedaure er nur nichts mehr, als daß ihn sein Zipperlein, was ihn seit mehreren Jahren nie ganz verließ, verhindere, sich selbst an Ort und Stelle zu begeben, um sich durch eine Okular-Inspektion, von den irrigen Lehren und heidnischen Wesen dieses verabscheuungswürdigen Neologen zu überzeugen.

Durch die Kraft des heiligen Unwillens und durch den unerschütterlichen Vorsaz, die Absezzung Rüdigers zu bewirken, in eine ungewöhnliche Thätigkeit gesezt, machten sich Ihro Hochehrwürden, nach erhaltener schriftlicher Relation, sofort an die Arbeit, einen ausführlichen und nachdrüklichen Bericht darüber an ein hohes Konsistorium aufzusezzen; womit Dieselben denn auch, nach einigen Tagen glüklich zu Stande kamen, und denselben, nebst beigefügter dokumentarischer Erzählung des Schulmeisters, wohl versiegelt der Post überantworteten.

Ein Augenzeuge hat uns berichtet: Dieselben hätten, nachdem der Brief dem Bedienten ausgehändigt, mit dem freudigen Ausruf: acti labores jucundi! sich wieder auf ihr Polster nieder gelassen, und den Abend mit ungemein guter Laune über eine Hochzeit gescherzt, die sich bald in ihrer Familie ereignen dürfte; auch eigends eine Bouteille Johannisberger mit Herrn Radegast auf die Gesundheit: was wir lieben! ausgeleert.

Der Bericht, nebst dem beigefügten Dokumente, gelangte richtig in einem hohen Konsistorium an; allein er that nicht die Wirkung, die sein Verfasser, von diesem opus egregium, mit Freudigkeit vorausgesehen hatte. Man fand die ganze Erzählung so unglaublich, daß man sie für erdichtet, oder doch wenigstens ganz schief und übertrieben vorgestellt hielt, und da überdem der Herr Superintendent schon, von einigen Vorfällen her, in den Kredit einer Leichtgläubigkeit und Waschhaftigkeit stand, so trug einer der jüngeren Räthe darauf an, sie ad acta zu legen, ohne weiter darauf Rüksicht zu nehmen. Diesem widersezten sich jedoch die älteren, und man beschloß daher, dem Rechtsbrauch zufolge, Rüdiger eine Kopie davon zuzufertigen und seine Verantwortung einzufodern.

Rüdiger erstaunte nicht wenig, als er den Consistorialboten in seine Wohnung eintreten sah,

dessen Erscheinung er seit dreißig Jahren, nie anders als um Neujahr, wenn er sich seinen pars salarii (so pflegt er es wenigstens zu nennen) auszahlen ließ, zu haben gewohnt war; er erstaunte und erschrak zugleich als er den Inhalt erblikte und eilte, ihn sogleich seinem Nachbar und Freunde dem Amtmann Herhold mitzutheilen.

Es ist sonderbar, daß uns Ereignisse überraschen können, die wir doch eigentlich, seit geraumer Zeit, täglich hätten erwarten sollen. Schon seit fünf und zwanzig Jahren, ohngefehr so lange Rüdiger von der Bahn des Schlendrians in seiner Amtsführung ganz abgewichen war, hatte er eine solche Nachfrage und Rüge befürchten müssen; es auch Anfangs wirklich befürchtet und manche unruhige Stunde darüber gehabt. Nach und nach hatte indeß die Zeit ihn so mit Ruhe und Sicherheit umgeben, als ob die Gebürge, die sein Dorf einschlossen, es auch unzugänglich machten, und da er von der Welt nichts weiter hörte und sah, so war ihm nach und nach die Vorstellung ganz fremd geworden, daß man sich auch um ihn und sein Thun und Lassen bekümmern könne. So trat er, sonst die Ruhe und Entschlossenheit selbst, izt dennoch durch die Ueberraschung etwas aus der Fassung gebracht, in das Zimmer seines Freundes und überreichte ihm stillschweigend die Papiere.

Das unter denselben befindliche Rescript des Konsistoriums, verlangte über folgende drei Punkte Bericht:

1) Ob er diese Erzählung in den Thatsachen für wahr und richtig erkenne; —

2) Ob, und was für Veränderungen er in der Kirche und im Gottesdienste vorgenommen habe, und

3) Ob, und in wiefern er in seinem Lehrvortrage von den Lehren der Bibel und der symbolischen Bücher abgewichen sey? —

„Und was willst du hierauf antworten?“ fragte Herhold, nachdem er die Papiere flüchtig durchlaufen hatte, den Pfarrer, der indessen unruhig im Zimmer auf und nieder gegangen war.

„Darüber wollte ich eben deine Meinung und deinen Rath hören.“

„Meiner Meinung nach sind dir nur zwei Wege übrig. Entweder du mußt alles geradezu ableugnen, und in aller Eile Kirche, Liturgie, Schule ꝛc. nach dem alten Bokesbeutel herstellen; — oder du mußt dein Päkgen schnüren und gehn, so weit dich deine Füße tragen können.“ —

„Aber mein Gott! sollte denn kein Mittelweg — keine vernünftige Vorstellung“ —

„Ho! Ho! fiel ihm Herhold bitter lachend in die Rede, alter Mann! vernünftige Vorstellung! — Hast so lange gelebt in der Welt und sprichst hier von vernünftigen Vorstellungen! — Ich sage dir, lerne lügen und eine freche Stirn machen, oder schnalle dein Bündel.“ —

Izt wurden sie durch die Dazwischenkunft des Schulmeisters Ernst, dem dritten Blatte an dieser Kleestaude, unterbrochen. Man redete nun ausführlicher und allgemeiner über diese Angelegenheit. Ernst versicherte kalt und ruhig, daß er schon beständig hierauf gefaßt gewesen sey, und ganz besonders, seit dem jener Mensch mit der Schurken-Miene, von dem er ihnen gesagt, sich in dieß Dorf, ohne Zweifel absichtlich, verirrt habe.

Ich meines Theils, sezte er hinzu, habe auf diesen Fall schon längst meinen Entschluß gefaßt. Ich werde meine Entsezzung nicht abwarten, sondern, so schwer es mir auch ankommen möge, einen Ort zu verlassen, wo ich nur allein glüklich gelebt habe und leben kann, dennoch mich selbst ins Exil verweisen und mich wo möglich durch das Bewußtseyn schadlos halten, daß das Gute, was ich gestiftet habe, nicht mit mir hinweggehe.

Rüdiger hatte sich nach und nach auch wieder gesammlet, und die Fassung und Entschlossen-

heit' Ernsts rief seine gewöhnliche philosophische Ruhe und Heiterkeit wieder völlig in seine Seele zurük. Er empfand eine leichte Beschämung darüber, daß er sie nur hatte einen Augenblik entfernen können. Mit heiterm Blik und heiterer Miene reichte er Ernst die Hand: „Wenigstens," sagte er, „sollst du dann nicht allein gehen! und nicht allein dieß Bewußtseyn zu deinem Begleiter haben! du magst gehn; aber gewiß nie ohne mich!"

„Und ihr Beide nicht ohne mich!" rief Herhold mit Heftigkeit und demonstrirte ihnen unter hundert Sarkasmen auf die Dummheit, den Aberglauben und die Pfafferei, daß er mit ihnen in gleicher Verdammniß sey, und daß er so gut wie sie seinen Stab suchen müsse.

Der Bund der Freundschaft schien in diesem Augenblikke unter diesen drei Männern erneuert zu seyn, und, bei lebhafterem Gefühl dieses Bundes, Festigkeit und Ruhe ganz wieder in ihren Gemüthern hergestellt zu haben. Sie untersuchten nun die Lage der Sache genauer und überzeugten sich nur mehr, daß nichts anderes übrig sey, als dem Ungewitter auszuweichen, da sie bei einer nähern Untersuchung ohnfehlbar nicht nur ihrer Aemter entsezt, sondern auch mit Schimpf und Schande, wonicht mit Gefängniß und andern Strafen, belegt werden dürften.

So verging der Nachmittag, und gegen Abend vermehrten Klaas und die Weiber und erwachsenen Kinder aller vier Freunde, auf Herholds Veranlassung, die Gesellschaft. Man machte keine Verheimlichung aus dem, was alle auf gleiche Weise anzugehn schien, und die ruhige und heitere Art, womit Rüdiger und seine beiden Gefährten in der wahrscheinlichen Verdammniß, von diesem Vorfalle redeten, löschte auch bald den Eindruk des Schmerzes und der Rührung aus, den es anfangs besonders auf den weiblichen Theil der Gesellschaft gemacht hatte.

In einem Kreise, wo die Vernunft die herrschende Göttin ist, können auch selbst die empfindlichsten Reizungen der lebhaftesten Gefühle ihr nicht lange widerstehn, und da man, so lange für Kenntnisse Aufklärung und Sittlichkeit in diesem Erdenwinkel gearbeitet war, dem weiblichen Theil eben so viel Antheil als dem männlichen an diesen edelsten Gaben der Gottheit vergönnet hatte; so war auch bei diesen nichts von den Ausbrüchen der Leidenschaften und übelen Verwöhnungen wahrzunehmen, die sonst da, wo man dieß Geschlecht meistens wie wilde Stauden aufwachsen läßt, so häufig wahrzunehmen ist. Hier war kein unbändiges Klagen, kein thörigtes Vorwürfe machen, kein wildes Geschrei, was man anfangen? — wohin man sich wenden solle? u. s. w. Allein Anfangs floß eine stille Wehmuth

von Herz zu Herz, wie ein klarer Bach, sanft und geräuschlos, von einem blühenden Gesträuch seines Ufers zu dem andern rieselt. Jede Gattin schloß sich näher an ihren Freund an, fühlte sich inniger mit ihm verbunden, aber auch fest durch ihn unterstüzt; man empfand ganz das Drükkende, von einem Orte zu scheiden, wo man glüklich lebte, und von Menschen, denen man dieß Glük dankte, oder doch mit denen man es theilte, und dieß um solcher Dinge, die man als Vorurtheile erkannte, um Handlungen, die die Vernunft als rechtmäßig und lobenswerth erklärte; aber man fühlte auch heiter und erhebend, daß überall Gottes Erde sey, daß überall eine Blume und eine Frucht wachse, und überall auch für den, der danach suche, ein Mensch aufzufinden sey, der ein Herz zur Theilnahme und Unterstüzzung habe.

So sanft und schön dieß ins besondere Herholds Gattin den übrigen darstellte; so heftig stritt er dagegen. „Mit dem Menschen müsse man sich durchaus nicht einlassen, behauptete er, dieser sey das ungezähmteste Thier auf dem Erdboden. Nur Ruhe und Glük zu stöhren, das sey sein einziges Dichten und Trachten.“

„Pfafferei, Dummheit, Eigennuz und Herrschsucht sind überall die Bestandtheile, woraus dieser Sphinx zusammengesezt ist,„ rief er. „Geht hin an den Nordpol oder unter die Linie;

überall findet ihr ihn gleich! Wer hätte gedacht daß dieß Ungethüm uns hier, in diesen versteckten Hütten, stöhren würde — und dennoch seht ihr, daß es uns aufspürt — um uns das Bisgen Lebensgenuß zu rauben, das wir uns so viele Jahre her mühselig zubereitet haben! — Ich bin Euer;" rief er mit steigender Lebhaftigkeit, „ich folge Euch überall hin — nur nicht unter Menschen! Hin in einen Wald laßt uns ziehn und mit den Thieren eine gesellschaftliche Verbindung schließen." —

Vergebens machte seine Gattin, durch die übrigen unterstüzt, Gegenvorstellungen gegen dieß menschenfeindliche Urtheil. „Es ist nicht dein Herz, was so empfindet, sagte sie ihm, nicht dein Verstand, der so einsieht; es ist deine Phantasie, die durch Bilder deiner vorigen Schiksale, jene Gefühle des Wohlwollens, die dein Herz so reichlich in sich schließt, jene Einsichten, die dein Verstand so hell und richtig zusammenstellt, verdränget und verrükket." — Vergebens machten sie ihn gemeinschaftlich auf den Widerspruch aufmerksam, den seine Menschenfeindlichkeit mit der Liebe, die er gegen sie hege, bilde, vergebens suchten sie sein hartes Urtheil über das Menschengeschlecht dadurch zu widerlegen, daß hier, selbst durch seine Bemühung, es ihnen gelungen sey, die Menschen ganz umzubilden, und aus unwissenden rohen Bauern, gebildete, auf-

geklärte und gutartige Weltbürger zu machen. Er hatte Scheingründe zur Widerlegung dieser wirklichen, und wiederholte nur noch lebhafter: „überall folge ich Euch, nur nicht unter Menschen! — lieber verlasse ich selbst dich, Luise, und hier meine Jungens und werde ein Waldbruder.“

Wiewohl alle empfanden, daß er dieß Wort schwerlich halten würde, wenn es zu dem Moment der Ausführung käme; wiewohl man also auch izt nur über diese Aeußerung eines denkenden und vernünftigen Menschen scherzte; so machte sie denn doch bei der ganzen Gesellschaft die Ideen rege: daß es freilich schöner seyn würde, wenn sie ganz isolirt sich an einem entlegenen Orte anbauen, und so nur unter sich und durch sich eine kleine Welt bilden könnten; — denn freilich — das gestanden alle ein — würden sie solche Menschen nirgends vereinigt finden, als sie hier verließen und wieder sich eine Generation zu bilden, dazu — wenn auch die Umstände sich wieder so glüklich vereinigen könnten — fühlten die alt gewordenen Männer — fehle es ihnen, wo nicht an Muth, doch an Kräften und Lebensdauer.

Wer im langen Genuß der Früchte seiner Arbeit gewesen ist, wie wenig wird der Muth haben, die mühevolle unsichere Arbeit noch ein-

mal und zwar ohne Hofnung, noch davon ernd-ten zu können, zu beginnen.

Man sprach lange hierüber, machte Plane und that Vorschläge; endlich erinnerte sich Rüdiger an eine der schönsten Gegenden, die er in seinem Leben gesehen, und die so ganz für ihr Bedürfniß und für die Ausführung ihres, (wie er selbst nannte) romantischen Planes, geschaffen sey. In seiner Jugend hatte er sich nemlich, auf einer Reise durch die Schweiz, in den — Gebürgen verirrt, und nach langem Umherstreifen sich in einem Thale, tief in einem Walde, befunden, dessen reizende Lage und natürliche Beschaffenheit, (deren Beschreibung er mit der Lebhaftigkeit und Genauigkeit lieferte, als wir es von Eindrükken der Jugend gemeiniglich zu thun pflegen,) allerdings, so wohl für die Erzeugung ihrer Bedürfnisse, als für einen angenehmen Genuß derselben, ganz von der Natur eingerichtet zu seyn schien. Ueberdem sey es so abgelegen und verborgen in dem ungeheuren Walde und Gebürge, daß vielleicht kaum alle Jahrhunderte sich ein Mensch dorthin verirre, und also auch in dieser Rüksicht, der Freiheit und Vernunft zu einem Asil zu dienen, völlig geschikt. Schon damals, sezte er hinzu, habe er es mit dem innigen Wunsche, sein Leben dort zuzubringen, verlassen, und dahin würde er mit Freuden zurükkehren.

Mit großer Lebhaftigkeit ward diese Idee, besonders von dem jüngern Theile der Gesellschaft, ergriffen. Auch Klaas bat iezt, daß man ihn und seine Familie mit aufnehmen möge, und man brachte das Uebrige des Abends damit hin, sich schon in jenes Thal hinüber zu phantasieren und durch die reizenden Vorstellungen, von ungestörter Zufriedenheit und jenem Lebensgenuß, der von keinen äussern Verhältnissen, auch nur von ferne abhänge, im Schoosse der Natur und an der Hand der Vernunft ihnen zugeführt werde, in die heiterste Stimmung zu versezzen.

Da Jeder von ihnen an die einfachsten Lebensbedürfnisse gewöhnt, jeder mit der Geschiklichkeit, sie sich auf irgend eine Weise zu verschaffen, versehn war, da keiner von ihnen kränklich oder arm oder träge war, so stand diesem Vorschlage in der Ausführung nichts entgegen. Man prüfte ihn jedoch ruhig und mit Vernunft, und beschloß ihn sodenn ernstlich. Man sah iezt, als ein Glük an, was man einige Stunden vorher noch für ein Unglük gehalten hatte. Mit bitterm Lächeln machte Herhold die Bemerkung, „daß die Menschen doch so schlimm nicht seyen, als er sie gehalten habe, weil sie sie zwängen ihr Glük auf eine höhere Stuffe zu heben, als sie ohne dieß schwerlich jemahls erstiegen haben würde.“

Man vereinigte sich noch dahin, daß Rüdiger morgen die Gemeinde zusammen berufen,

derselben ihren Entschluß und die Gründe dafür bekannt machen solle. Worauf man denn so schnell als möglich sich zum Abzuge anschikken wolle, damit sie noch vor dem Winter ihre Wohnungen in dem lieben Thale einrichten könnten.

Am andern Morgen versamlete Rüdiger, bald nach Sonnenaufgang, durch das gewöhnliche Zeichen, die Gemeinde, bei welcher Gelegenheit alle Aktivbürger dieses kleinen Staats beiderlei Geschlechts sich einzustellen gehalten waren. Mit ruhigem Ernst trat er unter sie und redete sie also an:

„Werthe Freunde und Nachbaren, Ihr werdet Euch erinnern, daß ich zum öftern — freilich ehmals mehr als in den lezten Jahren — mit Euch darüber geredet habe, wie manche Einrichtungen in unseren Versamlungen, in unserm Versamlungshause und in unserer Schule (die ihr ehmahls auf meinen und den Rath dieser beiden Freunde; nach eigener Prüfung für gut befunden und angenommen habt) nicht allerdings mit den landesherlichen Verordnungen und Einrichtungen übereinstimmten; wie deßhalb zu befürchten stehe, daß über kurz oder lang Nachfrage geschehe, und daß eine solche Untersuchung vielleicht das ganze Gebäude, was wir mühsam aufgeführt haben, seinem Aeussern nach wenigstens, durch einen Machtspruch umstoßen könne.

„Da eine hohe Obrigkeit nur nach einmal angenommenen Landesgesezzen richten kann; diese aber, wie ihr wißt, nicht immer durch die Vorschriften der Vernunft, sondern oft noch durch alte Vorurtheile, Herkommen, selbst oft durch Eigennuz und Herschsucht ihre Form erhalten haben, auch noch izt häufig nach den Vorurtheilen und der Ungebildetheit des großen Haufens eingerichtet werden müssen, so dürfen wir schwerlich auf eine Billigung unserer Einrichtungen rechnen; ja ich darf sagen: wir dürfen auf sehr ernsthaften Tadel und sogar vielleicht — wenigstens was uns, Lehrer und Gerichtsperson anbetrift — auf strenge Bestrafung rechnen. Ihr habt dieß eingesehn und daher schon längst den Beschluß gefast, so lange und so viel als möglich unsere Einrichtungen geheim zu halten; nicht so wie das böse Gewissen eine Uebelthat verheimlicht, sondern wie die Klugheit ein Geheimniß verschweigt, das durch seine Bekanntwerdung nur mißverstanden werden und durch Misverständnisse Anstoß oder Unruhe erregen würde. Wir glaubten nicht gegen Landesherren und Obrigkeit ungehorsam zu sein, indem wir das Gesez der Menschen dem Gesezze der Vernunft nachsezten, da dieß doch eigentlich Gottesgesez ist, und bei uns keine der Ursachen eintreten, die sogenante Kirchen- und Religionsgesezze und Kirchen- und Schulverfassungen und Verordnungen für das Ganze nothwendig machen mögen."

„Gleichwohl, meine Freunde, können wir nicht verlangen, daß man unsere besondern Einsichten zu allgemeinen Gesezzen machen solle — denn wir können ja ebenfalls geirrt haben; — eben so wenig können wir darauf dringen, daß man uns nach unsern Einsichten richte, denn Gesezze und Richter können nicht auf die besondern Einsichten stets Rüksicht nehmen.„

„Man würde also, so bald es zu einer solchen Untersuchung käme, uns nach den allgemeinen Kirchen- und Religionsgesezzen richten, und da muß das Urtheil allemal wider mich und meine Freunde ausfallen. Man wird uns ohnfehlbar einer Pflicht- und Amtsverlezzung für schuldig erkennen und uns nöthigen, diesem zu entsagen, weil man an einen christlichen Prediger, Schullehrer und Beamten ganz andere Foderungen macht, als wir erfüllt haben, oder zu erfüllen geneigt sein dürften.“

„Dieser Fall nun, meine Freunde, den unsere Behutsamkeit und günstige Umstände bisher noch immer von uns entfernt gehalten haben, ist nunmehr eingetreten. Hier diese Papiere enthalten eine Aufforderung einer Obrigkeit, die wir beständig für die unsrige erkannt habe, ihr einen genauen und wahrhaften Bericht von unserer Einrichtung abzustatten. Es ist kein Zweifel, daß sie hiezu nicht ein Recht habe, und wiewohl wir, so lange man uns nicht befragte, auch nicht

verbunden waren davon zu reden; so kann uns, als redliche Menschen und Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft, — als Unterthanen also, nichts veranlassen, diesen Bericht zurükzuhalten, noch weniger ihn anders, als der strengsten Wahrheit gemäß abzufassen."

„Hiezu werde ich also auch sogleich pflichtmäßigst die Veranstaltung treffen. Die Folgen könnt ihr voraus sehn. Sie sind unvermeidlich, und Nichts kann einer schimpflichen Entsezzung unserer Aemter, und anderweitiger Bestrafung zuvorkommen, als wenn wir sie selbst niederlegen und das Feld räumen. Hiezu sind wir nun auch, nach reifer Ueberlegung, entschlossen und ich rede iezt zu euch, um euch diesen Entschluß im Namen aller, anzukündigen. Das dieß ungern und nicht ohne schwere Ueberwindung geschieht, könnt ihr leicht denken; allein wir müssen auch gestehen, daß es nicht weniger mit Freudigkeit und Dank gegen die Gottheit geschiehet; und zwar dafür, daß es erst iezt geschehen durfte, und daß wir so lange Zeit gehabt haben, nach unsren besten Kräften Nüzliches unter Euch zu wirken, was nie verloren gehn wird."

„Dadurch mögt denn auch ihr die Empfindungen beruhigen, die, wie ich überzeugt bin, iezt in euch durch Wohlwollen für uns und Eifer für das Gute aufgeregt werden. Man wird ohnzweifel einen andern Prediger, der irgend einer

Sekte angehört, einsezzen; man wird eure Schule nach der gewöhnlichen Weise einrichten; man wird euer Versamlunghaus wieder zu einer Kirche und eure Versamlungen wieder zu einem Gottes-dienste umschaffen und ihr könnt und dürft dieß nicht hindern. Allein euch kann man auch nicht hindern, Einsichten, Denkungs, Sinnes und Lebens Art bei zu behalten, die euch einmal eigenthümlich geworden ist; nicht hindern, eure Wahrheit als eur erstes und heiligstes Eigenthum auf eure Kinder fort zu erben; sie wenigstens in den Stand zu sezzen, zwischen Vernunft und Aberglauben zu wählen und Sorge zu tragen, daß diese Wahl frei und ungezwungen sey."

„Ihr könnt uns also entbehren, und wer sie auch seien, die in unsere Stellen treten, sie können euch nicht mehr schaden. Ihr verliert also an uns nichts als Freunde, mit denen ihr noch gern länger gelebt hättet; aber auch darüber wird euch eure eigene Vernunft zurecht weisen. Was müstet ihr thun, wenn der Tod uns von euch abforderte? und wie lange kanns noch sein bis dahin! Warum will der freie Mensch aber blos der Nothwendigkeit, nicht auch seiner eigenen Einsicht weichen! — Laßt uns also zufrieden und freudig von einander scheiden, und jeder an seinem Theile ruhig und fest seinem ihn noch erwartenden Schiksale entgegen gehn."

Als Rüdiger aufgehört hatte zu reden, erfolgte ein Minutenlanges Stillschweigen, welches

sodann fast von allen zugleich gebrochen wurde. So gern indeß ein jeder seine Bekümmerniß und Theilnehmung zu erst an den Tag gelegt hätte; so verschloß gleich wohl einem jeden die Achtung den Mund, so bald Klaas anfing zu reden, dem Alter, Einsicht und Wohlredenheit ein besonderes Ansehn erworben hatte. Klaas nahm also das Wort im Namen aller und sagte zu Rüdiger und seinen Freunden:

„Ich habe die ganze Nacht über die Sache nachgedacht und Zeit und Kälte genug gehabt, sie von allen Seiten zu betrachten. Es scheint mir nicht so ganz ausgemacht, daß eine verständige und wohlwollende Landesregierung gerade so verfahren werde und müsse, als ihr es ausgemacht angenommen und du, Vater Rüdiger, uns iezt vorgestellt hast. Es würde doch eine harte Gewaltthätigkeit seyn, wenn man uns unsern Prediger, Lehrer, Freund und Rathgeber, die wir lieben und verehren, rauben und dafür Männer aufdringen wollte, die dieser oder jener Sekte und Parthei zu gethan wären; oder wenn man uns gar selbst zwingen wolte, uns wider unsere Ueberzeugung, zu einer solchen Sekte zu bekennen — wenn es auch nur im Aeussern wäre. — Mir scheint dieß wenigstens, ganz wider alle Vernunft und die Gewalt einer Regierung bei weitem überschreitend zu seyn, und ich habe keine Ursach zu erwarten, daß eine Regierung, die

sich immer, in jedem andern Betracht, sanft und billig bezeigt hat, hierin gerade nach entgegengesezten Grundsäzzen verfahren werde.“

Hierüber kam es zu einem allgemeinen Gespräch; alle Glieder der Gemeinde urtheilten wie Klaas, und machten daher die dringendsten und nachdrüklichsten Vorstellungen, gegen den gefaßten Entschluß Rüdigers und seiner beiden Freunde. Nur schlecht und mit geringem Erfolge konnten diese ihn rechtfertigen, da die mannigfaltigen Beweise der Liebe und Zuneigung auch ähnliche Gefühle in ihren Herzen rege machten.

Indeß nahm Herhold das Wort und tadelte mit vieler Bitterkeit, daß sie auf Vernunft rechneten, da wo Herschsucht und Pfaffenstolz und Eigennuz mit ins Spiel kämen. „Ich will mein Leben verwetten, wenn nicht der Superintendent einen Kandidaten in der Tasche hat, dem er gern diese Pfarre zu schanzen mögte. Mit euren Vorstellungen macht ihr nur übel ärger, da wird man euch für Unruhstifter, Wiederspenstige, Revolteurs ausschreien, und ihr könnt mit aller eurer Vernunft es dahin bringen, daß ihr auf die Festung einlogirt, und wir mit Schimpf und Schande aus dem Lande gejagt, wo nicht als Redelsführer noch ärger bestraft werden.“

„Die Vernunft ist ein gutes Ding, sezte er hinzu (da ihn einer Vorwürfe machte, wie er

so, seiner eigenen Einsicht zuwider, über die beste Gabe Gottes mit seiner finstern Laune herfahren könne,) die Vernunft ist ein gutes Ding, aber nur unter Vernünftigen. Gott soll mich bewahren, daß ich sie verunglimpfe. Hier unter uns, da ist sie schön, herrlich, göttlich! Aber laßt sie, um Gotteswillen, nicht über unsere Gebürge hinaus kommen; am wenigsten laßt euch einfallen, sie der Verfassung, dem Gesezze, dem Willen des Regenten entgegenzustellen. Man wird euch für Tollhäusler halten, und dieß gerade als den stärksten Beweis wider uns gebrauchen."

Der Streit der Vernunft mit der Welterfahrung dauerte nach eine Zeitlang fort, der weibliche Theil der Versamlung suchte endlich die edleren Gefühle zu Schiedsrichtern einzuführen, und diese entschieden denn dahin: daß besagte drei Freunde mit der Ausführung des Entschlusses, sich zu entfernen, doch wenigstens so lange warten mögten, bis man von Seiten der Gemeinde bei der Regierung einen Versuch, zur Erhaltung derselben in ihren bisherigen Verhältnissen, gemacht habe. —

„Also wollt ihr," sagte Rüdiger mit einer sanften Mischung von Wohlwollen und schmerzhafter Rührung im Ausdruk, „also wollt ihr durchaus, daß wir nur durch eine schimpfliche Verweisung von euch gerissen werden sollen!"

„Da sey Gott für, rief Klaas, du weißt, daß ich mich gestern anheischig machte, mit euch zu ziehen, wohin ihr wollt, und ich wünsche es iezt noch eben so lebhaft als gestern. Weist man uns ab vor Gericht und hört man nicht auf unsere Vorstellungen, so reichen wir die Schriften ein, worin ihr eure Aemter niederlegt, kehren eiligst zurük, und kommen so allem weiteren Verfahren durch unsere Entfernung zuvor. Aber ich glaube, daß wir alle ein Recht haben, von euch zufodern, daß ihr eure Aemter nicht eher, als durch die Noth gedrungen, niederlegt, da ihr euch uns einmal so ganz zu eigen gegeben habt.“

Durch Gründe und Gefühle überwältigt, vermochten Rüdiger und seine Freunde diesem Aufoderungen nicht länger zu widerstehn. Man beschloß daher: Klaas, als Deputirter der ganzen Gemeinde, solle zuerst an das Consistorium, und wenn er hier kein Gehör finde, unmittelbar an den Landesfürsten gehn, die Antwort und Rechtfertigung Rüdigers überreichen, und mit Nachdruk darauf dringen, daß man diesen sowohl als seine Freunde in ihren Aemtern und die Gemeinde in dem Genuß ihrer Gewissensfreiheit ungestört erhalten möge.

Hierzu würden die nöthigen Veranstaltungen getroffen und Rüdiger sezte seine Rechtfertigungsschrift auf, die ohngefähr, dem Wesentlichen nach, folgendes Inhalts war. —

„Ehrerbietige und gewissenhafte Beantwortung der von einem hochfürstl. Konsistorium erlassenen dreifachen Anfrage, pflichtmäßig entworfen von C. D. Rüdiger."

„In pflichtschuldiger Folgeleistung des mir dato — zugefertigten gnädigsten Befehls, erhalten Ew — hier meine Antwort, auf die mir vorgelegten Fragen, die ich nach gewissenhafter Prüfung entworfen und nach meinem besten Wissen und Gewissen ausgefertiget habe. Wie ich denn nicht zweifle, daß Ew — mich und meine Erklärung aus dem wahren und einzig richtigen Gesichtspunkte, unpartheiischer Einsicht und derjenigen Billigkeit und Nachsicht, die jeder Mensch, hoch oder niedrig, gelehrt oder ungelehrt, dem andern schuldig ist, beurtheilen werden; so lebe ich der tröstlichen Hoffnung, daß Dieselben, dafern Sie Irrthum und Fehler wahrnehmen sollten, deßhalb nicht schlimmer von mir denken und wenigstens meine und meiner Freunde redliche und lautere Absicht nicht übersehn werden."

„Um, nach diesen Voranschikkungen mich ohne weiteres zu der Hauptsache zu wenden; so

finde ich keinen Anstand, die Erzählung des Denunzianten für glaubwürdig und der Wahrheit gemäß anzuerkennen, indem die Thatsachen, die darin vorgebracht sind, und mich und hiesige Gemeinde betreffen, sich seiner Angabe gemäß verhalten.“

„Es ist wahr, daß unser Versamlungshaus die innere Gestalt hat, die er beschreibt; es ist wahr, daß es selbigen Tags mit grünen Zweigen aller Art ausgeziert gewesen, daß wir so zusammen gesessen und die angezeigten Lieder gesungen worden; es ist ferner wahr, daß er bei dem Bauren Klaas zu Mittage gegessen und angezeigte Gesellschaft angetroffen hat, so wie es, Gott sey Dank, gleichfals richtig ist, daß hiesigen Orts Einwohner vernünftige, wohl unterrichtete, in mancherlei nöthigen Kenntnissen, der Moral, Oekonomie, Naturlehre, Naturgeschichte, Botanik, Physik, Gesundheitslehre und andern damit verwandten Kenntnissen wohlerfahrene, und in Absicht des Aeussern und Innern wohlgesittete Menschen sind; es ist endlich wahr, daß ihm der Schulmeister Ernst, die Theilnehmung an unserer Nachmittagsversammlung verweigert, und daß vorgedachter Klaas ihm, dem Beschluß der Gemeinde zufolge, eine längere Gastfreiheit, als bis zu Untergang der Sonne, nicht habe gestatten können.“ —

„Wenn alles dieses einige Befremdung erregen sollte, so bitte ich nicht ehr darüber zu richten, als nach Durchlesung und Erwägung der, die folgenden beiden Anfragen betreffenden, Beantwortungen; weshalb ich denn ohne Anstand zu derselbigen fortgehe.

„Allerdings sind von uns gemeinschaftlich erhebliche Veränderungen in dem Gottesdienste vorgenommen, oder vielmehr: wir haben gar keinen Gottesdienst mehr, weil wir so wohl in dem Worte, als an der Sache einen wesentlichen Anstoß fanden. Wir halten indessen zu der gesezten Zeit noch immer unsere Versammlungen, nicht des Scheins, sondern des Bedürfnisses, des Vergnügens und des großen wesentlichen Nuzzens wegen, der für uns, seit vielen Jahren, aus denselben entsprungen ist. Unsere zusammenkünfte sind folgender Art:

Auf das gewöhnliche Zeichen der Glokke, versamlen sich am Sonntage zuerst des Morgens alle Mitglieder dieser Gemeinde, bis auf die Kinder unter 15 Jahren in dem Versammlungshause. Hausväter und Hausmütter sizzen um den runden Tisch, und ich unter ihnen; hinter uns, auf etwas erhöhten Sizzen, nehmen die unverheiratheten und jüngern Mitglieder einer jeden Familie ihren Plaz. Gesinde giebt es wenig oder gar nicht bei uns, denn wo Kinderhände noch nicht hinreichen, zur Gewinnung des

Unterhalts, da sind Verwandte, Freunde und Nachbarhände zu jeder Zeit bereit. Fände sich indessen dennoch hie oder da ein Dienstbote, so wird dieser mit zu der Familie gerechnet und als ein Mitglied derselben angesehen oder behandelt.“

„Ist die Versammlung beisammen; so pflege ich sie mit einer kurzen Erinnerung an die Gottheit zu eröfnen und einen jeden, so wie mich selbst, aufmerksam zu machen, daß Wohlwollen, vereinigtes Wirken, Streben zur Vollkommenheit, so wie die reinste Harmonie in der ganzen Natur, diesem Ausflusse der Gottheit, unverkennbar sey, daß die ganze physische Natur einen simbolischen Unterricht für die moralische Natur des Menschen enthalte, den er einsehn und befolgen solle, weil er ihn einsehn und befolgen könne; daß die überall sichtbare Verbindung zwischen Ursach und Wirkung, die uns allein auf eine erste Ursach, die wir Gottheit nennen, zurükführe, und der einzige reine Quell dieser Erkenntniß sey; uns stets daran erinnern müsse, daß auch wir ein Glied in dieser großen Kette sein auch unsere Kräfte, zu dem allgemeinen Ziel alles Strebens und Wirkens in der ganzen Natur, auf Vollkommenheit und Glük, hingerichtet seien, müssen, und also nur dann zwekmäßig angewandt würden, wenn sie diesem Ziele, es sey so viel oder so wenig als es wolle, etwas näher

brächten. Ich pflege darauf hinzuweisen; daß die Vernunft, oder die Gottheit in dem Menschen, der einzig sichere Wegweiser zu diesem Ziele sey und daß, ihrer Leitung folgen, die schönste Huldigung der Gottheit zu Tage lege; sie aber verlassen, sie wohl gar zurük stossen, das Thier der Gottheit vorziehen heisse und mit Recht mit Tadel und Beschämung, als Thorheit, gerügt zu werden verdienen."

„Nach dieser Anrede, die nach den Umständen verändert, mehr oder weniger ausgeführt, und auf lokale Umstände angewandt wird — und der es, seit fünf und zwanzig Jahren, nie an Aufmerksamkeit und Theilnehmung gefehlt hat — folget die Rechenschaft."

„Mein Freund, der Amtmann Herhold, nimmt nämlich das Wort und erinnert an die beiden einzigen Gesezze in unsrer Gesellschaft, Redlichkeit und Wohlwollen, die wir der Vernunft und Natur zu danken haben und fodert so dann zur Rechenschaft und Prüfung des innern und äussern Verhaltens eines Jeden, nach diesen Gesezze, auf."

„Ist dieß geschehn, so redet, nach der Folge des Alters, ein Jeder für sich; er giebt zuerst Rechenschaft von der Erfüllung seiner bürgerli-

chen Pflichten, von dem Zustande seines Hauswesens, seines Vermögens, seiner Bedürfnisse und der Befriedigung derselbe; sodann von der Ausübung seiner geselligen Pflichten, als Ehemann, Ehefrau — Vater, Mutter — Freund, Freundin rc. endlich von den Bemerkungen, die er über seine moralische und geistige Natur, über das geheime Verhältniß seiner Leidenschaften zu zu seiner Vernunft, — bei sich gemacht hat und überläßt dann der Gesellschaft des Urtheil: ob er der Gottheit oder dem Thiere ähnlicher gewesen, ob er dem Ziele der Vollkommenheit und Glükseeligkeit näher gekommen, oder sich davon entfernt habe."

„Bei dieser Rechenschaft steht es jedem Mitgliede der Gesellschaft frei, oder ist vielmehr seine Pflicht, darüber Bemerkungen ; zu machen, an ausgelassene Fakta zu erinnern, über diese oder jene näheren Aufschluß zu fodern. Sind alle Bemerkungen mit Bescheidenheit vorgetragen, mit Sanftmuth und Ruhe untersucht, und mit den eigenen Bemerkungen eines Jeden verglichen, alsdann zieht Herhold das Urtheil daraus, ob sein Betragen vernünftig oder thörigt zu nennen sey; ob er Tadel oder Aufmuntrung verdiene."

„Haben so alle Hausväter und Hausmütter ihre Rechenschaft für sich abgelegt; so liegt ihnen noch ob, es auch für ihre Kinder und

Hausgenossen zu thun. Diesen bleibt indessen das Recht, jene Rechenschaft, wo sie glauben, daß sie unrichtig, nicht vollständig oder bestimmt genug sey, zu berichtigen, Einwendungen dagegen zu machen, oder noch näher auszuführen. Die Richter dieser, sind alle ledige Personen beiderlei Geschlechts, auf ähnliche Weise, wie bei den Verheiratheten. Bescheidenheit, Nachdenken und Kälte sind unverlezliche Gesezze in diesen Gesprächen; so bald einer oder der andere, nur im mindesten, dagegen sich verginge, würde ihm Stillschweigen auferlegt und bei einem erheblichen Vergehn, er aus der Versammlung verweisen werden. Ein Fall der jedoch seit vielen Jahren nicht eingetreten ist und auch für die Zukunft schwerlich mehr zu befürchten seyn dürfte."

„Nach vollendeter Rechenschaft erfolgt, von meiner Seite, eine kurze Anrede, die in einigen besondern Bemerkungen, über diesen oder jenen persönlichen Charakter und in einer allgemeine Aufmuntrung zum fortgesezten muthigen Streben, nach dem gemeinsamen grossen Ziele, bestehet; und dann überlassen wir uns einer freien geselligen Unterhaltung.

Die jungen Leute, beiderlei Geschlechts, nehmen ihre Stellen auf dem Musikplazze ein; einer oder der andere übergiebt ein selbst verfertigtes oder aufgefundenes Lied, ernsthaften und das Nachdenken befördernden Inhalts; es wird geprüft, gesungen, wieder durchgegangen, Stellen

die vorzüglich schon gefunden worden, noch einmal wiederholt, und wenn auf diese Weise das Gefühl rege geworden ist, pflege ich es noch einmal auf die Anschauung jenes unbegreiflichen unbekannten Urwesens der ganzen Natur zu lenken, das uns Vernunft gab, um durch sie glüklich seyn zu können."

„Eine Hymne an die Gottheit schließt dann die ganze Versammlung."

„Um die bestimmte Zeit des Nachmittags wird wieder das Zeichen zu der Versammlung gegeben, und dießmal wohnen ihr auch die Kinder, bis zu denen von 6 Jahren, bei; oder vielmehr, sie hat lediglich diese zu ihrem Zwek, und daher beziehet sich alles in derselben auch allein auf sie. Eben daher hat auch hier mein Freund uud theurer Gefährte, der Schulmeister Ernst, den Vorsiz; indem dieser den Kindern noch näher bekannt ist, als ich und sie selbst und die Art auf sie zu wirken besser kennt, als ich, oder sonst Jemand in unserer Gesellschaft."

„Er eröfnet auch diese Versammlung mit einer Anrede, die mehr für die Kinder, als für die Erwachsenen, also mehr für Gefühl und Einbildungskraft, als für das ruhige Nachdenken eingerichtet ist. Er pflegt sie nicht nur an die Gottheit zu erinnern, sondern sich in Beschrei-

schreibung der grossen, schönen und wohlthätigen Eigenschaften derselben einzulassen, und wenn er so dann ihr Gefühl zur Liebe und Bewunderung eröfnet hat, führt er sie auf sich selbst und ihr Verhältniß zurük, und bereitet sie zu der Rechenschaft vor, die sie izt bestehen sollen."

„Hiebei führen die Mütter das Wort; jedes Kind darf indessen auch frei reden, und nie wird man es durch ein imponirendes Gebot zum Stillschweigen bringen, wenn es bei dieser oder jener Rüge etwas zu seiner Rechtfertigung zu sagen weiß, oder eine seiner Handlungen unrichtig dargestellt findet. Da unter allen Stufen des menschlichen Alters, Handlungen und Aeußerungen der Kinder vielleicht am schwersten zu beurtheilen sind, so schweigt hier meistens die Bescheidenheit der erwachsenen Jugend, wiewohl sie kein Gesez dazu anhält. Sie sucht lieber durch aufmerksames Zuhören die Erfahrungen des Alters zu benuzzen."

„Weil Kinder noch nicht als Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft anzusehen sind, und also noch unter keiner Obrigkeit, als der ihrer Aeltern und ihres Lehrers stehen; so spricht hier Ernst die Urtheile, indem er zugleich auf das Verhalten in der Schule dabei Rüksicht nimmt."

„Die übrige Unterhaltung dieser Versammlung geht ebenfalls von den Kindern aus. Sie machen Musik, sagen auswendig gelernte Lieder her, oder erzählen selbst erlebte kleine Begebenheiten. Auch erzählt man ihnen und fodert ihr Urtheil, giebt ihnen, ihren Kräften angemeßne Aufgaben, aus der Oekonomie, Naturlehre, Sittlichkeitslehre zu lösen, wird überhaupt mit den Kindern zum Kinde und so fehlt es nicht an durchaus lehrreichen, nüzlichen und angenehmen Unterhaltungen dieser Art, zwei, drei und mehrere Stunden hindurch.“

„Uebrigens ist dieser Tag der Erhohlung und Geselligkeit gewidmet, und gewiß bringen allemal einige Familien den Mittag und Abend mit einander in den edlern geselligen Unterhaltungen hin.“

„Im Sommer versammlet sich auch wohl die ganze Gemeine, auf einem gemeinschaftlichen Plazze vor dem Dorfe. Die Väter und Mütter sizzen unter einer Laube, und die Jugend unterhält sich mit Spielen, die den Körper stärken, oder die Erfindungskraft üben. Die Dunkelheit endet diese Zusammenkünfte.“

„In der Regel haben wir für diesen Tag allemal den Sonntag beibehalten. Wenn gleichwohl in der Erndte, oder bei andern außerordentlichen Fällen, unvermeidliche Umstände diesen

Tag der Arbeit zu widmen, als vernünftig empfahlen, so haben wir kein Bedenken getragen, unsere Versammlungen auf einen andern Tag zu verlegen, oder etwa einmal ausfallen zu lassen."

„Außerdem haben wir noch manche besondere Feiertage, deren Zwek ebenfalls die Beförderung richtigere Erkenntniß und die Ausbildung der edlern Gefühle ist. Z. B. das Frühlings und Herbstfest, das Fest der Eintracht und des Wohlwollens, das Fest der Vernunft, das Fest der Verstorbenen, das Fest der Gebornen, das Fest der Ehe ꝛc. mit deren Beschreibung ich Er — nicht zu ermüden gedenke."

„Uebrigens sind wir von dem Grundsazze ausgegangen: daß alles, was nur dunkele Eindrükke errege, der Erkenntniß schade und zu Vorurtheilen führe. Wir haben daher kein Bedenken getragen, Ceremonien abzustellen, die wir für uns nicht nur als zweklos, sondern auch als schädlich und gefährlich erkannten, weil sie entweder aus Vorurtheilen — wenigstens unserer Erkenntniß zufolge — aus Vorurtheilen entsprungen waren, selbst Vorurtheile enthielten, oder auf dieselben zurük zu weisen schienen. Daher insbesondere alles Priesterhafte von uns, als ärgerlich und vernünftiger Menschen unwürdig erkannt, und als solches verworfen wurde. Mit diesem verschwand daher der Altar und alle Verrichtungen auf demselben,

mit ihm mein Priesterrok, Kragen und alles Schellengeklingel, was Moses Privat-Absicht, auf Unwissenheit eine Despotie zu gründen, dem Stande angehangen hat, der die Stüzze seiner Herrschsucht seyn sollte und von jeher auch als solche von Herschbegierigen beibehalten ist. — Doch hierauf dürfte ich nachher noch wieder zurük kommen, weshalb ich billig izt davon abbreche, um zu der Beantwortung der dritten Anfrage fortgehen zu können."

„Um diese, die ich bei weitem für die wichtigste halte, der Wahrheit und Gewissenhaftigkeit durchaus entsprechend und für eine deutliche Uebersicht und richtige Beurtheilung möglichst geschikt beantworten zu können, erlauben mir Ew. — eine historische Uebersicht meiner ganzen Amtsführung vorzulegen, die zugleich, wie ich hoffe, jene Beantwortung schon in sich schließen durfte. Sollte ich vielleicht durch etwas zu viele Weitschweifigkeit und einen ungefälligen Vortrag ermüden, so rechne ich darauf, daß Sie dieß einem alten Manne nachsehn werden, dem alles daran gelegen ist, nicht sich in einem schönen, gefälligen und glänzenden, sondern in einem richtigen Lichte darzustellen, und daher mit Behutsamkeit die verschiedenen Standpunkte aufsucht, aus welchen dieß Licht seine Wirkung thun könne."

„Als ich vor nunmehr ein und dreißig Jahren anhero als Pfarrer berufen wurde, war ich ein ganz gewöhnlicher Kandidat, d. h. ich hatte auf der Universität ganz mechanisch meine Brodtwissenschaft (wann wird doch einmal ein so entehrender Ausdruk aus der Sprache verbannet werden!) getrieben, nachher in einem vierjährigen Hauslehrerstande das wenige, was ich aus den Kollegiis aufgegriffen, wieder vergessen und in dem lezten halben Jahre, vor meiner Beförderung, mich zum Examine präparirt, d. i. aus meinen Heften gerade so viel und gerade das wieder gelernt, was ich im Examine zu bedürfen glaubte. Daß ein Amt hinter diesem furchtbaren Gebürge, was ich zu überklettern hatte, liege, wofür ich eigentlich meiner Kenntnisse bedürfe, das war mir noch nicht eingefallen, denn ich betrachtete dieß Amt nur, als eine Versorgung, und diese Versorgung nur als einen sanften Polsterstuhl, worin man sich aller Sorgen entschlagen und ganz und gar sich und seinem ruhigen Lebensgenuße hingeben könne.“

„So viel ich mich erinnere, waren diese Vorstellungen allen meinen Bekannten und Altersgenossen gemein, und die Vorbereitung unter ihnen ebenfalls allgemein dieselbe. „Wenn ich nur erst über das Examen hinaus bin!“ das war der stete und sich überall zu erst darbietende Wunsch eines

Studiosi in dem lezten Jahre seines akademischen Aufenthalts. „War das Examen scharf?“ war die Frage, die man an jeden angehenden Prediger that, und: „ist die Pfarre gut?“ d. h. einträglich und bequem? die einzige Erkundigung, auf welche Kandidaten unaufhörlich spekulirten. So oft endlich das Gespräch auf die künftige Pfarre kam, so war beständig die Rede davon, wie man leben d. i. sich der Unthätigkeit und dem Genuße so ganz überlassen wolle. Nie habe ich gehört, daß einer auf Plane gesonnen, wie er seine Zeit nüzlich für seine ihm anvertraute Gemeinde und die größere Menschengesellschaft anwenden wolle.“

„Vieljähriges Nachdenken über die Erfahrungen dieser Art, so ich in meiner Jugend und aus dem, damals nicht kleinen, Kreise meiner Bekanntschaften gemacht habe, hat mich auf die Bemerkung geführt und sie mir als ausgemacht bewährt: daß in keinem Stande und in keinem Verhältnisse der Societät ein jeder nur so ganz sich selbst glaubt leben zu können, und nur auf den Genuß des Lebens Bedacht nimmt, als in dem Predigerstande. Der Handwerker, der Kaufmann, der Künstler, der eigentliche Gelehrte, der Schulmann, der Jurist, der Richter, der Arzt u. s. w. alle diese haben in ihren Verhältnissen und Aemtern tägliche Arbeiten und müssen täglich arbeiten, um täglich zu le-

ben. Der Prediger aber arbeitet nur einen oder einige Tage, und auch dann nur einige Stunden vom Tage, um alle Tage leben zu können. Ich habe heute einen sauren Tag gehabt, sagt der Prediger schon, wenn er zwei Stunden geredet d. h. zwei Predigten, mit hinlänglichen Zwischenräumen sich zu erholen, gehalten und neben her noch einige mechanische Handlungen, z. B. Austheilung des Abendmahls oder einige Taufen oder Trauungen ꝛc. gehabt hat, und nun des Mittags um zwölfe, oder höchstens des Nachmittags um vier Uhr zu Hause kömmt, um sich ganz der Erholung und einer gänzlichen Unthätigkeit des Geistes zu überlassen. Verlangt nun vollends an diesem Tage, etwa noch ein Sterbender seinen Zuspruch; so findet er sich durch die Last der Arbeit sehr bedrükt, wie wohl er sich nun in drei, vier Tagen nicht wieder aus seinem Polsterstuhle bewegt, und seinen Geist eben so weich auf seiner Trägheit, als den Körper auf seinem Polster ruhen läßt.

„In keinem Stande hört man daher auch so viel von einem beschwerlichen Dienste, und von vieler Arbeit reden als in diesem; ein sicherer Beweis, daß man Arbeit als eine Beschwerde, als einen Raub an seinem Lebensgenusse ansieht; daß man wenig zu arbeiten gewöhnt ist und es gern ganz vermiede. In andern Ständen ist der schon besonders begünstigt,

der nur die Hälfte eines jeden Tages nöthig hat, der Arbeit zu widmen, um sein hinlängliches Auskommen zu verdienen und die andere Hälfte der Erholung gönnen kann; in diesem Stande aber ist keiner, der bei dem reichlichsten Auskommen, nur mehrere Tage in der Woche, so viel Zeitaufwand für seine eigentlichen oder bestimmten, ihn responsabel machenden Geschäfte aufzuwenden nöthig hätte; und wäre dieß, so würde er sich ungemein bedrükt fühlen."

„Die Benuzzung dieser Gelegenheit zur Unthätigkeit und zu einem geschäftslosen ruhigen Lebensgenuß ist in diesem Stande gleichsam schon zu einem Gerechtsam geworden, so daß jeder, der sich demselben widmet, dieß mit in Anschlag bringt, und sie gleichsam als seine Bestimmung anerkennt." „Was wollen Sie denn besseres?" sagt der rathende Freund zu dem thätigern Kopfe, der umsatteln will, „was wollen Sie denn besseres, Sie haben ja hier das bequemste, beste Leben von der Welt! Sehn Sie, dieser — dieser — dieser Stand hat diese — diese — diese Last; von alle dem kennt der Prediger nichts, und kann ganz unabhängig sich selbst leben."

„Deßhalb giebt man Predigerstellen z. B. an abgenuzte und ermüdete Schullehrer, wie man eine Pension, ein Gnadengeld ertheilt. Kann man deutlicher zu erkennen geben, daß dieß ein

Stand der Ruhe und Erhohlung sey, und als solcher selbst von dem Staate anerkannt und autorisirt werde?“

„Wie darf man es nun unerfahrenen und nach Genuß des Lebens dürstenden Jünglingen verargen, daß sie diesen Gesichtspunkt zeitig auffaßen und also nur an eine solche Vorbereitung denken, die jenen ruhigen Genuß des Lebens fast ausschließend allein angeht. Daher man denn auch sogenannte Verplemperungen in keinem Stande unter Jünglingen mehr und früher finden wird, als unter denen, die einmal Prediger zu werden gedenken. Es macht diese Vorsorge einen wesentlichen, wo nicht den wesentlichsten Theil ihrer Vorbereitung aus.“

„Auf diese, war ich denn freilich, vielleicht durch ein Ohngefehr, noch nicht gerathen. Statt dessen hatte ich vielmehr schon früh, durch einen vernünftigen Privatlehrer geleitet, an einigen Kenntnissen Geschmak gefunden, die sonst nicht unter diejenigen gehören, so man bei einem jungen Theologen zu suchen hat; — weil nicht im Examine danach gefragt wird. Ich war ein Freund der Naturlehre, Naturgeschichte und hatte selbst einige gute Vorkenntnisse in der Chemie und Mineralogie gesammlet. Diese brachte ich mit hieher, und sie bewahrten meinen Geist, vor jener schleichenden Auszehrung der Unthätigkeit; indem sie meine einsamen Tage

nicht unangenehm ausfüllten und Veranlassung wurden, daß ich sie auch in der Oekonomie anzuwenden suchte.“

„Uebrigens predigte ich, hielt Betstunde, saß zur Beichte, theilte das Abendmahl aus, taufte, trauete — und trieb diese und ähnliche Geschäfte mit der Ordnung, die mir von Jugend auf in allem was ich that zur Gewohnheit geworden war; aber auch mit der mechanischen Gleichgültigkeit, die man fast durchgehends bei allen Kirchendienern wahrnehmen kann, es müßte denn seyn, daß ein solcher in einer großen Stadt ein beliebter Kanzelredner wäre, und also für seine eigne Eitelkeit oder für seinen Beutel kanzelredete.“

„Einige Wochen im Jahr unterrichtete ich die Kinder, die zur Konfirmation gelassen werden sollten. Dieß that ich mit Nachdenken und Ueberlegung. Nicht selten erregte ihre Unwissenheit meinen Unmuth, und vielleicht erhielt gerade hier mein schlummernder Geist den ersten Stoß, wiewohl dieser Unmuth damals weiter nichts wirkte, als daß ich mich auf diese Lehrstunden etwas sorgfältiger vorbereitete. Ich bekümmerte mich weiter nicht um die Schule, als daß ich sie alle Jahre einigemale visitirte, d. i. eine Stunde zugegen war und nachher dem Lehrer einige allgemeine Erinnerungen machte. Weiter foderte, ja auch mein Amt nicht von mir.

„Mit den Einwohnern des Orts kam ich wenig zusammen und redete selten anders mit ihnen, als in Amtsgeschäften — kurz, ich lebte ganz wie ein gewöhnlicher Landpfarrer. Ich gehörte gleichwohl gewiß noch zu denen, die man unter die guten und gebildeten rechnet.“

„So waren einige Jahre vergangen, als der Amtmann Herhold, hiesigen Orts Gerichtshalter, sich hier einen Freihof kaufte und seine Wohnung hier aufschlug. Ich ward natürlicher Weise mit ihm bekannt; Bedürfniß führte uns einander näher, und ein anderes Band vereinigte uns noch inniger. Ich gewann seine Schwester lieb und heirathete sie, und als bald darauf seine Gattin starb, warb er um meine Schwester, die in meiner Einsamkeit mit mir Hausgehalten hatte, und erhielt ihre Hand, wie er schon ihre und meine Liebe und Freundschaft besaß.“

„Für den ersten Anblik hätte man glauben sollen: Dieser Mann könne weder meine, noch die Freundschaft irgend eines Menschen gewinnen und verdienen. Er hatte eine abstoßende Rauheit und selbst oft schrekkende Bitterkeit in seinem Aeußern und Reden. Von Natur leidenschaftlich, hatten mannigfaltige Schiksale und Verhältnisse, manches von Menschen, besonders von Fürsten und der Geistlichkeit, erlitte-

nes Unrecht auf seine Stimmung, einen nachtheiligen Einfluß gehabt.“

„Allein unter dieser harten und bittern Schaale war ein sehr edler Kern verborgen, der bey näherer Untersuchung auch bald merkbar wurde. Sein Verstand war hell, richtig und mit mannigfaltigen Kenntnissen und Erfahrungen genährt und zu einer vorzüglichen Reife gediehen. Sein Herz war voll Wohlwollen und Güte, und nie ist jemand zu einer festen, daurenden, belehrenden und unterstüzzenden Freundschaft fähiger gewesen als er. Ihm verdanke ich meine Aufklärung, meine Nuzbarkeit, meinen Lebensgenuß, mein Glük; — für ihn wird mein Herz dankbar schlagen, so lange sich noch eine Fiber desselben regt; und wenn es eine längere Dauer giebt — wie die Hinfälligkeit meines Körpers, in Vergleichung mit meinen geistigen Kräften und Gefühlen mich ahnden läßt, — so möge sie dadurch meine Ewigkeit beglükken und meine Vollkommenheit erhöhn, daß sie mich noch mit der seinigen inniger vereinigt, als hienieden möglich ist.“

„In dem Anfange unserer Bekanntschaft kam wenig oder gar nicht die Rede auf Religion und damit verwandte Gegenstände. Ich merkte freilich bald, aus seinen bittern Ausfällen auf Geistliche, Pfaffenstolz — Unwissenheit — Müssiggang — Herrsch- und Verfolgungssucht —

daß er diesem Stande abhold sey, oder vielmehr eine Empfindlichkeit gegen ihn im Herzen trage, die besondere Veranlassungen zur Ursach haben mußte. Allein ich ertrug diese Ausfälle eben daher, ohne etwas darauf zu erwiedern; so wie ich die Mißhandlung eines Leidenden nicht ahnden würde, die durch einen heftigen körperlichen Schmerz veranlaßt wurde. Ich bemerkte bald so viel anderweitig schäzbares an ihm, daß ich mich ihm nichts desto weniger täglich mehr näherte, und er faßte auch bald Vertrauen zu mir; so daß ich seine Lebensgeschichte erfuhr und daraus das ganze Gewebe seiner Gefühle deutlich genug erkannte. Ich sah überdem, daß er in jedem andern Urtheil unpartheiisch und vernünftig verfuhr, daß die strengste Gerechtigkeitsliebe sein ganzes Wesen durchdrang und nur zuweilen in der Ausübung durch Wohlwollen aufgehalten wurde."

„Dennoch war dieser Mann ein Feind des geistlichen Standes und, wie es mir damals noch schien, gegen diesen ganz allein ungerecht. Ich unternahm es daher nach und nach, mehr aus Liebe zu ihm, als aus Partheilichkeit für meinen Stand, ihn von diesem Vorurtheile zu heilen — dieß veranlaßte mehrere Dispute, die sich, auf seiner Seite, stets mit der verstärkten Behauptung endigten: der Geistliche- und Predigerstand, sey, so wie er izt sey, durchaus nicht nur

unnüz, sondern auch schädlich; weil er an einem Gewebe von Aberglauben und Vorurtheilen hänge, was man Religion nenne, und dieß und alles was damit in Verbindung stehe zu erhalten suchen müsse, wenn er nicht seine eigene Existenz untergraben wolle."

„Anfangs hielt ich mich nur in meiner Vertheidigung an seine erste Behauptung, und da mir diese Untersuchung bisher noch nie von ferne nur eingefallen war und ich bona fide angenommen hatte: der Stand müsse nicht nur nüzlich seyn, weil er da sey; sondern auch weil er ein heiliger Stand, der erste und ehrwürdigste aller Stände sey, weil er die Diener Gottes und der Religion enthielte; so mochten denn auch wohl diese und ähnliche Floskeln die Waffen seyn, womit ich meine Vertheidigung betrieb. — Wie erstaunte ich, als er mir diese nach und nach, theils geradezu aus der Hand schlug, theils auf eine geschikte Weise entwand, und den Streit in ein ganz anderes Feld, nemlich den der Untersuchung: was Religion und Gottesdienst sey, abzwekke und wirklich leiste? hinüber spielte."

„Auch hier fand ich mich bald in den peinlichsten Nachtheil versezt. Ich focht mit Behauptungen und er drang mir beständig näher, mit Aufforderungen nach Beweisen.

Ich konnte es nicht hindern, daß er, unter dem Gebäude meines dogmatischen Systems, eine Säule nach der andern hinweg stieß; ich konnte ihm nicht beweisen, was ich von dem Einfluß der Religion auf die Moralität behauptete; ich konnte keine Belege dafür anführen, daß das Kirchengehen, das Predigtanhören wirklich Nuzzen habe; ich vermogte die Beispiele nicht zu entkräften, nach welchen die Menschen durch Furcht und Eigennuz, durch Klugheit und Dummheit, durch natürliches Wohlwollen und Uebelwollen allein in Absicht ihrer Handlungsweise geleitet würden. Ich vermogte den Nachtheil nicht umzustoßen, den er mir aus den Ceremonien des Gottesdienstes, selbst aus der Beichte und dem Genuß des Abendmahls erwieß; ich sah mich endlich sogar außer Stand, einige Religionslehren selbst, z. B. die Versöhnungslehre, gegen ihn nur als unschädlich zu vertheidigen."

„Eine unbeschreibliche Unruhe bemächtigte sich meiner, ich dachte Tag und Nacht und fand in meinen Vorstellungen nur immer mehr ein Labyrinth, aus welchem ich keinen Ausweg erblikte. Je ängstlicher ich danach suchte, desto mehr fühlte ich mich erschöpft und ermüdet; — ich empfand zum erstenmale mit tiefer Bekümmerniß, daß es mir an Kenntnissen, Denkkraft und Geistesausbildung fehle, und fürchtete, unter der drükkenden Last dieses Bewustseyns zu erliegen."

„Aber auch izt sollte eben der Mann mein Führer werden, der mich nur in diesen Abgrund gestürzt hatte, um mich wieder heraus heben, und sodann ungestört auf ebener Bahn mit mir eines Wegs fort wandeln zu können. Philosophie und Geschichte, vor allen Kirchengeschichte hatten seinen Geist seit langer Zeit genährt und ihm die Gesundheit, Kraft und Festigkeit gegeben, die in allen Schritten desselben sichtbar wurden. Planmäßig leitete er auch mein Studium dahin und blieb mein sicherer Führer, dem ich mich denn auch mit einem gränzenlosen Zutrauen überließ."

„Gütiger Himmel, wie bald gewann es da ein ganz anders Ansehen in meinem Kopfe! Wie die Sonnenstrahlen hinter einer Wolke hervorgehn und den Schatten allmählich vor sich über das Feld hin jagen; so trieben auch Urtheil und Einsicht allmählich die Schatten der Unwissenheit und Vorurtheile aus meiner Seele. Meine Kenntnisse der Natur kamen mir hierin fürtreflich zu statten und wurden mir von nun an noch eins so werth und nüzlich. Ich studirte mit einer Begierde, die über alle Beschreibung geht, und mit jeder Befriedigung nahm mein Hunger nach Kenntnissen nur noch mehr und mehr zu. Unsere Unterredungen wurden das Band der Kenntnisse, die ich einsah und kennen lernte, und bildete nach und nach ein harmonisches Ganze daraus."

„Zwei Jahr lebte ich so mir, meiner Aufklärung und Belehrung, in fortwährender Anspannung des Geistes; trieb mein Amt mechanisch, mit Widerwillen und Verdruß. Ich hatte erkannt, daß nicht Religion sey, was ich dafür hielt; ich suchte nach dem was ich jenem substituiren könnte, und dieß kam nach und nach tief aus dem Innern meiner Seele, wie eine Goldader aus dem Innersten des Gebürges, hervor. Indem ich nun in meinem Innern lebte, vergaß ich meiner bürgerlichen Verhältnisse und Verpflichtungen stets mehr und mehr. Meine Amtsverrichtungen waren die Handlungen einer Maschiene, und nie habe ich gewiß trokner, kälter, unnüzzer gepredigt, als zu der Zeit, wo mein Geist an Kraft und Thätigkeit täglich zunahm."

„So würde es wahrscheinlich mein ganzes Leben hindurch geblieben seyn, wenn nicht mein Freund auch in dieser Rüksicht sich meiner angenommen hätte. Es war ihm nicht genug, mich zu meiner eigenen Aufklärung veranlaßt zu haben; seine Absicht war, durch diese wieder weiter zu wirken, und in seiner Seele lebte in rastloser Thätigkeit, das große Prinzip jenes edlen Menschenfreundes; daß man sein Licht nicht unter einem Scheffel verbergen müsse, sondern es leuchten lassen vor den Leuten. Er erkannte in mir die Kraft

und den Willen zu gemeinnüzziger, unermüdeter Wirksamkeit; er fand, daß meine eigene Ausbildung weit genug gediehen sey, um diese Kraft richtig zu leiten und gehörig anzuwenden; und dachte nun darauf, ihr den Stoß von aussen zu geben, dessen es, wie er wahrnahm, bedurfte, um sie in die gewünschte Thätigkeit zu sezzen.“

„Sehr lange, und wahrscheinlich von Seiten meines Freundes mit Ueberlegung, war der Streit, über die Nüzlichkeit oder Unnüzlichkeit des Predigtamts, zwischen uns in Ruhe geblieben. Jezt würde er schwerlich wieder haben entstehen können, indem durch die gänzliche Revolution meiner Vorstellungen, auch, mir selbst unbewußt, meine Gedanken hierüber sich verwandelt haben mußten. Da ich bisher nur in mir selbst gelebt, so hatte ich wohl das Drükkende meiner Beschäftigungen, aber nicht das Wirkungslose derselben empfunden.

„Einst als ich an einem Abende, voll übeler Laune, die mich oft mit ihrer Geissel umher trieb, zu meinem Schwager kam, fand ich ihn noch mit einer Arbeit emsig beschäftigt, die er jedoch bald endete und mit lebhafter Heiterkeit sie beiseite legte. Gottlob, sagte er, den hätten wir auch wieder gerettet und auf die Beine geholfen! Er stand auf und bewillkommte mich nun, mit seiner gewöhnten Herzlichkeit.

„Es war an einem Sonnabend“ — „Nun, lieber Bruder,“ sagte er, „habe ich noch ein kleines Geschäft, dabei wirst du mir nicht hinderlich seyn, denn ich kann deiner Unterhaltung neben her genießen. Ich habe seit vielen Jahren die Gewohnheit, alle Sonnabende, des Abends, wenn ich mein leztes Geschäft abgemacht habe, zu überrechnen: was ich die Woche hindurch, für andere Menschen Nützliches gethan, oder doch mich zu thun bemüht habe. Wenn man das so von Woche zu Woche, und dann wieder von Monat zu Monat — von Jahr zu Jahr summirt, und eins gegen das andere bilanzirt, das giebt so eine hübsche Uebersicht und — zugleich Aufmunterung für die Zukunft. — Denn, lieber Bruder, es wäre doch warlich eine Armseligkeit um dieß Leben, wenn es nicht den Genuß gewährte: etwas für den Genuß anderer gethan zu haben! — Meinst du nicht auch?“ sezte er hinzu und schikte sich an, seine Rechnung zu machen.“

„Mit Zentner-Schwere fiel mir diese Bemerkung aufs Herz — ich getraute mich nicht darauf zu antworten, eh ich nicht bei mir selbst nachgefragt hatte: ob ich auch für andere Menschen etwas Nüzliches thue? und darüber versank ich so in Nachsinnen, daß ich ganz vergaß, seine Frage zu beantworten.“

„Meinst du nicht? Rüdiger!“ wiederholte er daher seine Frage noch einmal mit ver-

stärktem Nachdruk, indem er sein Wochenwerk in ein Register eintrug. Mein Gefühl hatte sich indessen auch etwas entwikkelt, und indem ich mich an meine sonntäglichen Predigten und meine Wochengottesdienste erinnerte, so antwortete ich, wiewohl mit einem unwillkührlichen Seufzer:"

„Allerdings, ich bin deiner Meinung" —

„Ja gewiß," fuhr er, noch immer aufschreibend fort, „denn sieh nur, was helfen Kräfte, wenn sie nicht genüzt werden, oder darauf eingeschränkt sind, das Rad unsers Denkens stets nur um seine Welle zu drehen. Schaffe dir einen Ideenkreis, so groß und weit du willst; sollst du immer in demselben dich umher treiben, wie bald wirst du ermüden, und in dieser Ermüdung Unbehaglichkeit empfinden. — Du bist auf demselben Flekke wieder, wo du vor Jahren standest — wenigstens hast du nichts, woran du sehen kannst, daß du weiter gekommen seyest. — Aber wer einen Wirkungskreis ausser sich hat und mit seiner großen, weiten, geläuterten Ideen-Maaße, wie die Sonne in ihrem Lichtmeere durch eine Menge von ähnlichen Körpern, seine Laufbahn fortsezt, und im Vorübergehn, bald diesen erleuchtet, bald jenen erwärmt; diesen in den Stand sezt, wieder von seinen Strahlen mitzutheilen, und auf jenem Früchte in tausendfachen Gestalten, Leben und angenehme Empfin-

dungen aller Art hervorgehn läßt — Bruder, es ist ein schönes Bild, mit dem Phöbus und seinem Sonnenwagen, — und wenn er denn am Abend sich zur Ruhe legt in Thetis Schoos, und ihr vor Schlafengehn vorrechnet, was er den Tag über alles gewirkt hat." —

Diese Bilder ergriffen mich gewaltsam, sie wekten Ideen in mir, die mir bisher ganz fremd gewesen waren; ich dachte mit einer peinlichen Anstrengung nach: ob auch auf mich das anwendbar sey? und verweilte besonders bei dem Ausruhen und Wiedererzählen, am Abend eines gedrängt geschäftsvollen Tages — Ich fand leider, daß dieß auf mich fast gar nicht anwendbar sey. —

„Ein schönes Bild", sagte ich halb seufzend, allerdings! Nur scheint es ein wenig zu sehr ins Grosse gezeichnet zu seyn. — Das ist so die Sache der Fürsten." —

„Was? — ach was, Fürsten! — rief er, etwas gereizt, und legte seine Feder einen Augenblik nieder — „Jeder Mensch ist eine Sonne, die ihr Licht und ihre Wärme hat, und mittheilen kann, und um die sich Planeten wenden, die beides von ihr erhalten können, und erhalten wollen, und sollen! — Vor allen jeder Mensch, der in bürgerlicher Verbindung lebt", sezte er ruhiger hinzu und fuhr weiter fort zu schreiben, „oder gar eine Bedienung bekleidet, sie sey so unbedeutend oder eingeschränkt als sie nur immer wol-

le. — Wenn wir nur wollen, Lieber Bruder! — Da liegt der Stein, über den so mancher fällt, und dann aus Trägheit sich niederlegt am Wege und sich selbst und alle Vorübergehenden überreden will: er könne nicht.“ —

„Nun jezt bin ich fertig — sagte er, indem er aufstand und sich, mit seinem Register in der Hand, zu mir sezte; — „nun laß uns doch einmahl Wundershalben zusammen rechnen, wer in dieser Woche von uns beiden am nüzlichsten geworden ist — nur so, um zu sehn — du weist, daß meine Eitelkeit nichts dabei sucht; ich werde mich herzlich freuen, wenn das Plus auf deine Rechnung geschrieben wird. —

„Das Herz schlug mir heftig bei diesem Antrage, und meine Empfindung stieg zu einem hohen Grade von Aengstlichkeit, da er sich zu dieser Rechnung anschikte, ohne meine Antwort zu erwarten.“

„Doch ich bemerke, daß mich die Lebhaftigkeit meiner Erinnerung an eine Katastrophe meines Lebens, die durch ihre Folgen, mir im höchsten Grade interessant und unvergeßlich ist, hingerissen hat, Ew. — eben so ausführlich zu erzählen, als ich es mir fast täglich selbst erzähle. Ich finde mich um so mehr hierüber beschämt, da meine Zumuthung an Ihre Geduld ohnhin schon mehr als zu groß, und ich doch wünsche,

wie ich unverhohlen gestehe, daß dieselbe bis zu dem Ende dieses Aufsazzes anshalten möge."

„Die Zusammenrechnung ging vor sich, und — hilf Himmel! — wie kläglich fiel sie für mich aus! — Da war kein Tag, an welchem mein Freund nicht sechs acht Stunden für das Wohl anderer Menschen unmittelbar verwandt hatte, und der nicht mit einer oder mehreren wohlthätigen und gemeinnüzzigen Handlungen bezeichnet gewesen wäre. Heute hatte er einem Bedrängten zu seinem Rechte verholfen; Morgen die Ehre eines Verleumdeten gerettet; ein andermahl zwei Feinde ausgesöhnt und sie gehindert, daß ein fressender Proceß sie nicht beide aufzehrte; dort war ein Lüderlicher durch seine Aufsicht und sein Anhalten zu einem rechtlichen Manne und guten Wirthe geworden — und an jedem Tage fanden sich Richtersprüche, mühsame Auseinandersezzungen dessen, was andere verwirrt hatten, angestrengtes Arbeiten und Nachsuchen, damit andern leicht werde, zu finden, und sich selbst zu überzeugen. — Selbst kamen Fälle vor, wo sein Beispiel, als Hausvater und Landwirth, die Mittheilung seiner Erfahrungen — andere zur Nachahmung und Nacheiferung gewekt und angereizt hatte, und wo es ihm gelungen war, selbst Bösewichter zur Einsicht ihres schändlichen und verderblichen Lebenswandels, und zum Anfange eines bessern zu bringen." —

„Hatte ich meinen Freund bisher hochgeachtet und geliebt; so verehrte ich ihn jezt, uud mein Herz beugte sich je mehr und mehr vor ihm, je weiter er auf meine Bitte in der Reihefolge der vorhergehenden Berechnungen seines Registers hinaufstieg — Indem ich mich diesem Gefühle überließ, hatte ich mich selbst, und daß nun auch die Reihe an mich kommen werde, ganz vergessen. Wie erschrak ich daher, als er mich daran erinnerte und zur Gegenrechnung auffoderte — flehendlich bat ich ihn, mir dieselbe zu erlassen; allein umsonst, ich muste mich daran machen, muste mein Gefühl und mein Gedächtniß martern, um herauszubringen, — daß ich nichts gethan habe, was nur im mindesten seiner Wirksamkeit entgegen gestellt zu werden verdiene."

„Wie leer, wie einförmig, wie that — und selbst, wie genußlos war mein Leben gegen das seine! — Da war nichts, als Predigt, Kinderlehre, Betstunde halten; Trauen, Taufen, Nachtmahl reichen; lauter Geschäfte, die durchaus kein Interesse für mich hatten, die, grossentheils wenigstens, jeder Bauer eben so gut als ich hätte verrichten können, die mir alle nicht eine Viertelstunde Zeit und Mühe mehr gekostet, als die Ausübung derselben erfoderte, und der Nuzzen und Segen davon — wo wurde er sichtbar? wo könnte davon auch nur das Geringste auf mich zurük fiessen? Die meisten Tage der Woche

waren ganz geschäftlos hingegangen — Ich nannte den einen geschäftsvollen Tag, an welchem ich zwei, drei Stunden, ohne andere, als mäßige körperliche Anstrengungen auf Amtsverrichtungen verwandt hatte, und dem dann wieder zwei, drei Tage gänzlichen Müßiggangs zu folgen pflegten, die ich nie in Anschlag gebracht. — Bei alle dem (dahin führte die Folge des Gesprächs) hatte ich für meine leichten — so wenig offenbar nüzlichen Arbeiten ein reichlicheres Einkommen, als mein Schwager für seine mühevollen und offenbar gemeinnüzzigen. Mit mancher Tagesarbeit von sechs, acht Stunden verdiente er nicht mehr, als ich durch eine Kindtaufe, die mir kaum eine Viertelstunde Zeit nahm — Mein Geist war im Begrif, unter der Last dieses Druks zu versinken, und nur ärmlich hielt ihn der Gedanke, an die verborgene Nuzbarkeit meiner Predigten aufrecht."

„Aber auch diese Stüzze sollte er verlieren, um ganz allein in sich selbst, durch eine neue, vorher nie empfundene Kraft und Wirksamkeit wieder aufzustehen, und eines nie vorher genossenen Lebens sich zu freuen."

„Apropos, sagte Herhold, ich muß dir doch eine Anekdote erzählen, die deine lezte Predigt betrift: du hast über den Meineyd gepredigt? — Nur vor einigen Tagen hörte ich zwei Weiber über diese Predigt reden — dein Vor-

trag habe sie nicht betroffen, äusserte die eine, denn sie sey nie ihrem Manne ungetreu gewesen, und werde es auch nie werden. — Ich horchte auf, und schloß aus dem fortgesezten Gespräche, daß sie sowohl, als ihre Bekannte und die übrigen Zuhörer, Meineyd mit Ehebruch verwechselten, und man allgemein geglaubt hatte, du redest vom leztern, da du eine ganze Stunde über den erstern gesprochen." —

„Ich wurde unwillig; das Gedräng, worin ich mich ohnhin befand, hatte mir eine erhöhte Reizbarkeit gegeben. Ich erklärte diese Erzählung für ein Märchen, und machte dem Erzähler zum erstenmahle Vorwürfe, daß er mit ehrwürdigen Dingen seinen Spott treibe."

„Wiewohl jener sonst im hohen Grade leidenschaftlich war, so blieb er doch dießmahl gelassen und ruhig. Er lächelte über meine ungewohnte Empfindlichkeit, und leitete eine Untersuchung über meine Kanzelvorträge ein, in welcher er mehrere nach der Reihe durchging, mir aus den nachgeschriebenen Entwürfen, und selbst wörtlichen Ausführungen erwies; daß sie theils Gegenstände beträfen, die im praktischen Leben, besonders in dem meiner Zuhörer, gar keine Anwendung litten und also keinen einzigen, auch noch so schwach, intereßiren könnten; theils, daß sie zu allgemein, zu abstrakt, zu Floskel- und

Phrasenreich, zu kalt, zu trokken, zu mechanisch hergesagt wären; daß ich selbst zu wenig Theil daran genommen, geschweige denn im Stande gewesen sei, Theilnahme dafür bei Andern zu erwekken; daß ich höchstens nur an die Sache, die ich vorgetragen, gedacht, nicht aber an die, denen ich meinen Vortrag widmete; daß ich auf ihren Charakter, ihre Lebens- und Beschäftigungsart, ihre Sprache und gangbare Provinzialismen, nicht die geringste Rükſicht genommen, und daß sie daher auch nicht den geringsten Nuzzen daraus hätten ziehen können."

„Meine Vertheidigung und seine fortgesezten Angriffe führten ihn endlich auf die allgemeine Behauptung, daß es schlechterdings wiedersinnig und allen Erfahrungen über die Menschennatur geradezu widersprechend sey: einen zusammenhängenden Vortrag, von einer halben oder ganzen Stunde, zur Belehrung an Menschen zu halten, die nicht gewohnt wären, nur eine Periode allgemeiner Säzze, zu reden oder zu denken; die daher, auch mit dem besten Willen, gleich bei der zweiten jede Aufmerksamkeit verlieren müßten.

Ich muß gestehen, meine Hochwürdigen Herrn und Räthe, daß mir diese Behauptung wie ein Bliz durch die Seele fuhr, und daß ich mich dadurch völlig zu Boden geschlagen fühlte.

Anstatt zu antworten, versank ich in mir selbst in ein stilles tiefes Nachsinnen, was indeß, je länger, je überführender, je peinigender für mich wurde, und sich endlich dadurch eine Linderung zu verschaffen suchte, daß ich, gleich jenem Zöllner, mich voll Schmerz und Muthlosigkeit an die Brust schlug, und ausrief: Gott sey mir Sünder gnädig!" —

„So weit sollte es, nach der Absicht meines Freundes, kommen, aber weiter nicht; er hatte mich zum zweitenmale niedergebeugt, um mich wieder aufrichten und fest auf meine neugestärkten Füsse stellen zu können. Er ging nun mit mir die Bestimmung eines Predigers, als Lehrer, Rathgeber, Menschenfreund durch, und machte mich auf das Große, Edle, Weitumfassende derselben aufmerksam. Aber freilich — dieß war nicht diejenige, so ich und meine Kollegen erfüllten, oder nur von fern zu erreichen trachteten. — Zum erstenmale erblikte ich izt die Priester und Pfaffen Verhältnisse, die um uns hergebauet waren, als die Hindernisse jeder freien und nuzbaren Wirksamkeit; ich sah ein, daß der Einfluß, den diese in die Gottesverehrung, in das Studiren, in die Lebensart der Prediger, in Wirklichkeit und in Hoffnung haben, jeden großen, edlen gemeinnüzzigen Keim in ihrer Seele erdrükke und erdrükken müsse, und daß es unmöglich sey, sie zu beleben und zum Wachs-

thum und Gedeihen zu bringen, wenn man den Sauerteig des Priesterwesens nicht von sich abthue, nicht ganz neugeboren, nicht wieder werde wie die Kinder.‘‘

„Diese meine Widergeburt zu beginnen, dahin suchte mich izt mein Freund zu führen, und die war es auch, wohin von diesem Tage an, mein eifrigstes Bestreben gerichtet blieb. Ich gestehe indeß, daß es mir, genau erwogen, leichter geworden ist, meinem Verstande die mühevollesten Erkentnisse einzuprägen, als aus meinem, übrigens doch nicht verdorbenen Herzen, jede Wurzel jener pfaffischen Denkungsart, wiewohl sie sich doch nicht einmal recht eigentlich bei mir eingewurzelt hatte, auszurotten. Es waren viele und lange angestellte eigene Erfahrungen nöthig, um mich von grundaus, von dem Glauben an die Nuzbarkeit meiner Predigten, zu heilen; um mich ganz davon zurük zu bringen, daß ich in den priesterlichen Geschäften des Gottesdienstes nicht eine gewisse Heiligkeit suchte und fand, daß ich nicht glaubte: mein Stand, erfodere als Stand schon eine Art von Ehrerbietung und stehe auf einer höhern Stufe zu der Gottheit, ihr einen Schritt näher — und was dergleichen Ideen und Gefühle mehr sind, die derjenige von Jugend auf einsaugt, der diesem Stande gewidmet wird.“

„Anhaltende, unabläßige Aufmerksamkeit auf mich selbst, stets helles, gründliches Nachdenken und Nachforschen und die treue Unterstüzzung meines Freundes haben denn doch auch hierin endlich meiner Vernunft einen völligen Sieg zugewandt. Ich glaube izt mich ganz frei davon zu wissen und an mir so wenig, als wie bei irgend einem andern Geschöpfe meines Geschlechts, etwas mehr, als den Werth des Menschen zu schäzzen, und, bei gleichen Fähigkeiten und Unterricht, an alle völlig gleiche Forderungen zu machen, und für alle völlig gleiche Nachsichten zu hegen.“

„Ich glaube izt, und bin fest und unumstößlich durch die hellestе Einsicht meiner Vernunft überzeugt, daß die Tauffe, diese den Aberglauben in so mancher Rüksicht hegende und nährende Ceremonie, die von der Firmelung und lezten Oehlung, die wir so heftig tadeln und gänzlich verwerfen, sich, meiner Einsicht nach, durch Nichts unterscheidet; — (dafern man — ich sehe freilich nicht, aus welchem Grunde — sie noch überall für nöthig finden sollte) von jeder Kindermuhme weit schiklicher verrichtet würde, als von einem Manne, der bestimmt ist, Weisheit und Sittlichkeit zu befördern und zu verbreiten, die mit allen solchen spielenden Ceremonien in dem auffallendsten Widerspruche steht.“

„Ich glaube und bin fest überzeugt, daß die Ceremonie des Abendmahls, so wie jedes Mystische und Magische, es möge Namen haben, wie es wolle, und gerechnet werden, wozu es wolle, — der Verbreitung vernünftiger Einsicht nachtheilig und für den Zwek, an jenen fürtreflichen Menschenfreund und großen Wohlthäter des Menschengeschlechts zu erinnern, höchst ungeschikt und unwirksam sei; — daß es nur allein dazu diene, Priester und Pöbel von einander abzuschneiden, und wieder, zum Vortheil des erstern, gegen einander zu stellen; daß ein Lehrer der Weisheit und der Sittlichkeit sich in der Verrichtung dieser Ceremonie selbst unwürdig — ich mögte sagen unanständig — erscheinen muß, dafern nicht Priesterthum das Gefühl seines Menschenwerths schon ganz ausgerottet hat; zumal so wie sie bisher gehalten worden. — Protestantische Geistliche haben sich entrüstet, daß man sie Priester nannte — ich mögte wissen, woher sie nur den schwächesten Grund dazu nahmen, so lange sie noch diese Ceremonien beibehalten; denn man zeige mir doch, worin die Taufe und das Abendmahl von der Messe und von den symbolischeu Geschäften der Priester und Bonzen aller übrigen christlichen und unchristlichen Sekten nur im geringsten, was das Wesentliche anlangt, abweiche. Der Beichte erwähne ich gar nicht, weil ich ihrer gar nicht ohne lebhaften Unwillen ge-

denken kann, und weil man die Schädlichkeit dieses Misbrauchs der sancta simplicitas schon allgemeiner eingesehn und sie selbst hin und wieder auch schon, wie ich höre, abgeschaft hat.

Ich glaube ferner, und bin nach meiner hellesten Einsicht fest und unwidersprechlich überzeugt, daß die Trauung eine leere und nuzlose Ceremonie, bei dem bürgerlichen Vertrage der Ehe sey, daß sie vielmehr einen höchst schädlichen Einfluß auf die Begriffe vom Sittlichen und Unsittlichen, vom Anständigen und Unanständigen, von wollüstigen, verbotenen und erlaubten menschlichen Genuß habe, und daß der Lehrer der Weisheit und der Sittlichkeit nie eine unschiklichere Rolle spiele, als wenn er, durch seine Formeln und einige mystische Gebärdungen, den Genuß der Brautnacht und aller übrigen Nächte konsakrirt, und dadurch dasjenige für erlaubt und sittlich erklärt, worüber bis diesen Augenblik, von ihm selbst noch, als über etwas höchst Unsittliches und Unerlaubtes, das Verdammungsurtheil gesprochen seyn würde."

„Verzeihung, Ehrwürdige Herren und Räthe, wenn ich etwa, durch eine unschikliche Wahl des Ausdruks, oder durch meine Aeusserungen selbst, Ihnen Aergerniß geben, oder doch Ihr Misfallen rege machen sollte. Ich bin selbst von Ihnen aufgefodert, meine Meinungen vorzutragen, und halte es für meine Pflicht, dieser Auffoderung

rung folge zu leisten; ich will niemanden Anstoß geben, niemanden stöhren; — ich will blos mich zeigen, wie ich bin, weil sie es so wollen und verordnen. Ich weis wohl, daß die meisten von ihnen anders über diese Gegenstände denken; — allein, ich gestehe auch, daß ich glaube: meine Vorstellungen seyen die Richtigen. Ich halte alle diese Ceremonien nicht nur für unnüz, sondern auch für schädlich; ich halte ihre Ausübung, dem Lehrer und der Sittlichkeit für unanständig und seiner Aufklärung und seiner Wirksamkeit zum wahren Wohl der Menschen für nachtheilig. Daß er für alles das Bezahlung an Gelde oder Geldeswerth erhält, empört mein Gefühl vollends, und läßt mich mit Schauder an die Zeiten zurükdenken, wo ich auch noch in der Verblendung war, daß ich die nichtigsten, unschiklichsten und wahrer Aufklärung schädlicher Ceremonien, die der unwissendste Mensch in meinem Dorfe eben so gut, als ich, verrichten konnte, mit einer wichtigen und heiligen Miene, und mit ihnen Täuschung und Vorurtheil, auf diese Weise verkaufte."

„Ich glaube ferner und bin durch langes, möglichst angesträngtes Nachdenken überzeugt, daß alle öffentliche Anreden, durch Gesang und Gebete, die der Priester in seinem Namen, oder in dem Namen der Versammlung, an ein unsichtbares unbekanntes unbegreifliches Wesen, von

dessen Daseyn sich das Nachdenken weder ganz überzeugen, noch von dessen Wesen irgend einen deutlichen Begrif machen kann; das nur in unserer eigenen Einbildungskraft, nach den Formen eines jeden selbst gebildet, und von dem Gefühle aufgegriffen und festgehalten wird; — daß alle öffentliche Anreden, sage ich, und vor allen, die platten und groben Lobsprüche und emphatischen Bewunderungen in sich selbst unnatürlich und unschiklich und übrigens ein theatralisches Spiel seyen, was auf Täuschung gegründet ist und zur Absicht hat, Täuschung zu erwekken. Wo ist der Priester, der sich einbildet, mit der Gottheit wirklich sich zu unterreden, indem er sie in seinem ausgearbeiteten Gebete anredet? — Gäbe es einen dergleichen, so würden sie ihn mit mir für einen unheilbaren Schwärmer halten. Gleichwohl begehrt er von den Zuhörern diese Selbsttäuschung und begehrt oder erwartet er es nicht, so spielt er eine Rolle, die des Lehrers der Weisheit und Sittlichkeit höchst unwürdig ist. Wie weit ist denn der Schritt von hier, wo der Priester Auge, Hand und Stimme gen Himmel erhebt — bis dahin, wo der Priester allein in das Allerheiligste ging, um mit Jehova zu reden, oder die Pithia sich auf dem Dreifusse, wie eine Besessene geberdete, weil der Gott mit ihr redete.

Ich rüge nicht das Unschikliche der Ausdrükke, deren sie sich meistens dabei bedienen —

die Gottheit preisen, sie ehren — ihre Ehre retten — sie verherlichen ꝛc. und wie die übrigen, noch bei weiten ärgerlichern heissen mögen, die mein Gedächtniß meistens von sich geworfen hat, so wie die Ideen dazu aus meinem Verstande vertrieben sind. — Ist die große Seele des Weltalls, diese erhabene erste Ursach aller Wirkungen — die erste und einzige Uhrkraft, alles Lebens und Wirkens, ein Wesen, wie die geläuterte Phantasie es sogern ausmahlt; — wie muß es nicht mitleidig herablächeln, auf den Priester, der sie von seiner heiligen Stätte so anschreit."

„Ich glaube endlich und bin, nach meiner hellesten Erkenntniß und nach den Prüfungen und dem Nachdenken, dessen meine Seelenkräfte fähig sind, unwidersprechlich überzeugt; daß der kirchliche Unterricht, so wie er izt gehalten wird, völlig unnüz und, in so fern er gleichgültiger gegen Belehrung macht, schädlich sey; daß er aber, sobald er zweckmäßiger eingerichtet wäre, von jedem vernünftigen Mitgliede der Gemeinde eben so gut, wo nicht besser, als von einem aus der Fremde herkommenden, wo nicht gelehrten, doch nach gelehrter Art gebildeten, und mit den Ideengange der Stände und Menschenklassen, die er belehren soll, meistens völlig unbekannten Prediger, besorgt werden könnte und müßte. Was haben doch, um Gotteswillen! die Dogmatik, Exegese, die lateinische, griechische und

hebräische Sprache rc. mit dem Unterrichte eines vernünftigen Landmanns oder Städters der niedern Stände gemein, oder was können sie für Stof dazu an die Hand geben? Dienen sie nicht blos dazu, bei dem Studierenden das Gedächtniß auf Kosten der Denkkraft zu bereichern, und von der geraden, gebahnten, erleuchteten Bahn der Vernunft abwärts, durch büschichte Felder und Klüfte, auf dornichte Umwege zu lokken, die nicht selten so ermüden, daß der Wanderer nie zu dem Ziele, was ihm die Gottheit in ihm selbst vorgestekt hat, gelangt.

Was muß man nicht alles wegwerfen, unterdrükken und vergessen, ehe man aus einem sogenannten Gelehrten, ein vernünftiger, denkender Mensch werden kann! — Oder sollte mich die Erfahrung, an mir selbst, verleiten, zu einem allgemeinen Urtheile zu erheben, was doch nur bei mir eine vielleicht aussergewöhnliche Erscheinung war. — Ich kenne zwar die menschliche Natur allein aus dem kleinen Kreise, der mich umgiebt; allein dennoch glaube ich Grund genug für die Ueberzeugung zu haben, daß die menschliche Seele, in ihren Grundkräften und den Grundverbindungen derselben, sich überall und bei allen Individuen gleich sey, und woher sollte dann die Widerlegung meiner Behauptung entlehnt werden? — Für mich wenigstens, der ich geprüft habe, was Theologie und jede ande-

re schulgerechte Weisheit dagegen sagen, und dem diese Gründe seicht, unzusammenhängend, erkünstelt schienen, ist keine denkbar.“ —

„Dieses fünffache Glaubens-Bekenntniß, nun als Grundlage angenommen, so baute meine Denkkraft darauf weiter fort und führte daraus den Glauben und die Ueberzeugung auf:“

„daß, dafern jene Priestergeschäfte des Predigers theils unnüz, theils offenbar schädlich, sein Lehrer-Geschäft aber, so wie es izt ist, gleichfals nuz- und wirkungslos sey, so wie es seyn solle, aber von jedem gut unterrichteten, vernünftigen Gemeinde oder Societäts-Mitgliede besser, als von einem gelehrt erzogenen Prediger verrichtet werden können, der Predigerstand, zum mindesten gänzlich unnüz und für den Staat, schon von dieser Seite betrachtet, wie alle andere fruges consumere nati beschwerlich und gefährlich seyn; daher, zur wesentlichen Verbesserung desselben, abgeschaft und alle und jede Bande desselben gänzlich zerrissen werden müssen.“ —

„Gleichwie dieß, muß ebenfalls aus obigen Voraussezzungen folgen, daß er im wesentlichen einer wahren und allgemeinen Aufklärung hinderlich sey, ja sie unmöglich mache, daß seine Abschaffung daher eine dringende Angelegenheit für die Pfleger und Fürsorger der bürgerli-

chen Gesellschaft werden müsse, dafern die Wahrheit nicht zuvor umgestoßen wird: daß Erkenntniß und Einsicht besser sey, als Vorurtheile und Unwissenheit, und daß durch die Vernunftsfähigkeit aller Menschen, auch auf die Bestimmung derselben, sie möglichst und allgemein auszubilden und selbst zu gebrauchen, unverkennbar hingewiesen werden."

„Wenn allgemeine Wahrheiten aus einzelnen Bemerkungen und Erfahrungen Bestätigungen erwarten können, und wir diese, als für sich beweisend, annehmen dürfen; so macht mir meine eigene Geschichte es sehr leicht, diese Art vom Beweise beizubringen, und ich darf von nun an nur in meiner Erzählung fortfahren, wohin ich ohnedem wieder einzulenken wünschte."

„Sobald meine Rükkehr zur Vernunft und zum wahrhaft gemeinnüzzigen Thätigkeitstriebe vollendet und befestigt war; so bedurfte es nur eines Winkes von meinem Freunde, um in mir den Entschluß zu erheben und festzustellen: daß ich von nun an einbringen wolle, was ich bis dahin versäumt habe, und durch eine rastlose Aemsigkeit für die Beförderung einer beglükkenden Ausbildung und Veredlung derer, für die mich mein Daseyn in diesem Kreise bestimmte, auch das Pläzgen zu verdienen, auf welches ich gesezt war, und wo ich bisher, bei dem Schlummern oder eigennüzzigen Verwenden meiner

Kräfte nur einem, andern im Wege gestanden hatte."

„Eine neue, nie empfundene Thätigkeit durchdrang izt mein ganzes Innere; ich erstaunte über mich selbst, denn nie hatte ich eine Ahndung gehabt, daß so viel Betriebsamkeit in meinem Wesen seyn könnte. Ich war es izt, der Plane entwarf, mit Wärme von der Ausführung redete und mit Eifer meinen Freund zur Beförderung derselben auffoderte."

„Indessen hätte ich dieses leztern nicht bedurft; niemand konnte williger seyn, Menschenwohl zu befördern, als er und wozu ich ihn izt auffoderte, war sein Wunsch und seine Absicht schon seit vielen Jahren gewesen."

„Noch waren wir mit der Entwerfung des Plans einer gänzlichen Reformation (denn nichts geringeres konnte wohl unsere Absicht seyn, wenn wir nicht blos so ins blaue hin unsere Kräfte und unseren Willen verwenden wollten) beschäftigt, als der bisherige Schulmeister das Zeitliche segnete. Dieß war ein sehr günstiger Umstand für unsere Absichten, denn dahin waren wir bald übereingekommen, daß die Reform von dem Jugendunterrichte ausgehen müsse, und in dieser Rüksicht würden wir, an der Unwissenheit und Steifsinnigkeit dieses Menschen, ein sehr beschwerliches Hinderniß gefunden haben. Jezt aber

stand es völlig in unserer Hand den Unterricht allmählig zu verbessern, und wir durften wenigstens hoffen, eines Mannes habhaft zu werden, der für unsern Plan auszubilden und zu gewinnen wäre. Auf den Fall indessen, daß sich kein taugliches Subjekt finden sollte, war ich entschlossen, einen jungen Purschen aus unserm Dorfe dazu zuzustuzzen, an welchem wir dann wenigstens keine Verdorbenheit zu befürchten hatten."

„Unter diesen Umständen konnte es auf keine Weise auffallen, daß ich den Schulunterricht übernahm, da es an einem Lehrer fehlte; daß ich ihn länger fortsezte, unter dem Vorwande, daß sich noch niemand gefunden habe, der sich für dieses Amt schikke, oder, bei dem kärglichen Einkonmmen, Neigung dazu äussere; überdem da die hülfsbedürftige Wittwe des Verstorbenen, das Einkommen ganz und uneingeschränkt fortwährend erhielt. Bei der genauen Verbindung, in welcher ich mit Herhold lebte, und bei seinem bekannten Streben, überall zu helfen und zu fördern, wo Gutes und Nüzliches zu befördern war, befremdete es unsere Gemeinde-Mitglieder eben so wenig, daß auch er mit an diesem Geschäfte Theil nahm und regelmäßig einige Stunden den Tag über Unterricht ertheilte."

„So sezten wir über Jahr und Tag diese Beschäftigung fort, ohne jedoch schon auffallen-

de Veränderungen vorzunehmen. Wir begnügten uns mit einer durchaus verbesserten Disciplin, einer strengen Aufsicht auf regelmäßigen Schulbesuch und anständiger Aufführung, auch ausserhalb der Lehrstunden. Uebrigens benuzte ich den Religions-Unterricht, eine richtigere Verstandes-Ausbildung vorzubereiten und einige Kenntnisse der Naturkunde einzumischen; so wie mein Freund an seine Anweisungen, im Schreiben und Rechnen, mannigfaltige ökonomische, merkantilische und rechtliche Begriffe knüpfte; ohne daß es weder die Kinder noch die Aeltern, als etwas ungewöhnliches bemerkt hätten."

„Hierüber waren mehrere Jahre hingegangen, ohne daß wir die Stelle des Schulmeimeisters, unsern freilich etwas eigensinnigen Wünschen gemäß, hätten besezzen können; auch hatten wir beinah schon den Gedanken daran aufgegeben, indem wir selbst und die Ortsbewohner schon ganz daran gewöhnt waren, daß wir die Stelle desselben und, wie sie doch schon einsahe, nicht mit Verlust für sie und ihre Kinder ersezten. Dennoch führte uns das günstige Schiksal, einen Mann zu, den unsere Phantasie im Ideal kaum wünschenswerther hätte zeichnen können, und der als Mensch und als Bürger, für unsere kleine Gesellschaft, in jedem Betracht ein Gewinn war, dessen unschäzbaren Werth, von seinem ersten Eintritte an, wir täglich stärker empfanden und heller einsahen."

„Herr Ernst, ein junger Arzt und Anverwandter des Amtmann Herhold, kam von ohngefähr in unser Dörfgen, seinen Verwandten und die Einsamkeit und Natur zu besuchen. Nach der Gemüthsstimmung, worin er sich bei seiner Ankunft befand und die in einem von Natur melancholischen Temperamente durch mancherlei Unglüksfälle, und zulezt noch, durch eine unglükliche Leidenschaft, bewirkt war, würde er, in dem Schooße der römischen Kirche geboren und durch sie genährt, ohnzweifel die Klause eines Einsiedlers aufgesucht, und der Welt sich für immer entzogen haben. So aber suchte er nur Entfernung von der großen Welt und ihren lästigen Verhältnissen, Stille, Ruhe und ein wohlwollendes Herz, um sich mittheilen zu können. Sein Verstand war eben so stark als seine Empfindungen; ungewöhnlich reich an den mannigfaltigsten Kenntnissen, gesund, ausgebildet fest und kraftvoll. Er war ein Mann ganz nach unsern Herzen und unsern Köpfen; die ersten Tage seines Aufenthalts schlangen ein festes und unauflösliches Band der Freundschaft um uns drei.“

„Ernst hörte unsere Plane, sah unsere Wirksamkeit, wurde davon hingerissen; — er glaubte hier zu finden, was er überall vergebens gesucht hatte: eine stille, ungestörte, durch sich selbst belohnende Wirksamkeit und einen ein-

fachen, aber reinen und kräftigen Lebensgenuß. Er bot sich uns zum Gehülfen an — und urtheilen Sie selbst, ob wir in seinem Anerbieten etwas anders, als ein Glük sehn konnten, das schon in der bloßen Vorstellung selbst wieder glüklich machen mußte. Ernst wurde als Schulmeister angestellt und die Gemeinde, die ihn schon hatte kennen und achten lernen, war sehr mit dieser Wahl zufrieden."

„Ueberdieß hatten sich in diesen zwei oder drei Jahren noch mehrere günstige Aussichten für unsere Absichten eröfnet. Einige der ältesten und in der That auch der verdorbendsten Familien Väter waren gestorben und die übrigen erschienen uns, je mehr wir sie betrachteten und kennen lernten, als eine bildsame und gutmüthige Menschenart. Unsere Bemühung für den Unterricht wurde von ihnen allgemein dankbar anerkannt und sie ermangelten nicht, uns bei jeder Gelegenheit Beweise davon zu geben."

„Schon eben so lange, als wir unsern Plan zu realisiren angefangen, hatten wir uns auch mehr durch Umgang ihnen genähret und, durch unsere Gespräche, nach und nach manche unseren Absichten günstige Ideen zu wekken gesucht. Wir nahmen gern und willig an allen ihren Freuden- und Trauerfesten Antheil; riethen ihnen, und ließen uns von ihnen rathen und erwarben uns so ihr Zutrauen und ihre Liebe."

„Wir hatten dadurch nicht nur viel gewonnen, für das was wir noch wirken wollten; sondern auch in der That schon viel gewirkt. Gewiß ist Gespräch und Umgang der einzige, aber auch ein sehr sicherer Weg, auf welchem man, an der Hand des nicht zu ermüdenden Wohlwollens, auch in den verschlossensten Verstand eindringen kann."

„Hauptsächlich waren wir in dieser Rüksicht bei einem Bauer Klaas glüklich gewesen, der damals schon ein verständiger, rechtlicher, gutartiger, sittlicher Mann und als solcher von seinen Miteinwohnern vorzüglich geachtet war, und der izt unser sehr werther Freund, ein Mann von ungemeinen Kenntnissen und eben so richtigen Einsichten und Scharfsinn, als edlem wohlwollenden Herzen ist. Ew. Hochwürden 2c. — mögen dieß Urtheil selbst prüfen, denn er ist es, der Ihnen dieß Schreiben überbringen wird."

„Dieser Klaas fand viel Gefallen an unserer Unterhaltung, er suchte uns zum öftern auf und bezeigte jederzeit eine reine und kräftige Lernbegierde, die nur mehr zunahm, jemehr er selbst an sich bemerken mogte, daß sein Ideenkreis erweitert wurde. Gar bald konnten wir durch ihn schon wieder auf einen Kreis der Uebrigen wirken und so den Schritt vorbereiten, den wir, bei der Anstellung Ernsts in sein Schulmei=

steramt, in der That auch ohne Aufsehn und besondere Bemerkung, unternahmen."

„Jezt nämlich theilten wir den Unterricht bestimmter und genauer nach den zu lehrenden Kenntnissen ein. Da mein Schwager und ich noch vor wie nach an diesem Geschäft Theil nahm; so behielt ich die Religionserkenntniß oder besser Sittlichkeitslehre, die Naturlehre, Geographie zu meinem Theile; Herhold, Arithmetik, die er zu den Anfangsgründen der Mathematik, insbesondere der Mechanik ausdehnte, und sodann ebenfalls noch ökonomische und rechtliche Kenntnisse, in ihren Elementar=Begriffen, mitzutheilen suchte. Ernst behielt die Kenntniß des menschlichen Körpers und die Gesundheitslehre, die Naturgeschichte insbesondere Kräuterkunde und Mineralogie — desgleichen die Vieharzneikunde ꝛc."

„Alles dieß wurde nach einer natürlichen Folge der Kenntnisse, der Zeit und des Alters der Lernenden geordnet und auf alle Weise praktisch zu machen gesucht. Eine schöne Sammlung von Präparaten und naturhistorischen Produkten, die Ernst besaß, und eine andere von Kupferstichen und Modellen, die Herhold eigen war, kam uns dabei fürtreflich zu Hülfe."

„Dieß ganze Geschäft wurde gar bald, durch seinen großen und sichtbaren Erfolg, äußerst

belohnend. Wir hatten kaum ein Vierteljahr diese neue Ordnung des Unterrichtes eingerichtet, als Klaas sich die Erlaubniß ausbat, die Winter-Monate hindurch, den Lehrstunden beiwohnen zu dürfen. Ew. — werden leicht erachten, wie gern wir ihm diese ertheilten; oder vielmehr, wie freudig wir ihn dazu aufmunterten. Dieser wißbegierige Mann wohnte dem Unterrichte, der ihm ein so weites unbekanntes Feld eröfnete, nicht nur selbst mit der lebhaftesten Theilnehmung bei; sondern er wurde auch die Veranlassung, daß noch in demselben Winter, einige andere Hausväter seinem Beispiele folgten und im nächsten Herbste fast alle sich eine ähnliche Vergünstigung erbaten."

„Wir nahmen nun in unserm Unterrichte auch besonders auf diese Schüler Rükſicht; vereinfachten und verkürzten ihn für die Ungeübten, Langsamen und Eingeschränkten; dehnten ihn aus und erweiterten ihn, auf mehrere Zweige der Wissenschaften (vorzüglich auf der einen Seite in die Geschichte und auf der andern in die Chemie) für die, so schneller sich ausbildeten und stärkeres Bedürfniß und kräftigere Betriebsamkeit zeigten."

„Hier galt wohl recht jener Ausspruch des Weisen: wenn ihr werdet, wie die Kinder, so werdet ihr in das Himmelreich gelangen. Unsere Zuhörer lernten nun gar bald, Unwissen-

heit und Kenntnisse unterscheiden; sahen ein, daß Kenntnisse und Ausbildung den Genuß des Lebens erhöhe und mannigfaltiger mache, und daß angenehme Empfindungen nicht allein durch thierische Genießungen erregt würden. Zugleich lernten sie nun auch nach und nach, wie vermehrte Kenntnisse im gemeinen Leben, selbst in dem einfachesten Gewerben anwendbar, und mit großem Vortheil anwendbar seyen; sie sahen neben einem bessern Lebensgenuß, erhöhtern Wohlstand unter ihren Händen, aus ihren Aekkern, Weinbergen, von ihren Viehtriften hervorgehn; — fühlten sich in jedem Betrachte besser und glüklicher."

„Dieß war freilich nicht die Schöpfung eines oder einiger Jahre; dieß zeigte sich erst, nachdem das weibliche Geschlecht gleichfalls an der Verbesserung und Erweiterung des Unterrichts Theil genommen hatte; nachdem der Unterricht sich nicht mehr mit dem zwölften, vierzehnten Jahre schloß, sondern bis ins zwanzigste fortgesezt wurde und es jedem freistand, so lange, über diese Zeit, daran Theil zu nehmen, als er selbst wünschte, und so oft dazu zurük zu kehren, als er die Nothwendigkeit fühlte; nachdem die Gemeinde den Beschluß gefaßt hatte: daß jeder Hausvater, jede Hausmutter und alle, über die bestimmte Unterrichtszeit, durch ihr zunehmendes Alter hinausgeführte Personen, alle fünf Jahr wenigstens ein Jahr dazu wieder zu-

rückkehren, und daß einige der Männer an dem männlichen Unterrichte, so wie einige der Weiber, an dem weiblichen Unterrichte, selbst lehrend Antheil nehmen sollten. Dieß wurde übrigens, wie Ew. — leicht selbst erachten werden, so geordnet und eingerichtet, daß es an den Geschäften und der häuslichen und bürgerlichen Bestimmung eines jeden keinen Abbruch that und thun konnte."

„Durch alles dieß hatten wir uns einander alle mehr genähert, hierdurch hatte der Umgangston, wie leicht zu erachten, sich verbessert, die Sitten überhaupt sich veredelt und da mehrere geistige Bedürfnisse mehrere edle Empfindungen wekten, und mehr Beschäftigung mit sich führten, die gröbere Reinlichkeit unvermerkt beruhigt und so überhaupt schon die Sittlichkeit veredelt. Der Sittlichkeitsunterricht konnte nun wirken, was meines Erachtens bei rohen und ununterrichteten Menschen unmöglich ist. Man gewöhnte sich nun an Grundsäzze und Harmonie in der Denkungs- und Handlungsweise. Die Vernunft ging aus dem Verstande hervor; aus Kenntnissen wuchsen Ueberzeugungen auf und Ueberzeugungen wurden die festen Stäbe, um welche sich die Ranken der Empfindungen schlangen; und so entstanden nach und nach aus rohen, thierischen Menschen, sittliche Wesen, die mit dem Thiere nur gemein hatten, was die körperliche Natur zu unvermeidlicher Nothwendigkeit macht."

„Da-

„Dahin konnte es nun so ehr gedeihen, weil die Abgelegenheit unseres Dörfgens, schon seit langer Zeit, die Gemeinschaft mit andern Dörfern, vor allen aber mit den Städten, sehr verhindert, und in so fern es nicht durchaus nothwendig war, ganz aufgehoben hatte. Schon lange hatte die Bequemlichkeitsliebe es zu einer Observanz gemacht, daß nur einer aus dem Dorfe gemeiniglich die auswärtigen Geschäfte des ganzen Dorfes besorgte. Diese Observanz wurde izt, durch einen gemeinschaftlichen Beschluß, zu einem Gesezze erhoben, und, besonders in Rüksicht der jüngern Mitglieder der Gesellschaft, streng beobachtet."

„Da schon, seit nicht zu berechnenden Generationen, die Bauren in diesem Orte, sich immer unter einander nur verheirathet hatten; so waren sie auch ohne alle auswärtige Verbindungen der Verwandschaft. Ein gleiches galt von uns dreien, da Zeit und Entfernung uns Gelegenheit gegeben hatte, alle ehemaligen Verbindungen dieser Art in Vergessenheit gerathen zu lassen."

„Ich darf wohl kaum erinnern, daß bei dieser allgemeinen Reform, bei diesem steten planmäßigen Hinarbeiten, auf die Erwekkung und Veredlung der vernünftigen und sittlichen Natur unserer Zöglinge, auch das, was man bis dahin

unter ihnen Religion nannte, ein ganz anderes Ansehn genommen habe. Wie konnten da, wo die Vernunft sich in ihrer Alleinherrschaft stets mehr und mehr bestätigte, alte fabelhafte und wundervolle Autoritäten fortwährend gelten; wie konnte ein blinder Glaube aushalten, wo Einsicht überall hinblikte, und da wo sie Finsterniß entdekte ihre Blikke, als von einem Orte, in welchem sie nichts zu suchen habe, zurük zog; wie konnten dumpfe Empfindungen, mystische, symbolische Vorstellungen und äußere Ceremonien, als einer Gottheit gehörig oder ihr wohlgefällig anerkannt und mit Theilnehmung, selbst auch nur noch mit Gleichgültigkeit geübt werden, wo die Vernunft, aus der Natur, zu den einfachesten, erhabensten Vorstellungeu eines Uhrwesens alles Daseyns, aller Ordnung und Schönheit, von Stufe zu Stufe empor zu steigen, nur stets strebte."

„Ich betheure heilig, daß ich nie nöthig gehabt habe, ein Wort gegen diesen oder jenen kirchlichen Lehrsaz als Widerlegung zu sagen. Die neubelebten inneren Kräfte des gesunden Geistes warfen die Pflaster, die der armselige Jugendunterricht auf die Augen desselben geklebt hatte, von selbst ab; man sah selbst und sah die Dinge, wie sie waren. Der Nimbus blendete nun nicht mehr; vor dem schärfern Blikken zerfloß seine nichtige Existenz, und nun stand der hölzerne, mit alt-

fränkischem Schnizwerk ausgezierte, Gözze nakt und kahl vor Augen; — man wandte den Blik von ihm ab, und suchte in der Unermeßlichkeit des Himmels, zwischen Sternen und Sonne, nach einem Strahl aus der Gottheit; man fand diesen Strahl und begnügte sich, daran die Bahn zu erkennen, die — izt redet die Hofnung — einst zu ihr führen wird." —

„Natürlicherweise hatte sich danach auch manches in dem Gottesdienste, sowohl dem wesentlichen, als der Form nach, modificirt; indeß hatten wir uns doch noch keine gänzliche Abschaffung erlaubt, weil noch immer manche unter uns waren, denen dieß eine zu starke Speise hätte seyn können. Erst nach Verlauf von zwanzig Jahren trat der Zeitpunkt ein, wo dieß nicht nur geschehen konnte, sondern auch geschehen mußte, wenn nicht Gutes verhindert, oder gar Gutes verdorben werden sollte."

„Damals that ich, an einem dazu besonders bestimmten Tage, feierlich alles von mir ab, was noch priesterlich im Aeußern an mir war, und verpflichtete mich der Gesellschaft aufs neue, als Lehrer der Jüngern und rathenden Freund der Aeltern. Ich entsagte allen Geschäften, die ich bisher als Priester verrichtet hatte; und die Gesellschaft erklärte sie zugleich für abgeschaft. Ich hatte mich zwar meiner Kleidung schon nicht stets beim Gottesdienste mehr bedient;

von izt an aber entsagte ich ihr, und allem wo-zu sie berechtigte, und was sie foderte, förmlich und feierlich, und erschien von der Zeit an, an allen Orten und bei allen Gelegenheiten, gleich meinen übrigen Miteinwohnern gekleidet. Ich erklärte damals feierlich, daß ich keinen Stand mehr anerkenne, der mich von den übrigen Gliedern der Gesellschaft absondere; daß ich allem was mit diesem Stande zusammen hänge absage; ihn selbst für schädlich, und verderblich für die Menschheit halte.“

„An dem Tage bekannten und erklärten wir gemeinschaftlich: daß wir keine Gottheit kenneten und wüßten, der man dienen müsse, wie einem Gözzen, und die man verehren könne, wie einen Menschen; daß wir keine andere Pflicht kenneten und zu begreifen vermögten, als die Natur in uns und um uns möglichst zu veredlen, und daß wir jenem unbekannten großen Wesen, was wir in uns selbst noch am deutlichsten zu erkennen vermögten, nur deßhalb nachspürten, und uns eine lebendige und anschauliche Erkenntniß von ihm zu machen suchten, um aus dieser Ermunterung und Stärkung, in dem erwähnten Hauptzwek unseres Daseyns und in der einzigen unabläßigen Anwendung unsere Thätigkeit und Kräfte durch ihn zu erlangen.“

„An diesem Tage erklärten wir feierlich und ein jeder nach seiner lebendigen Ueberzeugung: daß wir keiner Sekte noch Parthei zugethan wären, und nach unserer dermahligen Erkenntniß unserer selbst, niemals zugehören würden; daß wir also fortan, der heiligen Wahrheit getreu und jedem falschen Schein verachtend und verabscheuend, den Namen keiner mehr führen, desgleichen uns noch weniger als Mitglieder oder Verbundene derselben ansehn könnten; daß wir nichts glaubten, als was wir erkenneten, daß wir nichts erkenneten, als worauf die Natur uns hinzeige.“

„An diesem Tage erklärten wir gemeinschaftlich: daß zufolge des eben erwähnten, der christliche Gottesdienst für uns unzwekmäßig und nach unserer Einsicht der Vernunft zuwider und der Aufklärung nachtheilig sey; uns also nicht angehe, noch weniger uns irgend ein vernünftiger Grund, ihn ferner hin zu beobachten, verpflichten könne; daß wir daher kein Gotteshaus mehr erkenneten und Altäre, Taufstein und alles übrige Priesterwesen aus demselben entfernen müßten. Wir beschlossen an diesem Tage: die oben beschriebenen Versammlungen an die Stelle des abgeschaften einzurichten und die bisherige Kirche in ihrem Innern danach umzuändern.“

„Da uns aber die Klugheit zugleich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß wir leicht

in dem, was wir für recht und gut erkannten, gestört und — ich trage kein Bedenken hinzu zu sezzen — von einer löblichen Obrigkeit dürften gehindert werden; dafern wir dieß verlautbaren ließen; da wir keine Verpflichtung zu haben vermeinten, ungefragt von diesen unsern Entschließungen Anzeige zu thun, so beschlossen wir vielmehr, sie möglichst vor den Augen der Neugier zu verbergen.“

„Deßhalb ließen wir die äußere Form unseres Versammlungshauses; deßhalb hielten wir unsere Versammlungen, zu der gewöhnlichen Zeit, an dem hergebrachten Tage und nach dem hergebrachten Versammlungsruf der Glokke; deßhalb suchten wir aber auch mit Sorgfalt jeden Fremden von denselben und überhaupt aus unserer Gesellschaft so viel wie möglich entfernt zu halten. Wir bedurften ihrer nicht, um glüklich zu seyn, und es war unvermeidlich, daß sie uns nicht hätten schädlich werden sollen. Unsere Menschenliebe umfaßte das ganze Geschlecht, das Mensch heißt, mit reinem, unauslöschlichen Wohlwollen; allein unsere Liebe zu einander; unsere Liebe zum Edlen, Wahren und Vernünftigen nöthigte uns jeden Kanal zu verstopfen, aus welchem ein trüber und schmuziger Ausguß sich in den so mühsam gereinigten, cristallnen Strom unserer Glükseligkeit, hätte mischen können.“

„Seit dem Tage dieser Entschließungen, meine ehrwürdigen Herrn und Räthe, sind nunmehr zehn Jahre in ungestörter Ruhe verflossen, wo wir überschwänglich für eine zwanzigjährige Arbeit belohnt worden sind. Ich werde mich nicht beklagen, wenn diese Erndtezeit nun aufhört; ich habe genug eingesammlet, um die noch übrige Zeit meines Lebens, in der Rükerinnerung damit ausreichen zu können. Freilich mögte ich gern da noch den Rest meiner Kräfte verwenden, wo ich die übrigen so glüklich anlegte; ich mögte mich gern da zur Ruhe legen, wo ich meinen guten Kampf mit so vielem Vortheile kämpfte; allein ich sehe wohl ein, daß dieß nun nicht seyn wird, und noch einmal, ich beklage mich nicht. Ich habe gehandelt, wie meine Vernunft und die Erkenntniß menier Pflicht es mir vorschrieb; Sie werden dieß, nach Ihrer Einsicht und Ihrer Pflicht mißbilligen und nach bürgerlichen Gesezzen mir vielleicht gar eine Strafe zuerkennen. Sie werden daran recht thun, so wie ich recht handelte. Unvernünftig wäre es, wenn ich Ihnen deßhalb Vorwürfe machen wollte, so wie es, nach meinem Gefühle, hart seyn würde, wenn ich von Ihnen dergleichen erfahren müßte."

„Bis an den lezten Hauch meines Lebens werde ich mein Schiksal segnen, daß die Gottheit so in mir wirksam geworden ist. Strafen Sie mich, so wird mir diese Strafe selbst eine

Belohnung seyn; ich werde desto lebhafter empfinden, daß die Tugend ihren großen erhebenden ewigen Lohn in sich selbst hat.“

„Meine Miteinwohner wünschen und hoffen, daß eine einsichtsvolle Obrigkeit mich und meine Freunde nicht von ihnen trennen möge, bis die Natur uns scheidet; sie berufen sich auf Rechte der Menschheit, die mir wie ihnen einleuchtend und stark beweisend sind. Dennoch zweifle ich, ob sie es auch Ihnen seyn werden und — auf Ihrer Seite ist das Gesez und die Macht. Ich hoffe daher nichts; — ich erwarte in Geduld und mit Ruhe, so wie meine Freunde, was man über uns verfügen wird. Wir sind gegürtet und der Wanderstab ist schon ergriffen; — wir sind bereit unserm Schiksale zu folgen.“

„Izt ist mir nichts mehr übrig, so viel ich mich besinnen kann, um dem erhaltenen Befehl Genüge zu leisten; als ohnzweifel eine Bitte um Nachsicht, wenn die Regeln des Schiklichen und die Wendungen einer verfeinerten und nach den Foderungen der gelehrten Kunst gebildeten Schreibart, von mir verfehlt worden sind. Sollte eins oder das andere nicht deutlich oder ausführlich genug entwikkelt oder dargestellt seyn, so wird mein Freund Klaas, der dieß alles eben so genau kennt als ich, das fehlende ergänzen; wie er denn deßhalb die Ueberbringung dieses Schreibens übernommen hat.“

„Und nun möge Friede und Ruhe, in Ihrer aller Herzen, bis an das Ende Ihres Lebens, aber so häußlich seyn, als sie es izt, indem ich dieß Schreiben unterzeichne, in dem vereinigen sind, und als ich der zuversichtlichen Erwartung lebe, daß sie es seyn und bleiben werden, bis der lezte Lichtstrahl meine brechenden Augen erhellt, um sie für immer zu blenden."

„Mit diesem Aufsazze und einem zweiten, von allen aktiven Mitgliedern des Dörfgens, zur Bevollmächtigung seiner Gesandschaft, versehn, machte sich Klaas nach der Stadt, in welcher das Konsistorium seinen Siz hatte, auf den Weg und langte in einigen Tagen, ohne weiteres Hinderniß, an. Da am andern Morgen das Konsistorium eine allgemeine Sizzung hielt, so begab er sich dahin und erhielt, nach einigen Schwierigkeiten die Erlaubniß, vor demselben erscheinen zu dürfen. Er überreichte seine Aufträge und bat, daß diese Sache, als von besonderer Wichtigkeit, doch sogleich möge vorgenommen werden. Da die eigene Neugier der Räthe, die durch das Benehmen dieses ungewöhnlichen Landmannes noch mehr gespannt war, dieß Gesuch unterstüzte; so wurden die übrigen Geschäfte für heute zurük gelegt, und der Sekretär erhielt Befehl, den Aufsaz Rüdigers vorzulesen."

Wäre es uns darum zu thun, unsere Erzählung durch Schilderungen und psychologische Entwiklungen interessant und belehrend zu machen; so wurde uns die Gruppe der zuhörenden Räthe des Konsistoriums, während dieser Vorlesung, sehr reichlichen und reichhaltigen Stoff dazu an die Hand geben. Da wir indessen einen andern Zwek vor uns haben, zu welchem es nur einer nakten Darstellung der Fakten bedarf; so überwinden wir billig jenen Reiz, und merken nur an, daß auf alle ein starker, wiewohl an sich sehr ungleicher, Eindruk dadurch hervorgebracht würde. Bei den meisten ging ein lebhafter Unwille daraus hervor, und wurde in manchen, besonders den Aeltern, so stark, daß sie einige heftige Ausbrüche, während dem Lesen, nicht zurük halten konnten. Einige Wenige, und unter ihnen der junge Rath, der die anfängliche Denuntiation des Superintendenten hatte unterdrükken wollen, geriethen in ein tiefes, erschöpfendes Nachdenken, das länger dauerte, als die Vorlesung, und jenen Eiferern Zeit ließ, gleich unmittelbar nach Beendigung derselben die Schleusen ihres Unwillens zu öfnen, und dem mühsam aufgehaltenen Strome freien Lauf zu lassen.

Es wehrte lange, eh Klaas, aller angewandten Mühe ohnerachtet, sich so viel bemerkt und gehört machen konnte, daß man sich wieder an seine Gegenwart erinnerte. Kaum hatte man

diese wieder vernommen; so deutete man ihm an, er möge nur hingehn — es werde schon zu seiner Zeit auf die Sache verfügt werden.

Klaas ließ sich indessen hierdurch nicht abfertigen; er stellte vor: „wie er den Auftrag habe von seinen Gemeinde-Mitgliedern: ein hochwürdiges Konsistorium demüthigst zu ersuchen, daß die Sache doch sogleich möge entschieden werden, weil ihnen über alles viel daran liege, und daß er sich deshalb verpflichtet habe, den Ausgang der Sache abzuwarten, nicht zweifelnd, daß ein Ehrwürdiges Konsistorium darauf Rüksicht nehmen werde, daß die Geschäfte eines Landmanns, zumal in dieser Jahrszeit, ihm keine lange Entfernung von seinem Wohnorte verstatteten.“

„Das gehe nicht so gleich und so geschwind“, wurde ihm nach einiger Berathung von dem Präsidenten zum Bescheide ertheilt, „diese Angelegenheit sey so beschaffen, daß erst eine genaue Untersuchung, durch eine Commißion, veranstaltet werden müsse.“

„Er könne hiezu keine Nothwendigkeit entdekken“, nahm sich Klaas bescheidentlichst die Freiheit gegen zu erinnern, „indem es ihm scheine, als habe Rüdiger alles aufs genaueste — gewiß aber alles der strengsten Wahrheit gemäß dargestellt; dafern indessen noch Eins oder das andere

nähere Erläuterung erfodere, so sey er deshalb zur Stelle und bäte, ihm die nöthigen Fragen vorzulegen."

„Dieß sey nicht hinlänglich", belehrte ihn abermals der Präsident, „nach dem Rechtsbrauche müsse Rüdiger selbst erscheinen, oder an Ort und Stelle, durch eine Commißion, persönlich verhört werden. So dann müsse darüber ad serenissimum Bericht abgestattet werden — darüber gehn Monate hin. ꝛc."

Klaas sahe ein, daß er auf diese Weise schwerlich zu seinem Entzwekke gelangen werde; er bat daher nur noch um ein augenblikliches Gehör, und nachdem es ihm verwilligt, trug er mit der ruhigsten Bescheidenheit, aber auch mit Nachdruk und Würde dem Consistorium vor: „Rüdiger habe die Vermuthung geäussert, daß den Landesgesezzen zufolge, man ihn und seine beiden Freunde ihrer Aemter entsezzen, und von der Verbindung, worin sie bisher gestanden, trennen werde; er sowohl als alle übrigen Glieder der Gemeinde, keinen ausgenommen, würden dieß, wie beigefügter Aufsaz und die Namens-Unterschriften zeigten, für ein sehr großes Unglük halten, und man wäre deßhalb in der ängstlichsten Befürchtung; er, seines theils, hege, wie er glaube, sehr gründliche Zweifel dagegen, oder sey vielmehr überzeugt; daß eine Obrigkeit, — die nur das Glük und die Wohlfarth der Untertha-

nen vor Augen habe, nur das wollen und beschliessen könne, was dieses befördert — hier keinen Beschluß fassen werde, der offenbar in diesem Falle gerade das Gegentheil von dem Zwekke ihres Daseyns bewirken werde. Wenn er also die Entscheidung der Sache nicht gleich erhalten könne; so bäte er eine hochwürdige Versammlung, ihn wenigstens durch eine gütige Eröfnung in den Stand zu sezzen, hierüber seine Freunde vorläufig beruhigen zu können."

Er schwieg, und in dem ganzen Kollegium herschte ein allgemeines Stillschweigen der Verwunderung und der Unentschlossenheit. Ueber dem Interesse der Sache, hatten sie anfangs den Abgeordneten zu bemerken vergessen. Desto mehr ergriff sie izt die Verwunderung, einen Landmann so und über diesen Gegenstand reden uud urtheilen zu hören. Sie sahn sich einander an und jeder wartete, daß der andere auf den gehörten Vortrag antworten werde. Endlich nahm der Präsident das Wort:

„Hierüber lasse sich izt noch nichts bestimmtes äussern", sagte er, „man müsse ja erst untersuchen, ob sich die Sache ganz so verhalte, als der Bericht angebe."

Ein Lächeln, in welchem sich Würde mit leichtem Spott mischte, zog izt über Klaas ernstes Gesicht hin: „Ist denn die Aussage ehrlicher

Männer in diesem Gerichtshofe in so geringem Werth, oder bringt der Gang des Rechts es so mit sich, daß man überall Unwarheit voraussezt, man habe einen redlichen Mann oder einen Schurken vor sich — doch ich sehe, daß sich ihre Stirnen runzeln, ohnzweifel habe ich mich ungeschikt ausgedrükt, und bitte dieß einem Landmanne zu verzeihen, der gewohnt und gelehrt ist, stets was er denkt, so zu äussern, wie er es denkt." —

„Gesezt aber, und dieß sey die lezte Frage, womit ich Ihnen beschwerlich falle, gesezt, die Sache würde ganz so befunden, wie der Bericht und meine Aussage sie angeben: was würden wir in diesem Falle zu fürchten oder zu hoffen haben?" —

Neues Schweigen — endlich antwortete der Präsident: „Das würde auf Serenissimi höchsten Beschluß ankommen — Wir würden nur berichten." —

„Aber Ihr Bericht würde doch die Sache mit den Gesezzen zusammen halten, die Ihnen bekannt sind — und was bestimmen die Gesezze für einen solchen Fall?" —

„Ihr werdet sehr lästig; — besser wär' es Ihr wartetet die Zeit ab, und bekümmertet Euch nicht um Dinge, die Euch nichts angehn." —

„Mich nichts angehn? — Verzeihn Sie Herr Präsident, das kann ihr Ernst nicht seyn“, sagte Klaas sehr ernsthaft, und der Präsident schlug die Augen nieder, „was kann einen Staatsbürger näher angehn, als die Gesezze, wonach Landes-Obrigkeiten richten, und von denen also sein äusseres Wohl und Weh abhängt — Ich bitte nochmals: was bestimmen die Gesezze für diesen Fall?“ —

„Absezzung“, sagte der Präsident nach einer Pause, „und nun habt ihr Euren Bescheid und könnt gehn“ sezte er finster hinzu. —

„Sogleich, ich fühle es selbst genug, daß ich Ihnen beschwerlich werde; doch um einen Zusaz dieses Bescheides muß ich Sie durchaus noch demüthigst ersuchen. Leiden diese Gesezze gar keine Einschränkung, keine Abänderung?“ —

„Ei was! Ein Gesez ist ein Gesez, und keine wächserne Nase, die man drehen kann wie man will.“ —

„Aber vielleicht wohl ein Kleid, das man ändert oder mit einem andern vertauscht, je nachdem der Körper, dem es zur Dekke oder zum Schuze dienen soll, sich an einzelnen Theilen oder im Ganzen verändert, und also andere Bedürfnisse, andere Befriedigungen erfodern.“

„Vielleicht urtheilt der Fürst oder sein Geheimerrath anders, als sie, Ehrwürdige Herren, über diesen Gegenstand. Da es Ihnen nicht möglich ist, die Sache zu entscheiden, so bitte ich, mir Rüdigers Bericht wieder auszuhändigen, damit ich ihn dem Fürsten selbst vorlegen könne, und keine weitere Untersuchung anzustellen, bis der Fürst selbst sie dazu auffordert.“

Die Art wie Klaas dieß vorbrachte hatte so etwas Imponirendes, zugleich in seiner Einfalt und Bescheidenheit, daß man, was unglaublich scheinen kann, aber doch wirklich geschah, ihm den Bericht wieder aushändigte und seine Rükkunft aus der Residenz abzuwarten versprach. Klaas überließ nun die Herrn des Konsistoriums sich und ihrem Unwillen, die nach einer großen Pluralität der Stimmen, die Impertinents und Superklugheit dieses Bauerkerls, als ein redendes Zeugniß wider Rüdiger und seine abscheulichen Neuerungen anerkannten.

Nachdem der erste Sturm vorüber war; so erlangte jener junge Rath endlich auch, nach langem vergeblichen Bemühen, das Wort. Gewohnt ohne weitere Rüksicht als auf Wahrheit und Recht seine Meinung frei zu äussern; bezeugte er auch dießmal zu erst seine Verwunderung, über das Benehmen der meisten übrigen Räthe. „Offenbar habe doch sowohl aus Rüdigers Aufsaz, als aus den Reden des Bauern die

hel-

helleste und schönste Vernunft, in einer hohen Ausbildung hervorgeleuchtet, und er könne nicht begreifen, wie dieß auf Sie so gar keinen Eindruk gemacht — oder vielmehr, wie sie sich selbst verhählen könnten, daß es auf Sie einen starken Eindruk gemacht habe. —

„Wie wäre es sonst möglich“ sagte er, „daß Sie den Bericht Rüdigers wieder an den Bauer ausliefern konnten, der doch offenbar an sie gerichtet ist, und ohne welchen sie in der Sache auf keine Weise procediren können. Wenn ein ganzes Kollegium einen solchen Fehler in der Form macht; so muß es doch wahrlich wohl sehr aus seiner Fassung gebracht seyn,“ sezte er mit einem leichten Spott hinzu.

„Ich meines Theils werde übrigens in dieser ganzen ausserordentlichen Angelegenheit mein Urtheil zurük halten, bis ich erfahre, wie der Minister sie ansieht, denn ohnzweifel wird sich seine aufgeklärte und edle Denkungsart auch hier nicht verleugnen.“

Diese Aeusserung des Raths fiel den übrigen, besonders dem Präsidenten, sehr schwer aufs Herz; er kannte den Minister zur Gnüge, um zu befürchten, daß Klaas und der Bericht Rüdigers einen vortheilhaften Eindruk auf ihn machen mögte; er hätte beide gern noch zurükgehalten, — allein beide waren schon eine gute

Stunde auf dem Wege zur Resienz. Das einzige Hülfsmittel, was der schwache Kopf des Präsidenten ihm in dieser Verlegenheit darbot, war, Klaas durch einen Brief an den Minister zuvorzukommen. Er eilte deßhalb so geschwind als möglich nach Haus und ließ, den öftern Erinnern seiner sorgsamen Gemahlin ohnerachtet, eine schon duftende Pastete kalt werden, um den Brief aufzusezzen, mit welchem ein Reitknecht zu Pferde, unter Anempfehlung möglichster Eilfertigkeit, noch vor der Tafel abgefertigt wurde.

Wir finden unter den Papieren, die als Dokumente dieser Erzählung in unsern Händen sind, diesen Brief nicht, und sind daher ausser Stand ihn mitzutheilen; so gewiß wir sonst Dank dadurch verdienen würden. Genug daß er auf den Minister, einen ganz andern, als den beabsichteten, Eindruk machte. Dieser sandte sogleich auf die fürstliche Burg und ließ dem Schweizer andeuten, daß man den — leicht kentlichen — Landmann, der sich in einige Stunden dort einfinden würde, an ihn weisen solle, ehe er den Fürsten gesprochen habe.

Der Minister war ein Mann, — wie alle Minister seyn sollten, — von einem wahrhaft aufgeklärten Geiste und ungemein wohlwollenden Herzen. Eine allgemeine und stets bereitwillige Duldung und ein warmer Eifer, alles zu schüzzen und zu befördern, was an sich gut war, oder

Gutes bewirken könnte, erscheinen überall, als natürliche Folgen, jener Grundzüge seiner Charakteristik. Eben daher trug er eine uneingeschränkte Humanität überall einem Jeden entgegen, der sich ihm nahte, und wurde selbst durch Unvernunft und grobe Vorurtheile nicht ermüdet, und durch Anmaßungen und Dünkel nicht ungeduldig gemacht. Nichts desto weniger aber war er gegen diese unerbittlich, unerschütterlich und im hohen Grade unbiegsam. Daher er auch von Menschen dieser Art allein, für eigensinnig und herrschsüchtig ausgeschrien wurde; nach der alten Umart verdorbener Gemüther, durch welche sie denen gewöhnlich ihre Fehler unterlegen, von denen sie verhindert werden, einen selbstgefälligen Gebrauch davon zu machen.

Zu diesen gehörten denn auch ganz besonders, der Präsident des Konsistoriums und jene alten Räthe, die sich gleich ihm an Klaas und Rüdigers Vortrage so sehr geärgert hatten. War es doch der Minister, der unerbitterlich auf dem Grundsazze beharrete: die uneingeschränkteste Gewissensfreiheit, sey das einzige Mittel, Religion zu befördern, und in Achtung zu erhalten; der durchaus nie inquisitorische Untersuchungen gestatten wollte, wenn von diesem oder jenem Prediger der Geruch der Heterodoxie, sich bis in die ächtorthodoxe Nase des Präsidenten verbreitet hatte; der durchaus dar-

auf bestand, daß so wohl die Räthe, als die untergeordneten Superintendenten von nichts weiter Notits nehmen sollten, als was ihnen von freien Stükken angezeigt, und wozu eine nähere Untersuchung aufgefodert würde.

Geschiklichkeit und Sittlichkeit war das Einzige, was er von einem Prediger verlangte, und um das Uebrige, erklärte er bei jeder Gelegenheit, habe man sich nicht zu bekümmern.

Diesen Grundsäzzen und Vorschriften zufolge, hätte also auch das Konsistorium auf die Anzeige des Superintendenten so wenig, als auf den Bericht Rüdigers, weiter keine Rüksicht zu nehmen gehabt. Allein sie glaubten, jenes gelte nur von kleinern Abweichungen der Meinungen einzelner Menschen, oder von Duldung der Isten und Aner. Dieß hingegen schien ihnen ein ganz ausserordentlicher Fall zu seyn; wie er es denn auch in der That war. — Hier hatte sich eine Gesellschaft, nicht nur ganz von einer der privilegirten Konfessionen, sondern so gar ganz von der Christlichen Parthei losgesagt, und sich dadurch verbunden — so schlossen sie — gar keine Religion zu haben; wie denn auch das, was Rüdiger geäussert, als gar keine Religion anzusehn sey. Dieser Fall erfoderte nothwendig auch ungewöhnliche Maasregeln, und wie auch der Minister selbst denken mögte; so

würde er doch in diesem Falle zum wenigsten mit seinen Duldungs-Grundsäzzen in Verlegenheit kommen.

Allerdings war diese lezte Vermuthung des Präsidenten nicht ganz ungegründet. Der Minister sprach Klaas, er las den Aufsaz Rüdigers, las ihn widerholt; ließ sich Erläuterungen geben, forschte genau nach; — war von Bewundrung, von Beifall hingerissen — allein noch unentschlossen, was in diesem Falle zu verfügen seyn würde.

Ein Minister, der Fürtreflichkeit des Geistes und Herzens so in sich vereiniget, ist gemeiniglich nur der Beleg zu einer ähnlichen Vortreflichkeit seines Fürsten; wenigstens war dieß hier der Fall. Beide waren von Jugend auf mit einander erzogen; an Kultur des Geistes und Wohlwollen des Herzens einander gleich, und beide von einem Eifer für das Wohl der Bewohner dieses kleinen Staats auf gleiche Weise beseelt. Daher waren die Maasregeln des Ministers die Maasregeln des Fürsten; wechselseitiges Vertrauen herrschte zwischen beiden und jeder war stets die erste Zuflucht des andern, sobald wichtige oder zweifelhafte Fälle den Rath eines erfahrenen und einsichtsvollen Freundes nothwendig machten.

Wir dürfen uns daher nicht wundern, daß er auch izt — ganz allem Ministergebrauch zu-

wider — zum Fürsten eilte, um sich Raths bei ihm zu erholen. Allein eben weil der Fürst über diese Angelegenheit, wie er dachte, so war dieser auch eben so unbestimmt darüber als er — Ehe man entschiede, wollte sich der Fürst noch einmal mit Klaas besprechen, den er ohnehin kennen zu lernen begierig war.

Klaas erschien und der Fürst wurde gar bald, wie der Minister, für ihn eingenommen. Die überall sichtbare Humanität in Reden und Betragen, sowohl des Fürsten als des Ministers, ließ Klaas bald vergessen, daß er vor einem Fürsten und vor einem Minister stehe; sein Herz kam seinem Verstande zu Hülfe, er wurde freimüthiger, unbefangener, zutraulicher; — die Hoffnung eines glüklichen Erfolgs, die mit neuer Lebenskraft in ihm erwachte, gab seinem Vortrage auch ein neues erhöhtes Interesse.

Nachdem er dem Fürsten über alles noch einmal eine erläuternde Auskunft gegeben; lenkte er nun das Gespräch zu dem Ansuchen der ganzen Gemeinde, um eine baldige und ihren Wünschen entsprechende Entscheidung, ein. Der Fürst war Mensch genug, sich selbst in eine Erläuterung der Schwierigkeiten, die dieser sich entgegen stellten, einzulassen, und daraus entstand, so viel aus dem erhellet, was Klaas davon aufgezeichnet hinterlassen hat, dem Wesentlichen nach folgendes Gespräch.

Klaas. Gesezze, mein Fürst, sagen Sie, sind der Gewährung unserer Bitte entgegen; — darf ich so kühn seyn zu fragen, was denn der Zwek der Gesezze sey?

Fürst. Ohnzweifel das Wohl des Staats, für welchen sie gegeben sind.

Klaas. Nun wohl, die Grundlage der Gesezze wird also die Kenntniß von dem seyn, was man für wahres Wohl des Staats hält.

Fürst. Ohnzweifel, Klaas doch vielleicht rede ich zuviel und zu dreist, vielleicht läßt mich Ihre Geduld und Güte vergessen, daß ich sie mißbrauche.

Minister. Ihr dürft dieß nicht fürchten, denn es ist der erste Grundsaz unsers Fürsten: daß der Unterthan nicht sowol zum Gehorsam angehalten, als belehrt werden müsse, warum man Gehorsam von ihm erwarte.

Klaas. So werde ich denn ohne weiteres Bedenken meine Vorstellungen vor Ew. Durchlaucht niederlegen; um diese seltene Gelegenheit benuzzen zu können, Belehrung aus der reinsten und ersten Quelle zu schöpfen. Ich denke also: das wahre Wohl des Staats bestehe in dem möglichsten Wohlseyn der einzelnen Glieder desselben.

Fürst. Auch darin mögt ihr Recht haben.

Klaas. Nun dann, mein Fürst, der Zustand worin wir uns in unsern Dörfgen befinden, ist der Zustand des möglichsten Wohlseyns; kann also ein Gesez statt finden, daß es zur Pflicht macht, ihn uns zu rauben, anstatt uns in demselben zu schüzzen?

Fürst. Das könnte einigen Schein haben, mein Freund; allein ihr vergeßt, daß ihr nicht den Staat allein ausmacht, daß ihr nur ein kleiner Theil desselben seyd, und daß jeder einzelne Theil sich Aufopferungen gefallen lassen muß, um dadurch das Wohlseyn des Ganzen zu erhöhen. Wie, wenn die Einrichtungen, die Ihr unter Euch gemacht habt, dem Ganzen nachtheilig würden; könntet ihr es Ungerecht finden, wenn der Staat und das Gesez sie misbilligten und ihre Aufhebung foderten?

Klaas. Auf keine Weise; allein dieß könnte doch nur dann statt finden, wenn der Staat nicht wünschen dürfte, daß der Zustand dieser kleinen Gesellschaft der Zustand des ganzen Staats werde?

Fürst. Freilich nur alsdann.

Minister. Und nach völliger Erweisung der präsumtiven Schädlichkeit.

Klaas. So gestehe ich, daß mir auch izt wieder verborgen ist, wie diese Regel im nähern Falle anwendbar sey? Denn es scheint mir unmöglich, daß irgend ein Staat auf der Welt etwas an seinem Wohlstande verlieren könne, wenn unsere Ausbildung und Denkungsart, die der ganzen Welt, geschweige denn, die eines einzelnen Staats würde; — oder Aufklärung muß erst als ein Uebel erwiesen seyn.

Minister. Oder eure Aufklärung müßte, als eine scheinbare, falsche und verderbliche erfunden und erwiesen werden.

Klaas. Es würde also nur darauf ankommen; uns in dieser Rüksicht zu rechtfertigen, und ist dieß hinlänglich, so dürfte ich der Hoffnung — wie es scheint — weiter keinen Zwang anthun; vorausgesezt, daß ich wahre Aufklärung, als die zwekmäßigste Verädlung der sittlichen Natur des Menschen erklären darf.

Fürst. Ich habe Nichts gegen diese Erklärung; allein wird sie auch auf Euren Zustand passen? — Ihr, Klaas, scheint allerdings schon durch Euch selbst einen Beweis dafür zu liefern; ich sage mit Fleiß, ihr scheint, denn ich kenne Euch zu wenig, um bestimmter reden zu können. Dann frägt sich erst noch: seyd ihr nicht eine Ausnahme und kann man von Euch, auf die allgemeinere Wirkung Eurer Reformen schliessen? —

Klaas. Hierüber, gnädigster Herr, könnten Sie leicht entscheiden, wenn Sie geruhen wollten, unsere kleine Gesellschaft persönlich kennen zu lernen. Ich glaube behaupten zu können, daß eine allgemeine Ausbildung der Vernunft und der Sittlichkeits-Gefühle unter uns statt findet, die unserer Einsicht nach, nur auf diesem Wege erlangt und nur durch unsere izt bestehende Einrichtungen erhalten werden kann. Das Streben unserer Freunde und Lehrer ging von jeher dahin, die Kräfte des Geistes mit den Trieben der Leidenschaften, und die Kräfte und Triebe der Seele mit den Kräften und Trieben des Körpers in das genaue Gleichgewicht und in die möglichste Harmonie zu bringen; — sie glaubten, dieß sey die Bestimmung des Menschen. —

Fürst. Ohnzweifel urtheilten sie daran sehr richtig; aber die Frage ist: ob sie auch die besten Mittel dazu wählten? ob sie berechtigt waren und wohl daran thaten, Mittel zu verwerfen, die man bisher für die einzig wirksamen dazu hielt? —

Klaas. Noch einmal, mein Fürst, komm und siehe — und dann fürchte ich das Urtheil darüber nicht: ob ihre Bemühung gewirkt habe, dann scheu ich die Vergleichung nicht mit andern, die jene Mittel beibehielten. Durchreisen Sie die Dörfer und Städte Ihres Landes und ich

darf kühn sagen: Sie finden nirgends einsichts=vollere, nuzbarere, sittlich bessere, mit ihrem Zustande zufriedenere, eines vernünftigen Lebens=genüsses fähigere Menschen und fleißigere, folg=samere, eines mäßigern und sichereren Wohl=standes sich mehr erfreuende Unterthanen, nur einzeln zerstreut, als hier in unserm Dörfgen vereinigt sind. — Ist dieß nicht genug um un=sere Reform zu bewähren?

Minister. Genug, um eure Reform vor dem Richterstuhle des Philosophen zu bewähren; nicht aber vor dem Richterstuhle der Staats=Obrigkeit zu rechtfertigen.

Klaas. Wo liegt der Unterschied? Ich vermag ihn nicht zu entdekken.

Minister. Der Unterschied ist wichtig und sehr bestimmt und wird euch gleich in die Augen fallen, so bald ihr sie dahin wendet. Jedes Mitglied, jeder einzelne kleine Theil des Staats hat, so bald er diesem inkorporirt ist, kein Recht mehr, eigenmächtig Veränderungen zu unternehmen, die mit allgemeinen Einrichtungen und Gesezzen des Staats in Collision kommen. Was wären Gesezze, was wäre die Obrigkeit, was die Gewalt eines Fürsten, wenn jedem klei=nen Dorfe frei stehen könnte, nach seiner Ein=sicht, Veränderungen vorzunehmen, die nähern oder entferntern Einfluß auf das Ganze haben

können und haben müssen. So wie ihr euch von der gesezlich autorisirten Religion des Staats abgesagt habt, weil ihr einsaht, oder einzusehn glaubtet, daß sie euch nachtheilig oder doch unnüz sey; so könnte ja einer andern Dorfschaft einfallen, alle abergläubischen Gebräuche des Heidenthums wieder einzuführen; oder einer dritten, Veränderungen in ihrer Rechtspflege vorzunehmen — weil sie einsähe, oder einzusehen glaubte, daß die bisherige nicht für sie passe, oder die neue besser sey. — Ich überlasse euch selbst zu beurtheilen: ob der Fürst oder das Gesez darein willigen könne, wenn es den Staat aufrecht erhalten wollte.

Klaas. Ich gestehe, er würde hierin sehr behutsam verfahren müssen.

Minister. Nun dann, so hat also vor allen Dingen der Fürst dahin zu sehn, daß allgemeine Ordnungen in allen allgemeinen Staatsangelegenheiten erhalten werden; zu dieser Erhaltung sind allgemeine Gesezze nöthig und diese allgemeinen Gesezze können nicht nach dem Bedürfniße einzelner aufgehoben oder in Wirksamkeit gesezt werden, wenn sie nicht ihre ganze Kraft verlieren sollen. — Ich darf nicht weiter folgern, was ohne hin in die Augen fällt.

Fürst. Selbst also meine Einsicht des Bessern und folglich auch mein Wille kann in kei-

nem besondern Falle begünstigen, was das Gesez im Allgemeinen mißbilligt.

Klaas. Ich fühle ganz die Kraft dieser Gründe, aber dennoch, ich gestehe es, überzeugen sie mich nicht. Zugegeben, daß das Gesez, so lange es in Kraft bleibt, auch Richtschnur dieser Art seyn müsse — ist es deßhalb unveränderlich? und darf und kann es unveränderlich bleiben, da alles dem Wechsel und einer ewigen Veränderlichkeit unterworfen ist? —

Fürst. Wie meint ihr das? Ein Gesez das veränderlich wäre, scheint mir ein Widerspruch und von euch selbst vorhin widerlegt.

Klaas. Ich hätte mich bestimmter ausdrükken sollen; vielleicht dürfte es mir noch gelingen. Ich nehme an, daß allgemeines möglichstes Wohlbefinden der Zwek aller Gesezze sey. Dieß Wohlbefinden beruhet auf der Befriedigung gewisser körperlicher und geistiger Bedürfnisse. — Das Gesez wird also, nach diesen Bedürfnissen, sein Daseyn und seine nähere Bestimmung erhalten. — Ich weiß nicht, ob ich izt mich deutlich genug ausdrükke? —

Fürst. Wenigstens hoffe ich euch zu verstehen — z. B. ein Duldungsgesez entsteht, wenn Verschiedenheit der Meinungen in diesem Staate eine solche Duldung zum Bedürfniß macht; oder wenn Handel, Manufakturen und

die übrigen Wohlstandsquellen eines Staats, dem Staate Menschen, aus verschiedenen Partheien, zum Bedürfniß werden läßt. —

Klaas. Auch da dächte ich, wo eine Verschiedenheit der Meinungen, den einzelnen Gliedern, oder den kleinern Gesellschaften, die durch diese sich bildeten, zu einem Bedürfnisse geworden sind. — Selbst dieß Beispiel, mein Fürst, führt mich näher dahin, wohin ich wollte. Zu der Zeit, wo der menschliche Geist noch allgemein in Europa ganz unter der Dekke der päbstlichen Kirche schlummerte, bedurfte man noch gar keiner Duldungsgesezze, weil es noch dergleichen Bedürfnisse nicht gab. Die Reformation in Deutschland machte Duldungsgesezze nothwendig, die gleichwohl nach dem westphälischen Frieden nicht mehr hinreichten, weil sich die Bedürfnisse ausgedehnt hatten. Zu Friedrich des Zweiten Zeiten reichten die Duldungsgesezze Friedrich Wilhelms nicht mehr hin; ebenfalls, weil die Bedürfnisse dieser Art sich vermehrt hatten, und bei der Gründung des nordamerikanischen Freistaats erfand man Bedürfnisse dieser Art schon so viel vor, daß man das zum einzigen Duldungsgesezze machte: daß alle Meinungen und Vorstellungen einzelner und kleiner oder größerer Gesellschaften auf gleichen Schuz und gleiche Freiheit im Denken, Reden und Aeußerungen Anspruch machen sollten. — Hier-

aus ziehe ich den Schluß: Bedürfnisse, besonders die des Geistes, ändern sich mit der Zeit; die Gesezze, die den zeitigen Bedürfnissen angemessen eingerichtet wurden, müssen sich mit ihnen ändern und durch sie verändert werden, dafern sie nicht dem möglichsten Wohlseyn des Staats im Wege stehn sollen, anstatt dasselbe zu befördern. Gesezze haben also nur so lange, für die Schüzzer und Pfleger des Staats, bindende Kraft, als sie den Bedürfnissen, für die sie entworfen sind, anpassen.

Minister. Es liegt allerdings viel Wahres hierin, und ich sezze noch hinzu; die meisten sogenannten allgemeinen Landesgesezze schreiben sich aus den Zeiten der Unkultur her, und passen also in der That nur sehr schlecht für unsere izzigen Bedürfnisse und Verhältnisse. Noch mehr: es ist begreiflich, daß die Gesezze und Anordnungen unserer Vorfahren, schon deswegen nicht als unverbesserlich anzusehn sind, weil sie unsere Voreltern, vor mehreren hundert Jahren, entwarfen. Niemand wird läugnen, daß ihre Bildung des Geistes und ihr Vorrath allgemeiner Kentnisse schwach und gering in Verhältniß gegen unsere Zeiten sind, und daß überdem noch die meisten Gesezze und Anordnungen temporellen Veranlassungen und Umständen ihren Ursprung verdanken. — Allein dieß al-

les stößt doch den Grundsaz nicht um: ein Gesez muß seine Kraft behalten, so lange es Gesez ist — und dieß würde denn auch den Streit entscheiden. —

Klaas. Was soll, was kann aber die Unbrauchbarkeit oder Unzulänglichkeit eines Gesezzes anzeigen, was also seine Aufhebung oder Veränderung desselben veranlassen, wenn es nicht die Ereignisse sind, die nicht mehr diesem Gesezze untergeordnet werden können? Wenn die Bedürfnisse sich nicht nach den Gesezzen, sondern die Gesezze nach den Bedürfnissen richten; so scheint mir wenigstens natürlicher zu seyn, daß der Gesezgeber sagt: hier ist ein Fall, der ein neues oder verändertes Gesez nothwendig macht; als daß er dem Richter befiehlt: richte diesen Fall nach dem alten Gesezze, ob er gleich nicht darunter paßt. Wenn soll nun das Gesez aufhören? denn es gilt, so lange es ist, und es dauert noch immer fort, weil es gilt. — Oder soll es erst entscheiden, dann aufgehoben, oder verändert werden? So wird ja das folgende autorisiren, was das vorhergehende strafbar fand. Wir werden izt durch das Gesez genöthigt unter den Kirchenzwang der herrschenden Kirche zurükzukehren; — wird nun unser Bedürfniß nicht Veranlassung zu der Aufhebung dieses Gesezzes, so werden nachkommende Fälle, wie der unsrige, danach gerichtet — das Gesez wird ewig dauren,

so

so wie es ist; — nehmen nun aber Ihr Durchlaucht Veranlassung daher, nach dem erkannten neuen Bedürfnisse, das alte Gesez durch ein neues zu ersezzen, so wird ja dieß neue allerdings von uns ergriffen werden; wir werden natürlicherweise unsere Freiheit wieder erhalten, so bald die Fesseln abgenommen sind. —

Fürst. Freilich hätte euch in diesem Falle jene Unterwürfigkeit, — nach vernünftigen Gründen — erspart werden können.

Klaas. Nun dann, edler, vortreflicher Fürst, — was kann Sie abhalten, diesen vernünftigen Gründen zu folgen? Sie erkennen izt an uns ein Bedürfniß dieser Zeit, wovon in der Vorzeit unsere Gesezgeber noch keine Ahndung, geschweige denn einen Begrif, haben konnten. Warum wollen Sie nicht dieser Veranlassung sogleich wahrnehmen, das alte unzulängliche Gesez nach diesem neuen Bedürfnisse auszudehnen und uns sogleich die Wohlthat dieses, durch uns veranlaßten, Gesezzes zu gute kommen zu lassen? Man hat mich belehrt: es sey die höchste Weisheit eines Fürsten, die Winke, die der Geist der Zeit ihm gäbe, zum Wohl seiner Anvertrauten aufzugreifen, und sogleich zu benuzzen. Sie sind ein weiser, ein wohlwollender Fürst; warum muß ich noch immer Wunsch und Bedenklichkeit in ihren Augen gemischt lesen? —

Fürst. Warum mein Freund? — Weil ich euch zu helfen wünsche und dennoch mich gefesselt fühle; weil ich einsehe, daß eure Foderung vernünftig, gerecht ist, und dennoch mir nicht verhehlen kann, daß ich meine Verhältnisse, wo nicht noch mehr, doch eben so als die Vernunft zurathe ziehen müsse. —

Klaas. Verhältnisse? Hat ein souverainer deutscher Fürst andere Verhältnisse, als die gegen seine Unterthanen und kann seiner Gewalt noch etwas anderes Fesseln anlegen, als die Vernunft und die Menschenliebe?

Fürst. Allerdings, mein guter Klaas. Habt ihr keine Kenntniß von den Verhältnissen der deutschen Reichsverfassung und wißt ihr nicht, daß die Verträge z. B. des westphälingischen Friedens, keine andere Parthei oder Sekte, als die drei christlichen Religions-Partheien in ganz Deutschland wollen geduldet wissen?

Klaas. Ich weiß es, allein ich weiß auch, daß die Vernunft und die Menschenliebe eher Gesezze gegeben haben, als die deutsche Reichsversammlung. Solche Verträge können bindend seyn, in Dingen die Dauer haben und sich gleich bleiben. Es kann ein protestantischer Fürst durch jenen Friedensschluß sich z. B. gebunden halten, ein katholisches Kloster unangetastet in seinen Rechten und Besizzungen zu lassen, denn

diese sind eisern und unveränderlich. — Aber wie ist es möglich, den menschlichen Geist durch Verträge fesseln zu wollen, der doch sich selbst nicht fesseln kann und der, den ewigen Gesezzen der Natur nach, sich verändert — diese oder jene Form annimmt, — ohne es zu wollen oder selbst verhindern zu können. Nach meiner Ueberzeugung giebt es keine größere Selbsttäuschung, als wenn man den Vorsaz faßt: diese oder jene Meinungen nicht zu dulden; auch hat dieß der Erfolg des westphälingischen Friedensschlusses mehr als bestätigt. Wo ist denn der Fürst, der nicht alle ausgeschlossene Meinungen duldet und der jene drei Confessionen, rein und unverändert erhalten hätte?

Fürst. Es mag seyn, in einzelnen Menschen; — aber Niemand duldet doch öffentliche Gesellschaften der Art. — Wißt ihr irgend eine deistische Gemeinde? —

Klaas. Ich kenne deren nicht; auch weiß ich kaum, was Deisten sind. Allein ich begreife es nicht, daß man tausend Deisten duldet; aber nicht duldet, daß diese tausend eine Gemeinde bilden, so wie neben an tausend Lutheraner eine dergleichen einrichten und halten. Und warum? Weil die eingeschränkten Einsichten der Verfertiger des westphälingischen Friedensschlusses, Deisten für eine schädliche Kezzersekte hielten, weil sie thörigt genug wähnten, sie unterdrükken, abhalten und ausrotten zu können; — weil drei Sekten, die

alle drei herrschen wollten, diesen Vertrag mit einander machten: neben uns soll nun auch weiter keine aufkommen! Wer weiß nicht, wie ungern die Katholische der Lutherischen einen Plaz neben sich einräumte; wie ungern beide die Reformirte aufnehmen mußten; wie jede voll Neid und Haß auf die andere blikte und mit Scheelsucht das betrachtete, was sie jener hatte abtreten oder überlassen müssen; wer weiß nicht, daß diese Klausel ganz eigentlich von der Katholischen durchgesezt wurde, weil dieser im hohen Grade bange war: es mögte sich noch eine Sekte einnisten und ihr von dem noch etwas nehmen, wozu auf langer, alleiniger Besiz sie auch ganz allein nur berechtigt zu haben schien.

Minister. Das mag alles seyn, ehrlicher Mann; allein deshalb kann sich doch der Fürst nicht von Verpflichtungen nach Willkühr dispensiren, die seine Verhältnisse einmal mit sich bringen. Das deutsche Reich würde berechtigt seyn, ihn deshalb zur Verantwortung zu ziehen und schwerlich würden ihn dann Eure Gründe rechtfertigen. —

Klaas. Es wäre doch erstaunlich, wenn die Gründe der Wahrheit und gesunden Vernunft, nicht vor dem Tribunal der Edlen des deutschen Reichs rechtfertigen sollten.

Fürst. Nein, mein Freund, sie würden und könnten mich nicht rechtfertigen, weil sie nicht zur Richtschnur der Beurtheilung angenommen würden, und angenommen werden können. Hättet ihr nur nicht die ganze Form des Gottesdienstes und der äußere kirchliche Verfassung umgestoßen, so mögten übrigens eure Einsichten seyn welche sie wollten. Wenn ihr euch nur noch äusserlich zu der augsburgischen Confeßion, wie z. B. die Brüdergemeinde bekennetet — so könnte ich eher —

Klaas. Wie, mein Fürst, nur ein heuchlerisches äusseres Bekenntniß, nur eine todte äussere Form, eine Larve vor dem Gesichte der Wahrheit — durchaus Parthei und Sekte, wollen jene Gesezze und Verhältnisse? — Doch Verzeihung, vielleicht sollte ich darüber nicht urtheilen. — Aber ich darf und muß für mich und die, deren Angelegenheit ich mit der Meinigen zugleich betreibe, als unabänderlich erklären: daß wir keine Larve irgend einer Sekte vornehmen können, denn wir kennen, wir begreifen durchaus keine Parthei. Die Vernunft ist allein unser Wegweiser und diese widerstrebt jeder allgemeinen Form; — Redlichkeit ist die erste unserer Tugenden, und diese verdammt jeden Schein. — So konnte uns nichts in der Welt bestimmen, Gebräuche und Ceremonien beizubehalten, die wir als schädlich einsahen.

Fürst. Das ist schön, das ist fürtreflich! — Allein ich wiederhole es noch einmal: es kann euch und mich vor Tadel und Verdammung nicht schüzzen —

Klaas. Nicht schüzzen? — also soll dennoch die ringende Hofnung unterliegen, auch dann, wenn ihr der gute Wille eines menschlichen Fürsten zur Seite steht! — Doch noch erblikke ich einen aufmunternden Lichtstrahl. — Heißt nicht das Gesez: keine andere abweichende Partheien oder Sekten, als jene drei sollten geduldet werden? —

Fürst. So heißt es: keine andere, ohne Ausnahme. —

Klaas. Nun so lebt meine Hofnung wieder auf, so kann es Sie und uns nicht treffen.

Fürst und Minister. Wie so? —

Klaas. Unser einziges Bekenntniß ist: daß wir gar keine Sekte, durchaus gar keine Parthei ausmachen. Wir kennen ja durchaus keine Gleichheit an, wir nennen uns nach niemand und sind keines sterblichen Menschen Nachtreter. Alle Meinungen, die es auf Erden je gegeben hat, oder noch giebt, sind uns gleichgültig und gehn uns nicht an. Eines jeden einzelnen Einsicht ist seine Meinung, aber auch nur die seine ganz allein. Ein Gesez, das Sekten ver-

bietet und Partheien unterdrükt, kann uns also nicht treffen; ja wir sind dem Gesezze ganz gemäß; denn auch wir nehmen keine Sekten und Partheien an. —

Minister. Wie, Klaas, redet ihr izt aus Ueberzeugung? —

Klaas. Aus der höchsten und wahrsten! — Wie kömmt es, daß Sie gerade hier diesen Zweifel äussern?

Minister. Weil es leicht Leute geben könnte, die dieß für eine Sophisterei erklärten; weil die deutsche Reichsversammlung und die Concipienten des westphälingischen Friedensschlusses, es ohnzweifel geradezu dafür erklären würden. Ist es nicht Parthei genug, würden sie sagen, daß sie gegen alle Partheien Parthei machen. Und würde es schwer halten, alle verurtheilten Kezzereien in euch vereinigt zu entdekken? Nähmt ihr keinen Namen an, so würde man euch dergleichen geben und ich sehe nicht, wie ihr dem Stempel des Naturalismus ganz entgehen wolltet, da ihr selbst ein Fest, der Natur zu Ehren, feiert. — Also dieß führt uns nicht weiter und eure Wünsche und der Wille des Fürsten wird ohne Unterstüzzung bleiben, wenn ihr ausser dieser keine kräftigere wisset.

Klaas. Izt weiter keine; und wo sollte ich sie hernehmen? Ich habe nichts, worauf

ich rechnen konnte, als meine Vernunft, und diese ist ungültige Münze im Gebiet der Staatsverwaltung. — So hattest du doch Recht, ehrlicher Herhold! — Es ist unbeschreiblich traurig, in den Augen und auf den Lippen eines edlen Fürsten Hülfe zu lesen, und dennoch hülflos von ihm scheiden zu müssen; — weil auch ihm die Hände gebunden sind! Aber was soll nun aus uns werden? Wenn sie mir keine Hülfe geben können, so geben Sie mir wenigstens Gewißheit mit — Was soll nun aus uns werden? —

Minister. Nun, was das Gesez verordnet. —

Klaas. Und was wird dieß seyn?

Minister. Es wird eine Untersuchung verhengt, und dann wenn es sich so befindet, als Eure und Rüdigers Anzeige angeben; so werden Prediger, Schullehrer, Amtmann abgesezt. —

Klaas. Und was wird dann aus uns?

Minister. Vor allen Dingen werdet ihr wieder eine ordentliche kirchliche Verfassung annehmen müssen; euch zu einer der drei christlichen Confeßionen bekennen müssen. —

Klaas. Wie ist dieß möglich — ich bitte Sie, wie ist es möglich, zu bekennen, was wir nicht glauben?

Minister. Ihr werdet dann von der Confeßion einen Prediger, Schullehrer erhalten, deren Rechtglàubigkeit bewàhrt ist, und diese werden dahin sehn, daß Eure Kinder zur Schule nnd ihr zur Kirche angehalten werdet. Ihr müßt die Kirche auf Eure Kosten wieder herstellen lassen, und der Gnade des Fürsten es danken, wenn für Euer eigenmàchtiges Verfahren, weiter keine Strafen über Euch erkannt werden.

Klaas. Dieß ist das Urtheil des Ministers, der die Rechte der Vernunft kennt und schüzt. —

Minister. Dieß ist das Urtheil der Gesezze. —

Klaas. Und nach allen diesem frage ich dann doch wieder: was soll aus uns werden? und kann diese Einrichtung Etwas anderes, als die Zerstòrung unsers Glüks für immer zur Folge haben? Was wird der Prediger auf uns wirken kònnen, dessen Grundsàzze wir aus Ueberzeugung für unwahr halten, da er unsere Denkkraft nicht auf einmal erstikken, und unsere Vernunft nicht ausrotten kann? Kann ein Gottesdienst, der uns aufgedrungen wird, uns anziehen, uns ehrwürdig seyn, uns schadlos halten, für das, was wir dagegen aufopfern müssen. Wird uns nicht jede Predigt mit Unwillen erfüllen, weil sie uns an das erinnert, was wir

sonst an der Stelle derselben hatten, und wovon wir den Nuzzen so deutlich, so schnell hervorgehend erblikten. Werden Aeltern anders als mit dem sorgsamsten Mistrauen ihre Kinder einem Schullehrer übergeben, der ihnen Lehrsäzze beibringen soll, die Sie aus Ueberzeugung verwerfen; werden sie nicht, indem sie über den Druk seufzen, daß sie dieß thun müssen, zugleich die aufmerksamste Sorgfalt anwenden, die Eindrükke wieder auszulöschen, die jener vielleicht auf sie machen könnte? Wird der äussere Zwang und die innere Gesinnung nicht stets empfindlich zusammen treffen und Gefühle erwekken, die der Seele bisher fremd waren? Muß dieß nicht Verwahrlosungen des Herzens nach und nach bewirken, wovon wir bisher nicht das Geringste kannten? Wird nicht das reine Wohlwollen darunter erliegen, und so allem Edlen und Guten die schönste festeste Grundlage genommen werden? Mißmuth wird die Freuden der Häuslichkeit und Geselligkeit stöhren; man wird anfangen, seinen Wohnort für ein Gefängniß zu halten, da man ihn bisher für ein Paradies hielt; man wird auswandern, der eine hiehin der andere dorthin; die schönen mannigfaltigen Kenntnisse, die wahre Ausbildung wird schon mit dieser Generation geschwächt werden, und mit der folgenden ganz zu Grunde gehn. Man wird die Ueberzeugungen, woraus der Unglaube floß, verlieren, den Unglauben aber, von Generation zu Generation

fort erben; so werden Geist, Herz und Sitten wieder in ihre vorige Armseeligkeit und Niedrigkeit zurük sinken; werden niedriger sinken, weil sie izt gar Nichts mehr unterstüzt. Religion, Glauben werden sie nie wieder erlangen; und dennoch wird ihnen alles entrissen, sie werden alles nach und nach von selbst verlieren, was sie für den Mangel an Glauben schadlos hielt!

Fürst, Edler Mann! Menschenfreund! in den Abgrund kannst du hineinsehn; und nicht allen Verhältnissen zum Troz, die Hand ausstrekken, um zu retten! —

Fürst. (Aus einem tiefen Nachdenken erwachend, und Klaas mit Wärme bei der Hand ergreifend.) Nein, bei Gott, das kann ich nicht! Ich will mit dir, ich will selbst sehn und untersuchen, und finde ich alles wie du und Rüdiger es darstellen, so soll nichts in der Welt Euch in Eurer Ruhe stöhren, und ich werde glüklich seyn, wenn ihr mich als Euren Freund erkennet.

Der Fürst, der Minister und Klaas kamen in D** an. Der Fürst lebte acht Tage unter diesen Landleuten, und sagte beim Abschiede mit Rührung: sie wären ohne Vergleichung die Glüklichsten seines Lebens. Rüdiger Herhold und Ernst blieben, was sie waren und wie sie es waren. Der Fürst nahm das Ganze Dorf un-

ter seinen unmittelbaren Schuz und befahl dem Konsistorium und den übrigen Gerichtshöfen: sich fortan auf keine Weise um dasselbe zu bekümmern. Man feierte von diesem Jahre an noch ein Fest mehr; Der siegreichen Vernunft zu ehren.

Der Fürst war abgereist; allein die Gefühle der Dankbarkeit und Bewunderung in den Herzen und auf den Lippen aller Bewohner unsers Dörfgens zurükgeblieben. Ueberall war die Rede nur von ihm, als von dem Ideal eines Menschenfreundes; überall wurde von seiner ertheilten Vergünstigung, als von einer der edelsten Handlungen und einer der größesten Wohlthaten gesprochen.

Natürlicherweise verweilte das Gespräch hierauf, öfter und anhaltender als irgendwo, in dem Kreise der uns bekannten vier Freunde und vorzüglichsten Menschen dieser kleinen Gesellschaft. Ihre Weiber, ihre erwachsenen Kinder nahmen mit ihnen gleichen Antheil daran, weil sie auf gleiche Weise mit ihnen das Gut der Vernunft, was diesem kleinen Staate durch den Fürsten zugesichert war, schäzten.

Rüdigers Sohn, Wilhelm, ein in jedem Betrachte, hoffnungsvoller Knabe von sechzehn Jahren, war vielleicht der einzige im ganzen Dorfe, der an jenen Lobpreisungen des Fürsten, nie Antheil nahm; selbst zuweilen den Kopf dazu schüttelte, wenn das Gespräch sich vorzüglich belebte.

Es war etwas Eigenthümliches an diesem Jüngling, daß er, troz seiner natürlichen Offenheit, sich doch nie in Gesellschaft älterer Perso-

nen mittheilte, wenn die Mehrheit der Meinungen gegen seine Einsicht war. Wiewohl man daher nie einen Widerspruch von ihm hörte; so war es ihm doch leicht abzumerken, wenn seine Gedanken gegen die Reden der übrigen erhebliche Einwendungen machten. In solchen Fällen pflegte dann sein Vater, sich mit ihm unter vier Augen, in eine nähere Entwikkelung der anderweitig besprochnen Gegenstände einzulassen. Niemand konnte dann offner, niemand gelehriger und leichter zurecht zu weisen seyn, als Wilhelm.

Diese Gespräche gehörten daher zu den Lieblingsunterhaltungen Rüdigers; er pflegte sie selbst hinterher, so viel als möglich, wörtlich aufzuschreiben und sie Wilhelm, zu einem nochmahlichen ernstlichen Nachdenken, zu übergeben. Daher sich denn auch noch Viele dieser Art unter den nachgelassenen Papieren Rüdigers finden, die, wegen der Mannigfaltigkeit und sorgfältigen Wahl der Gegenstände, worüber sie sich verbreiteten; so wie wegen der unverkennbar lautern Absicht, Wahrheit zu erforschen, und der Entfremdung von jeder Art der Rechthaberei und des Partheigeistes, unserer Einsicht nach, für jeden Unbefangenen Leser nicht ohne Belehrung und Unterhaltung erfunden werden dürften.

Seiner Gewohnheit zufolge, nahm also auch dießmahl Rüdiger der Gelegenheit wahr, die

Aufklärung seines Sohnes zu befördern, und diesem Bemühn verdanken wir die Gespräche, welche hier, nach der Zeitfolge, in welcher sie gehalten worden, und nach derjenigen Gedankenverbindung, welche der freiere Gang eines Gesprächs an die Hand giebt, mittheilen.

Catechismus der natürlichen Religion p. 105 und folg.

Erstes Gespräch.

Freier Gebrauch der Menschenrechte.

Rüdiger. Du scheinst nicht mit in das Lob einzustimmen, Wilhelm, was unsere Freunde und auch ich gestern dem Fürsten für seine menschenfreundliche Duldung, so allgemein ertheilte?

Wilhelm. Nein, das konnte ich auch in der That nicht, Vater.

Rüdiger. Darf man nach der Ursach fragen? — du hast doch ohnzweifel darüber nachgedacht? —

Wilhelm. Das habe ich, mein Vater, und ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie man Lob verdiene, wenn man thut — was man nicht ändern kann.

Rüdiger. Wie meinst du das? Ich verstehe dich nicht.

Wilhelm. Wie kann der Fürst erlauben, daß wir unserer Vernunft folgen, da er es nicht hindern kann. Oder ist die Vernunft eines jeden, nicht sein ausschliessendes Eigenthum?

Rüdiger. Allerdings; und was folgerst du daraus?

Wilhelm. Ich dächte, es bedürfte kaum einer Folgerung. Hast du mich nicht selbst belehrt, der freie Gebrauch eines jeden Eigen-

thums,

thums, insbesondere des Eigenthums der Vernunft, gehöre zu den unveräusserlichen Menschenrechten, deren sich niemand begeben und an welche niemand, unter irgend einem Vorwande, Anspruch machen könne? —

Rüdiger. Das mag seyn; nehmen kann dir niemand deine Menschenrechte, aber wohl dich in der Ausübung derselben hindern, und wer die Macht dazu hat und dieß dennoch nicht thut, bist du dem nicht Verbindlichkeit schuldig?

Wilhelm. Keineswegs, meinem Gefühl nach! Giebt mir nicht das Menschenrecht der Freiheit und Gleichheit eben das Recht der Uebung meiner Kräfte, was jeder andere hat, und ist die Vernunft nicht so gut eine Kraft, als die Kraft des Arms? —

Rüdiger. Allerdings, mein Sohn. Allein damit wir uns nicht in der Irre verlieren, und uns ganz genau über die Gegenstände verstehen, wenn wir reden; so wirst du wohlthun, wenn du dich über dasjenige etwas näher erklärst, was du unter Menschenrechte verstehst?

Wilhelm. Unterm Menschenrechte denke ich mir das Recht, seine natürlichen Kräfte, völlig nach eigener Willkühr, zu üben. —

Rüdiger. Und unter natürlichen Kräften? —

Wilhelm. Nun, alle Kräfte, wozu wir die Fähigkeiten und Anlagen von der Natur erhalten, zugleich mit auf die Welt gebracht haben. — Alle Kräfte unsers Körpers und Geistes, die nicht erworbene oder erlernte Geschiklichkeiten sind. —

Rüdiger. Zum Beispiel?

Wilhelm. Z. B. die Stärke meiner Muskeln, die freie Uebung meiner Arme, meiner Füße — mein Gedächtniß, meine Einbildungskraft, meine Vernunft. —

Rüdiger. Alle diese, glaubst du, sey der Mensch berechtigt, zu gebrauchen, in der ganzen Ausdehnung, Ausdauer, dem Umfange und in der Anwendung auf Gegenstände aller Art, wie es ihm beliebt und ihn gelüstet; ohne daß irgend ein anderer Mensch, das Recht habe ihm darein zu reden, oder ihn zu verhindern? —

Wilhelm. So glaube ich, und ich dächte, ich glaubte so durch deine Belehrung, Vater.

Rüdiger. Das kann seyn; auch will ich dir deinen Glauben izt nicht abstreiten; — vorausgesezt, daß du mir einen kleinen Zusaz erlaubst.

Wilhelm. Und der wäre? —

Rüdiger. Der Mensch ist berechtigt, alle seine natürlichen Kräfte völlig nach freier Willkühr zu gebrauchen; — so lange er für sich allein, ohne alle Verbindung mit andern Menschen — in dem ersten rohen thierischen Zustande lebt. — Oder glaubst du, daß dieß auch noch in einer gesellschaftlichen Verbindung statt finden könne?

Wilhelm. Nun, und warum nicht, mein Vater?

Rüdiger. Solltest du dieß nicht gleich auf den ersten Blik bemerken? — So müssen wir denn näher untersuchen. Nicht wahr, Menschenrecht gewährt die völlig freie Uebung aller Kräfte?

Wilhelm. Allerdings.

Rüdiger. Mit der uneingeschränktesten Anwendung auf Gegenstände aller Art? — Nicht wahr, das gabst du vorhin zu? —

Wilhelm. Ich sehe keine Ursach, es auch izt nicht wieder zuzugeben.

Rüdiger. Sonach kann jeder, der in dem freien Gebrauch seiner Menschenrechte ist, alles unternehmen, was seine Kräfte erlauben und alles mit allem vornehmen, wozu seine Kräfte hinreichen? — Z. B. er kann so lange

gehn, als seine Füße ihn fort tragen; er kann einen Baum umreissen, so bald die Stärke seiner Arme hinreicht, ihn aus der Wurzel zu heben; er kann das Eigenthum seines Nachbars entwenden, so bald sein Verstand gewandt genug ist einen Kunstgrif dazu auszusinnen; er kann seinen Nachbar selbst — dich z. B. binden und mit sich fort schleppen; so bald er Stärke genug hat dich Arm gegen Arm zu überwältigen, oder List genug, dich im Schlaf, oder in einem anderweitigen hülflosen Zustande zu überfallen? —

Wilhelm. Das erste gebe ich zu, aber dieß lezte werde ich nie zu geben. —

Rüdiger. Und warum nicht — folgt nicht alles dieß, auf gleiche Weise, aus ein und demselben Grundsazze? Der, so dich zu Boden wirft, übt sein Menschenrecht so gut, als jener, der auf den Baum klettert. — Wie magst du ihn hindern, da du ihm zugestanden hast: seine Kräfte auf jede Weise und in Anwendung auf jeden Gegenstand zu üben. —

Wilhelm. Freilich nicht anders, als durch Widerstand.

Rüdiger. Dazu gehören aber doch wohl gleiche Kräfte. Oder vermagst du einem zu widerstehen, der noch einmal so stark, noch einmal so klug ist als du? —

Wilhelm. Freilich nicht anders, als durch die Flucht.

Rüdiger. Und wenn er nun auch noch einmal so schnell ist als du? oder dir an Schnelligkeit gleich kömt?

Wilhelm. Dann freilich würde ich in seine Gewalt gerathen.

Rüdiger. Und wie wird es dann um die Uebung deiner Menschenrechte aussehn? Etwa besser, als um das Mäuserecht eines Thierleins dieser Art, das sich unter den Pfoten der Kazze befindet? —

Wilhelm. Freilich wohl nicht, wenn du dir Menschen denkst, die der Kazze an Einsicht und Trieben gleichen. Hat aber der Mensch nicht die Vernunft und das Sittlichkeitsgefühl?

Rüdiger. Wie aber, wenn seine Leidenschaften nun stärker sind als seine Vernunft und seine thierischen Triebe, sein Sittlichkeitsgefühl unterdrükken? — Hier unter uns würde dieß freilich nicht leicht der Fall werden können; aber weißt du nicht aus der Geschichte, daß Jahrtausende vorüber gegangen sind, eh' der Mensch sich, nur um einige Spannen breit, von dem Thiere entfernt hat, und bist du nicht durch die Erdbeschreibung belehrt worden, daß es noch izt unzählige wilde, rohe, halbkultivirte Völker gebe, und daß selbst unter den kultivir-

ten bei weiten der gröſseste Theil nur durch äussere Zwangsmittel der Gesezze in Regelmäßigkeit und Ordnung erhalten werden können? —

Wilhelm. Freilich dann würde nur der Stärkere seine Menschenrechte üben und der Schwächere müste es sich gefallen lassen, wie sich die Thiere es gefallen lassen müssen, daß die Menschen sie zu Gegenständen der freien Uebung ihrer Kräfte ausersehn —

Rüdiger. Aber ich denke, du habest vorhin auch der Gleichheit erwähnt und ausdrüklich angenommen: daß alle Menschen, auf gleiche Weise ungehindert und uneingeschränkt ihre Menschenrechte ausüben sollten. Wie wird es aber um diesen Grundsaz stehn, dafern du dem Stärkern erlaubst, mit den Schwächern zu machen was ihm gut dünkt? Kanst du diesen Knoten nicht lösen, so werde ich meine Aeusserung, daß in der Gesellschaft keine uneingeschränkte Uebung der Menschenrechte statt finden könne, für erwiesen annehmen dürfen.

Wilhelm. Doch wohl noch nicht völlig, denn bemerke ich recht, so hast du hier etwas vorausgesezt, daß du erst hättest erweisen sollen. Müssen denn gerade immer Stärkere und Schwächere mit einander in Verbindung treten? läßt es sich nicht eben so gut, oder vielleicht noch eher

denken, daß die Schwachen sich zusammen thun und die Starken ebenfals? —

Rüdiger. Die Erfahrung redet dagegen; — allein wir wollen den Fall einmahl annehmen, wir wollen den bestimten Fall sezzen: daß zwanzig Menschen, von gleichem Grade körperlicher und geistiger Stärke, in eine Gesellschaft zusammen treten. — Und in diesem Falle, meinst du, müsse eine völlig gleiche Uebung der Menschenrechte statt finden können? —

Wilhelm. So scheint es mir, mein Vater, denn ich sehe nicht, wie hier einer den andern unterdrükken und seine Rechte und Kräfte, durch die Einschränkung derer eines andern üben könnte? —

Rüdiger. Und warum nicht?

Wilhelm. Wo gleiche Kräfte sind, findet ja auch immer gleicher Widerstand statt.

Rüdiger. Warum giebst du mir nicht lieber ein Beispiel?

Wilhelm. Gesezt A wollte B niederwerfen; so wird B, eben so stark als A, sich zur Wehre sezzen; — oder B wollte A überlisten; — ihn überfallen, oder ihm etwas entwenden; so wird A, eben so klug als B, auf seiner Hut seyn und des B Anschlag zunichte machen.

Rüdiger. Und die Folge davon wird ewiges Streiten, ewiges Angreifen und Verthei-

digen seyn; dann ein jeder will sich aller seiner Kräfte, aller seiner Menschenrechte bedienen; — und wie wird es dann um die Gesellschaft stehn?

Wilhelm. Nun freilich wohl gerade nicht zum besten. Allein, wenn diese zwanzig Menschen nun erst aus mehrern Proben erfahren haben, daß ihre Kräfte gleich sind; so werden sie auch, denke ich, durch Schaden klug werden, und lieber ihre Kräfte mit einander vereinigen, als gegen einander üben, und die Gesellschaft wird Friede und Sicherheit geniessen —

Rüdiger. Oder sie werden einander meiden, und — die Gesellschaft wird aufgelöst; weil jeder seine Menschenrechte uneingeschränkt üben, und sich, durch nichts und auf keine Weise, in denselben eine Einschränkung gefallen lassen will.

Wilhelm. Das könnte seyn; allein weshalb umgehst du den von mir angeführten Fall? —

Rüdiger. Ich komme darauf zurük; um das Resultat unsers ganzen Gesprächs damit zu verbinden. Wir sind doch izt über folgende Säzze einverstanden?

So lange der Mensch isolirt für sich lebt, so kann ihm nichts in der völlig uneingeschränkten Uebung seiner Menschenrechte hindern. Sobald er aber in irgend eine gesellschaftliche Ver-

bindung tritt und dann noch seine Kräfte überall, ohne alle Einschränkung üben will; so können und müssen folgende Fälle eintreten — doch vielleicht macht es dir mehr Vergnügen, diese Rekapitulation selbst zu machen, als sie von mir anzuhören.

Wilhelm. Der erste, denke ich, war: die Gesellschaft ist aus stärkern und schwächern gemischt? —

Rüdiger. Ganz recht und dann sollte zum Beispiel, der Eintretende einer der Schwächern seyn. —

Wilhelm. In diesem Falle würde die Gesellschaft bestehen; allein der Eintretende würde sich, wie die übrigen Schwächeren den Stärkern unterwerfen. —

Rüdiger. Also die freie Uebung seiner Menschenrechte ganz aufopfern —

Wilhelm. — müssen, damit die Stärkern derselben uneingeschränkt geniessen könnten. Im zweiten Falle gaben wir allen Gliedern der Gesellschaft gleiche Kräfte, und hier vereinigten sich diese —

Rüdiger. Nicht so schnell, mein Sohn. Fein Schritt vor Schritt. Hier fand sich ein ewiges Kämpfen und Widerstehn, bei völlig gleich uneingeschränkten Anfoderungen und stets gleichem Widerstande. Und hieraus mußte, da-

fern es nicht aufhörte oder eingeschränkt würde, —

Wilhelm. — eine Trennung und also Zerrüttung der Gesellschaft entstehn. — Aber wir fanden auch, daß sich diese streitenden Kräfte mit einander vereinigen könnten und daß dann die Gesellschaft nur noch enger durch sie verbunden würde —

Rüdiger. Recht, mein Sohn, allein unter welchen Bedingungen war dieß nur denkbar? Etwa da, wo jedes Mitglied noch immer uneingeschränkt, also auch gegen die übrigen Mitglieder, seine Menschenrechte üben wollte?

Wilhelm. Das nicht; —

Rüdiger. Also da wo sich jedes Mitglied eine Einschränkung derselben gefallen läßt; sich auf irgend eine Weise verbindlich macht: seine Kräfte nie gegen andere, sondern nur mit andern gemeinsam zu üben; —

Und so wäre denn wohl klar, daß die Gesellschaft nur bestehen könne, durch Einschränkung der Menschenrechte einzelner, und

daß keine Gesellschaft denkbar sey, in welcher jeder Einzelne eine uneingeschränkte Uebung seiner Menschenrechte genösse.

Zweites Gespräch.

Entstehung der Gesellschaft aus Bedürfniß.

Rüdiger. Hast du unser Gespräch noch einmal überlesen, Wilhelm?

Wilhelm. Ja, mein Vater, hier ist es zurük.

Rüdiger. Und hast die Resultate desselben auch wieder bestättigt gefunden?

Wilhelm. Ich wüste nichts mehr dagegen einzuwenden und deine Behauptung ist mir izt vollkommen deutlich. Will der Mensch in Gesellschaft leben; so muß er sich freilich eine Einschränkung seiner Menschenrechte gefallen lassen. Aber nun bleibt ihm doch völlig freie Wahl, ob er in eine Gesellschaft treten oder isolirt für sich leben will? —

Rüdiger. Auch das könnte ich bezweifeln, wenn du etwa Lust hättest, daraus weitere Folgerungen zu ziehn. —

Wilhelm. Aber was kann mich in der Welt zwingen, in Gesellschaft zu treten, wenn ich Lust habe, für mich allein zu leben und gleich einem Thiere in Walde zu hausen?

Rüdiger. Versuche es! Ich denke, du wirst bald zurük kehren. —

Wilhelm. Das könnte seyn; allein wie wurde daraus folgenden, daß ich gezwungen wäre, zurük zu kehren? — Es müste dann seyn, daß Du mich durch die grössere Stärke deines Arms, oder des Arms eines andern, den du mir nach sandtest, zurükführen liessest.

Rüdiger. Ich will mich anheischig machen, weder das Eine noch das Andere zu thun, und du würdest doch zurükkehren. —

Wilhelm. Sodann thäte ich es doch freiwillig. —

Rüdiger. Das leugne ich. Ich sezze den Fall, daß du bei fortgeseztem Vorsazze: allein zu leben, dennoch zu uns zurük kehrtest, — das würdest du doch nicht freiwillig nennen. —

Wilhelm. Ich glaube nicht, — Nein —

Rüdiger. Du gestehst doch auch die Möglichkeit eines solchen Falls ein?

Wilhelm. Ich kann mir ihn allerdings denken. Vielleicht daß Kälte — Hunger — Sehnsucht —

Rüdiger. Nun gut, davon nachher. Izt schliesse ich: Was nicht freiwillig geschieht, geschieht gezwungen. Gleichwohl zwänge dich keine äussere Gewalt, auch nur einen Schritt weit, von dem selbst gewählten Aufenthalte, dich zu entfernen. — Was würde hieraus folgen?

Wilhelm. Daß es auch einen Zwang geben könne, der nicht durch äussere Kräfte veranlaßt würde.

Rüdiger. Ein Zwang der nicht ausser uns ist — warum zögerst du so lange, um zu ergreifen, was dicht vor dir liegt? —

Wilhelm. Es sey also ein innerer Zwang der mich zurük führte.

Rüdiger. Und was konnte diesen innern Zwang, oder wie man ihn gewöhnlich nennt, diesen Trieb hervorbringen? Du nantest vorhin einiges; gieb mir die allgemeine Benennung dafür.

Wilhelm. Hunger — Kälte — Sehnsucht? — Ich denke die allgemeine Benennung würde Bedürfniß seyn.

Rüdiger. Ganz richtig. Das Bedürfniß würde dich, auch selbst wider deinen Willen, zu uns zurükführen, und das Bedürfniß zwingt auch den Menschen zur Gesellschaft, selbst dann, wenn er die chimärische Idee gefaßt hatte, sich von ihr loszureissen.

Wilhelm. Da widersprichst du ja geradezu der Erfahrung, Vater, hat es nie Einsiedler, Anachoreten gegeben?

Rüdiger. Es hat Einsiedler und Anachoreten gegeben, mein Sohn, aber nie solche,

die ganz ausserhalb der Gesellschaft lebten. In Rüksicht ihrer Nahrung, ihrer Kleidung — ihrer Sicherheit — des Raths den sie austheilten, des heiligen Scheins, den sie um sich her verbreiteten und der Bewunderung und Verehrung, so ihnen zu Theil wurde, blieben sie immer in Verbindung mit andern Menschen, also in einer Gesellschaft. Wo hat es jemals den Eremiten gegeben, den gar kein Bedürfniß mit den übrigen Menschen in Verbindung erhalten hätte, und nie ist Johannes Stilites in festeren und mannigfaltigern Verbindungen mit der Gesellschaft gewesen, als in der Zeit seines Lebens, die er auf seiner Säule zubrachte.

Wilhelm. Alle diese Menschen sonderten sich doch von der übrigen Welt, von jeder kleinern oder größeren Gesellschaft ab; lebten doch ganz für sich allein —

Rüdiger. Allein seyn, mein Sohn, heist nicht ausserhalb der Gesellschaft leben, und du findest, bei einigem Nachsuchen, leicht die tausendfachen Beziehungen und Verbindungen, die, auch in der anhaltendsten Einsamkeit und Entfernung von der Welt, fortdauern können und müssen. Aber gesezt auch, daß es einen dergleichen Menschen gäbe, der izt ganz ausser aller Verbindung mit andern Menschen lebte, kannst du es dir denken, daß er sich, sein ganzes Leben hindurch, von der

Stunde seiner Geburt an, in diesem Zustande befunden habe?

Wilhelm. Je länger ich darüber nachdenke, desto weniger. —

Rüdiger. Und warum nicht? Du äusserest doch vorhin etwas dergleichen.

Wilhelm. Es fallen mir, bei näherer Ansicht, die ersten hülflosen Jahre der Kindheit in die Augen, wo ihn das Bedürfniß an seine Mutter knüpfte.

Rüdiger. Hast du nie von Menschen gehört, die gleich nach ihrer Geburt ausgesezt sind, und die man dennoch nach Jahren lebendig und gesund wieder entdekt hat?

Wilhelm. Wohl habe ich das, wie kann man aber diese hierher rechnen?

Rüdiger. Und warum, möchte ich fragen, kann man sie nicht hieher rechnen?

Wilhelm. Weil sie völlig zu Thieren geworden waren, wie Thiere sich bewegten, sich nährten; — durchaus keine Triebe und Fertigkeiten als thierische hatten; also Thiere waren.

Rüdiger. Sehr richtig, mein Sohn, und überhaupt alle diese Erzählungen sehr unzuverläßig und fabelhaft sind. Wäre dieß aber auch nicht, so blieben doch selbst diese nicht ohne Gesellschaft ihres gleichen. Sie wurden durch

Thiere genährt; durch Thiere im Gehen und andern Kunstfertigkeiten unterrichtet; hatten den thierischen Trieb der Geselligkeit — Doch ich kehre zu deiner obigen Bemerkung zurük. Du bist der Meinung: die ersten Jahre der Hülflosigkeit machten dem Menschen gesellschaftliche Verbindung nothwendig.

Wilhelm. So scheint es mir.

Rüdiger. Worin liegt diese Nothwendigkeit?

Wilhelm. Der Mensch würde umkommen müssen, an dem Tage, wo er zu leben anfing, wenn er nicht durch andere Menschen erhalten würde.

Rüdiger. Findest du überhaupt Ueberlegung und Absicht in den Anordnungen der Natur? —

Wilhelm. Allerdings; so weit ich sie kenne, kann ich mich ziemlich bei jeder Einrichtung eine vernünftige Absicht angeben, welche durch dieselbe erreicht werden sollte, und wozu dieselbe das leichteste und sicherste Mittel war. — Aber wie kömst du hier auf diese abweichende Frage?

Rüdiger. Nur um eine zweite damit zu verbinden, mein Kind, welche dir sogleich den Zwek dieser Frage anschaulich machen wird. Hast du also Grund, hier Zufälligkeit

und

und absichtloses Ereigniß dir zu denken, da du das was wir Ueberlegung und Wahl nennen, überall wahrnimst?

Wilhelm. Ich sehe keine Veranlassung.

Rüdiger. So ließ also die weise Ursach der Natur, den Menschen so hülflos in die Welt aussezzen, weil sie ihn für die Gesellschaft bestimmte, und weil ihn hier gleich das allgemeinste Bedürfniß die Gesellschaft unentbehrlich machen sollte. Ist diese Schlußfolge vollkommen und allgemein richtig; so mußt du sie auch umgekehrt wahr finden, wenn du einen Versuch machen willst. —

Wilhelm. Dann würde sie heissen: der Mensch ist für die Gesellschaft bestimmt; weil ihn die weise Ursach der Natur hülflos in die Welt aussezte, und sie versagte ihm jede Fähigkeit, eins seiner Bedürfnisse zu befriedigen, damit er früh schon recht lebhaft, die Nothwendigkeit der gesellschaftlichen Verbindung, fühlen sollte.

Rüdiger. Du hast mir sehr gut fortgeholfen, mein Sohn; laß uns nun weiter der Spur der Natur und dem Fingerzeige jener weisen Ursach aller Wirkungen folgen. Schon mit dem ersten Jahre verliert sich zum Theil diese Hülflosigkeit, und vielleicht geht es um so schneller, mit der Entwiklung der menschlichen Fä-

higkeiten, je weniger sie anfangs sichtbar wurde.

Wilhelm. Das Gegentheil. Die körperlichen Kräfte entwikeln sich bei dem Menschen langsamer, als bei jedem Thiere. — Noch lange bedarf er Schuz und Vertheidigung von Aussen, wenn er auch vielleicht im Stande wäre, sich durch sich selbst zu ernähren.

Rüdiger. Und was merkwürdig ist; so drängt ein natürlicher Trieb überall den Schwachen an den Starken. Das Kind hält sich an dem Rokke der Mutter und der Knabe flüchtet sich zwischen die Knie des Vaters. Nur zuleicht gewöhnen sich die Kinder bis zur Ungezogenheit an das Zusammenseyn, mit Aeltern oder andern, die ihre ersten Jahre verpflegen, uud nie sind die Ausbrüche der Angst heftiger, als wenn sich ein Kind verlassen fühlt. Hast du nicht vielleicht selbst dergleichen bemerkt?

Wilhelm. Allerdings, theils an andern, theils an mir selbst. Die Furcht scheint mir überall diese Wirkung zu haben, und überall in der ganzen Natur findet es sich, daß der Schwache bei dem Starken Unterstüzzung und Schuz sucht.

Rüdiger. Wir bleiben hier bei den Beobachtungen, über dem sich entwikkelnden Menschen. Das Kind, selbst der heranwachsende Knabe, meinst du

also, dürfte schwerlich körperlich zum Mann gedeihen, dafern er nicht durch eine Gesellschaft Schuz und Unterstüzzung erhielte? Dieß könnte nun freilich auch, wie wir an den obigen Beispielen gesehn haben, eine Gesellschaft von Thieren seyn; aber was bemerkten wir da zugleich für eine Erscheinung? —

Wilhelm. Diese Menschen wurden und bleiben Thiere.

Rüdiger. Und worauf stüzt sich dieß Urtheil?

Wilhelm. Weil man bei ihnen auch nicht Eine von den geistigen Fähigkeiten und Kräften und den feinern körperlichen Empfindungen wahrnahm, die allein den Menschen vom Thiere unterschieden. — Hieraus würde nun, denke ich, folgen, daß der Mensch diese Fähigkeiten, Kräfte und Empfindung nur unter Menschen entwikkeln könnte.

Rüdiger. Und wenn dieß nun folgt; würdest du dann auch hier wieder urtheilen können, daß Bedürfniß den Menschen für die Gesellschaft bestimme?

Wilhelm. O! Gewiß würde ich das. Hier ist ja die höchste Nothwendigkeit! das höchste Bedürfniß!

Rüdiger. Du bist sehr rasch! lieber Wilhelm. Wie wenn dir nun Jemand einwür=

se: Bedürfnisse und Bedürfnisse seyen sehr verschieden; Ein Mensch habe davon viel, der Andere wenig; — besonders sey dieß der Fall mit den geistigen Bedürfnissen, oder dem Triebe nach Nahrung für Empfindung und Denkkraft. Würdest du dieser Einwendung Etwas entgegen stellen können? —

Wilhelm. Ich glaube nicht; — allein ich sehe auch nicht, wie diese Einwendung mich und meine vorhin gemachte Aeusserung treffen könnte.

Rüdiger. Ich dächte doch; wie wenn jener nun weiter folgerte: da nicht zu leugnen ist, daß bei vielen Menschen die Bedürfnisse des Geistes äusserst gering und eingeschränkt sind; so kann es auch Menschen geben, die deren gar keine haben. —

Wilhelm. Aber diese Menschen — wer leugnet es, daß es deren geben kann? Allein diese sind ja nicht Menschen, sondern Thiere, und doch muß sich auch selbst in diesen Menschen-Thieren ein geistiges Bedürfniß regen, es sey so gering und schwach als es wolle; sonst sähe ich nicht ein, wie überhaupt die erste Entwiklung der geistigen Kräfte und Gefühle möglich gewesen wäre. —

Rüdiger. Du nimmst also an, daß auch in den ersten Menschen-Thieren, sich ein

Etwas — wir nennen es, in Ermanglung eines bessern Ausdruks, einen Trieb, geregt, das seine geistigen Fähigkeiten gewekt habe.

Wilhelm. Und ich glaube die tägliche Erfahrung an unmündigen Kindern führt ganz natürlich darauf hin.

Rüdiger. Hast du dir diese Vorstellung nicht schon etwas mehr verdeutlicht? Kanst du mir diesen Trieb nicht näher bestimmen? Die ersten Triebe der Kinder sind ja doch blos in der Sinnlichkeit. —

Wilhelm. Auch hat der Trieb, den ich mir denke, allerdings seine Entstehung und vielleicht allein seinen Siz in der Sinnlichkeit. Das Kind greift nach allem, sieht nach allem, hört nach allem; — es will dem näher, was es sieht, hört, nicht abreichen kann; — warum will es dieß, wenn diese Eindrükke nicht angenehme Empfindungen in seinen Sinnen hervorbringen? —

Rüdiger. Du machst mich aufmerksam. Diesen Trieb nach angenehmen sinnlichen Empfindungen denkst du dir als die Quelle der Wisbegierde?

Wilhelm. Ja, das ist es, was ich suchte, was ich ausdrükken wollte. Nimm dem Kinde seine Sinne und es wird eine Pflanze. Laß ihm seine Sinne und es wird von Gegenstand zu Gegenstand eilen. Was ist der Reiz

der Neuheit anders, als ein Trieb nach stets fortgesezten sinnlichen Empfindungen aller Art!

Rüdiger. Das mag seyn; allein ich sehe noch nicht, wie du nun weiter kommen wirst. Jeder neue sinnliche Genuß verdrängt den vorhergehenden und jede neue Empfindung löscht die vorher gehabte aus. —

Wilhelm. Da ist es eben; freilich löscht er die Empfindung aus, allein das Bild derselben bleibt zurük.

Rüdiger. Wie wäre es, wenn du mir ein Beispiel für diesen allgemeinen Begrif gäbest.

Wilhelm. Z. B. Das Kind hört die Stimme eines Thiers, eines Vogels; das stärkere Gereusch eines Wasserfels, zieht es von dem Gesange des Vogels ab; die Empfindung davon verlöscht; allein es bleibt doch ein Bild dieser Empfindung zurük.

Rüdiger. Woher wilst du den Beweis dafür nehmen?

Wilhelm. Nichts ist leichter. Er hört dieselben Töne wieder, ohne den Vogel zu sehn; er kennt die Töne wieder; er weis, wem sie angehören, und eilt dem Orte zu, wo er sie hörte. —

Rüdiger. Ich lasse dieß gelten. Aber, lieber Wilhelm, ich habe mich deiner Führung

überlassen, — es scheinte als verirrten wir uns ein wenig.

Wilhelm. Ich dächte nicht, mein Vater. Der Weg lenkt hier wider ein, wenn wir so fort gehen. Jemehr sinnliche Empfindungen nun ein Kind erhält, desto mehr Bilder müssen ja diese auch zurük lassen. Jemehr die Sinne sich üben, desto mannigfaltiger müssen auch diese werden.

Rüdiger. Ha! izt sahe ich den Weg wieder. Diese Bilder denkst du dir nun, als den Stoff der Empfindungen und Gedanken und die Veränderungen, die dadurch in der Seele hervorgebracht werden, oder die Empfindungen und Gedanken, erregen nun den Trieb nach mehreren ähnlicher Art; so wie die sinnlichen Empfindungen im Auge, Ohre ꝛc. die Begierde nach mehrern derselben stets rege erhalten. Jener Trieb nun wäre das, was man Wisbegierde nennt, und dem Menschen eben so natürlich, würde ihm eben so zum Bedürfniß, als die sinnlichen Triebe. Habe ich deine Meinung errathen?

Wilhelm. Vollkommen mein Vater.

Rüdiger. Kannst du dir einen Grund denken, warum dieß so kommen muß?

Wilhelm. Vielleicht, weil wir nicht immer neue sinnliche Eindrükke erhalten und erhalten können. Dann müssen die zurükgebliebe-

nen Bilder die Stelle neuer Eindrükke ersezzen. Im Zimmer, an einem regnichten und stürmischen Tage rufe ich mir die Bilder von dem sinnlichen Eindrükken eines Frühlingsfestes, an einem heitern Tage und in dem schönsten Naturaufenthalte zurük, und ersezze dadurch das, was ich entbehren muß.

Rüdiger. Gut; allein, wie folgt hieraus der Trieb nach steter Vermehrung dieser Bilder.

Wilhelm. Ich denke sehr natürlich. Je öfter die Fälle eintreten, wo ich nun sinnliche Eindrükke entbehre, desto öfter muß ich zu dieser Bildergallerie, in meinem Gedächtnisse, Zuflucht nehmen.

Rüdiger. Nicht übel; und so mögte hier wohl dieselbe Ursach statt finden, als warum ein Samler von Kunstwerken immer mehr haben will und muß. Die alten werden etwas älter; nuzzen ab, oder erregen den Wunsch nach mehrern ähnlichen — und, so würdest du denn, um auf das Vorige zurükzukommen, wie ich vermuthe, weiter fortschliessen: wenn nun zu der Befriedigung dieses Bedürfnisses Gesellschaft nöthig ist; so erhellet, auf der einen Seite, daß der Mensch für die Gesellschaft bestimmt sey, auf der andern aber, daß er sich in Gesellschaft begebe, des Bedürfnisses wegen. Und so wären wir denn wieder auf der geraden Straße.

Allein hier stellt sich mir wieder Etwas, für den ersten Anblik wenigstens, sehr Wichtiges entgegen. Hast du schon bewiesen, daß Gesellschaft zur Befriedigung der geistigen Bedürfnisse nothwendig sey. Oder haben wir dieß bisher nur vorausgesezt?

Wilhelm. Ich denke wir haben es bewiesen. Lehrte uns nicht die Erfahrung, daß die Menschen, die von ihrer Geburt an, ausser aller Verbindung mit Menschen lebten, — blos Thiere wären?

Rüdiger. Wie aber, wenn Jemand Lust hätte, die Angaben zu leugnen, oder wenn er auf der andern Seite behauptete: die Befriedigung dieses Bedürfnisses sey ganz unabhängig von der Gesellschaft. Die Wißbegierde finde überall Befriedigung, ohne Zuthun anderer Menschen, und die Entwiklung der geistigen Fähigkeiten und Kräfte sey allein abhängig, von der Beschaffenheit der Empfindungs-Werkzeuge und der Situation, in welcher der Mensch in Rüksicht äusserer Gegenstände sich befinde. Dann würden wir doch umkehren —

Wilhelm. Oder dieß Hinderniß aus dem Wege räumen müssen.

Rüdiger. Aber wie? — Weißt du ein Mittel, das wirksam genug wäre?

Wilhelm. Warum nicht? Wir dürften ja nur unsere Behauptung beweisen, und dabei steht uns dießmal die Erfahrung, wie mir deucht, getreulich zur Seite. Wollte man ja die einzelnen Beispiele nicht gelten lassen, so haben wir ja noch die Geschichte aller Völker für uns. Mich dünkt, nur so weit ich sie übersehn kann, beweist sie doch deutlich genug, daß die Menschen, das was sie sind, allein durch gesellschaftliche Verbindungen geworden sind.

Rüdiger. Dieser Beweis, mein Sohn, gesezt er wäre zu führen, dürfte gleichwohl sehr mühsam seyn und viele Zeit und Untersuchungen erfodern, die wir nicht aufwenden und anstellen können. — Ich würde daher rathen: diesen Grundsaz so lange als ausgemacht anzunehmen, bis uns der Gegner bewiesen hat, daß es Menschen gegeben, welche, ganz ausser aller gesellschaftlichen Verbindung, die geistigen Bedürfnisse befriedigt haben; in welchen die Kräfte und Triebe entwikkelt und zu einiger Vollkommenheit gediehen sind — in ganz isolirtem Zustande: daß die Menschheit, auch ohne gesellschaftliche Verbindungen, eben dahin in der Ausbildung gekommen seyn würde, wo sie izt sich befindet: daß man ohne Sprache denken, und ohne den Trieb und das Bedürfniß, sich mitzutheilen, eine Sprache haben könne. — So lange er uns dieß nicht erwiesen hat, lieber Wilhelm, denke

ich, können wir immer bei unserm Glauben bleiben; können annehmen, daß der Trieb der Mittheilung ein eben so natürlicher Trieb als der sey, sinnlich zu empfinden und, von den gehabten Empfindungen, Bilder im Gedächtnisse aufzusammlen, also wie jenes, Bedürfniß sey; daß dieß Bedürfniß auf die Erfindung der Sprache geführt, und diese wieder, in Vereinigung mit jenem Triebe, das hervorgebracht habe, was wir Unterricht, oder Belehrung nennen; daß der Trieb zu belehren eben so gut Bedürfniß sey und werde, als der Trieb zu lernen, oder die Wisbegierde; daß beides nur durch die Gesellschaft befriedigt werden könne — und aus allen diesem würden wir dann die Schlußfolge ziehen dürfen?

Wilhelm. Daß Bedürfniß die Menschen einander nähere, an einander knüpfe, immer wieder zu einander zurükführe; — Bedürfniß also die erste Veranlassung, und das feste und unzerreißbare Band der Gesellschaft sey.

Rüdiger. Ist es nun wahr, was du eben als ausgemacht angenommen hast, und mir gleichfals gegründet scheint; so wird der Mensch, um die natürlichsten Menschenbedürfnisse zu befriedigen, in Gesellschaft leben müssen, und so hättest du dir denn größtentheils selbst wider-

legt, was du, im Anfange unseres Gespråchs, gegen mich behauptetest. Es kann also wohl schwerlich für eine frei Wahl gelten, was Bestimmung zu seyn scheint, und was die Befriedigung solcher Bedürfnisse nothwendig macht, deren sich der Mensch nicht entäussern kann, ohne zugleich der Menschheit zu entsagen.

Wilhelm. Allerdings erscheint es mir izt auch so. —

Rüdiger. Aber wie wird es nun um deine freie und uneingeschränkte Uebung der Menschenrechte aussehn? mein lieber Wilhelm. Du hattest doch, denke ich, schon zugegeben, daß diese nur im isolirten Zastande statt finden könne.

Wilhelm. Ich erinnere mich dessen.

Rüdiger. Und hast nun eingesehn, daß dem Menschen keine freie Wahl bleibe, einen solchen isolirten Zustand der Gesellschaft vorzuziehn; theils weil ihn schon die Natur gesellschaftlich bindet, eh er zu wählen im Stande ist; theils weil er, ausser dieser Gesellschaft aufgewachsen, ein Thier, also auch keiner freien Wahl fähig ist; theils weil er, in dem Zustande einer freien Wahl, selbst wider seinen Willen, durch Bedürfnisse, deren Befriedi-

gung nur die Gesellschaft gewehren kann, stets an derselben festgehalten, oder zu derselben wieder hingeführt wird. — Ich überlasse es dir selbst, nach diesen Voraussezzungen, deiner freien Uebung der Menschenrechte ihr Urtheil zu sprechen.

Wilhelm. Ich gestehe, daß dieß eben nicht zu vortheilhaft für sie ausfallen dürfte.

Rüdiger. Gewiß nicht, denn entweder: alles was wir in unserm ersten und in diesem Gespräche als wahr erkannten, muß falsch und grundlos seyn, oder die freie und uneingeschränkte Ausübung der Menschenrechte ist widersinnig und eine nichtige Täuschung.

Drittes Gespräch.

Einschränkung der Menschenrechte, durch natürliche und konventionelle gesellschaftliche Verbindungen.

Wilhelm. Je mehr ich über unsere bisherigen Unterredungen nachdenke, mein Vater, desto mehr scheint mir das Resultat der ersten mit dem der zweiten in einem Widerspruch zu stehn —

Rüdiger. Und der wäre?

Wilhelm. In der ersten kamen wir dahin überein, daß eine uneingeschränkte Ausübung der Menschenrechte jede Gesellschaft zerstören würde und in der zweiten, fanden wir, daß gesellschaftliche Verbindungen nothwendige Folgen der Natur und Bestimmung des Menschen sey. — Dieß scheint doch jenem offenbar zu widersprechen.

Rüdiger. Auch scheint es wohl nur so; denn du darfst nur weiter schliessen: also kann die uneingeschränkte Ausübung der Menschenrechte gar nicht statt finden; und der Schein des Widerspruchs ist verschwunden.

Wilhelm. Gleichwohl sehe ich noch nicht ein, was anders als Gewalt, mich an dieser uneingeschränkten Uebung der Menschenrechte hindern könnte. Wenn nun die Gewalt, oder das größeste Maaß der Kräfte sich auf meiner Seite befindet; so würden doch alle vorige Voraussez-

zungen mich nicht hindern, sie auf alle Art und Weise frei und uneingeschränkt zu üben.

Rüdiger. Doch wohl nur so lange, als bis andere Kräfte die deinigen überwältigten; und wenn dazu einzelne nicht hinreichten, so würden sich mehrere vereinigen; — die Gesellschaft dich ausstoßen. So würde es dir bei einer zweiten, bei einer dritten gehn — und da dich dein Bedürfniß stets wieder zu der Gesellschaft hinzöge, so oft sie dich von sich gestoßen, so würdest du dennoch endlich aufopfern, nachgebend dich unterwerfen müssen. — Kannst du dieß leugnen?

Wilhelm. In diesem Augenblikke seh ich Wahrheit in dieser Schlußfolge.

Rüdiger. Auch hoffe ich, wird sie die Probe des Nachdenkens aushalten. Selten wird, sezze ich hinzu, jener äusserste Fall eintreten. Die Natur, die den Menschen für die Gesellschaft bestimmte, ihn zu diesem Zwekke mit Bedürfnissen und Trieben versah, hat auch andere Gefühle in sein Herz gelegt, die ihn, wenigstens in den natürlichen gesellschaftlichen Verbindungen, schon von selbst geneigt machen, die Uebung seiner Menschenrechte einzuschränken oder einschränken zu lassen —

Wilhelm. Und diese wären? —

Rüdiger. Dein Herz könnte die Beantwortung dieser Frage übernehmen. Würdest

du Lust haben, deine Menschenrechte, in ihrer ganzen Ausdehnung, üben zu wollen, wenn dieß auch auf Kosten meiner, — deiner Mutter, — deiner Geschwister und deiner Freunde geschähe?

Wilhelm. Nein gewiß nicht, mein Vater, das trauest du mir wohl auch ohne Betheurung zu.

Rüdiger. Von ganzem Herzen. Aber dieß Zutrauen darf dich nicht hindern, mir das anzugeben, was dich davon abhalten würde.

Wilhelm. Wie würde ich im Stande seyn, dir oder einem jeden, den ich den hundertsten Theil so liebe und ehre wie dich, die geringste unangenehme Empfindung zu verursachen. Lieber wollte ich mich selbst aller Kräfte berauben, mir selbst alle Menschenrechte absprechen, als sie, um diesen Preis, üben.

Rüdiger. Ich glaube dir, mein Sohn, denn ich weis, daß du mich liebst, und überhaupt ein wohlwollendes Herz hast. Dieß ist es also, was dich verhindern würde, alle Anfoderungen zu machen, die du machen könntest; — dich also dahin bestimmt, eines Theils deiner Menschenrechte dich zu entäussern, oder doch wenigstens ihre Ausübung einzuschränken. Wie aber, wenn ich nun von dir einen Dienst verlangte, oder dir etwas beföhle, würdest du mir jenen versagen und in diesem dich widersezzen? —

Wilhelm. Du frägst wohl nicht im Ernst, mein Vater, sonst würde es mich kränken, wenn du, nur einen Augenblik, an meinem Diensteifer und an meinem Gehorsam zweifeln könntest.

Rüdiger. Ich habe Beweise genug und kann also nicht zweifeln; aber ich werfe nur die Frage auf, um bei dieser Gelegenheit von dir zu erfahren: warum du noch immer so unterwürfig gehorsam gegen meine Wünsche und Befehle bist, da ich dich doch nicht zwinge, auch wohl nicht zwingen könnte, indem deine Kräfte den meinigen, wo nicht überlegen, doch völlig gleich sind?

Wilhelm. Was bedarf es der Körperkräfte, bist du nicht mein Vater? und ist der Sohn nicht verpflichtet, dem Vater zu gehorchen?

Rüdiger. Ich sehe den Grund dieser Verpflichtung nicht, wenn er nicht darin liegt: so lange der Sohn Kind ist und seine Kräfte nicht hinreichen, ihn zu nähren und zu schüzzen, hat diese Sorge der Vater auf sich und das Kind muß gehorchen, weil es nur dann von dem Vater Nahrung und Schuz erhalten kann. Da du ein Kind warst befahl ich dir: laufe nicht zum Dorfe hinaus! nicht an den Fluß! Ausserhalb des Dorfs hättest du dich verirrt, und ich würde nicht im Stande gewesen seyn, dir deine Nahrung dort zu reichen; an dem Flusse hättest du

hinabgleiten können und ich würde nicht im Stande gewesen seyn, dich gegen diese Gefahr zu schüzzen. Deßwegen mußtest du meinem Befehle gehorchen und wenn du dich dennoch hättest widersezzen wollen, so würde das Uebergewicht meiner Kräfte dich gezwungen haben. — Alles dieß findet indeß izt bei dir nicht mehr statt. Deine Arbeit nährt dich; ja sie nährt zum Theil auch mich und deine Mutter und würde dich also, auch ausser meinem Hause, nähren; dein Verstand und dein Arm sind beide stark genug, dich vor Gefahren zu behüten und gegen Angriffe zu schüzzen; zwingen kann ich dich nicht mehr, denn deine Kräfte überwiegen die meinigen. — Gleichwohl bliebst du gestern zu Haus, da du im Begriff warst, einen angenehmen Spaziergang zu machen, und ich dir ein Geschäft auftrug; du übernahmst sogar das Geschäft, was ich eigentlich hätte verrichten sollen, und ich konnte der Einladung unsers Ernsts folgen, und mir das Vergnügen machen, was du dir versagtest. Warum bedientest du dich nicht deines Menschenrechts, sondern machtest diese Aufopferung für mich?

Wilhelm. Wie kannst du das eine Aufopferung nennen, und überhaupt dieser Kleinigkeit nur erwähnen! Wollte Gott! ich könnte wirklich eine Aufopferung für dich machen, denn wie viele magst du deren, von meiner Geburt an, für mich nicht gemacht haben!

Rüdiger. Also war es der Trieb der Wiedervergeltung? Oder was hier einerlei ist, die Dankbegierde, die dich in der Ausübung deines Menschenrechts einschränkte?

Wilhelm. Nun ja, diese mag es wohl eigentlich seyn.

Rüdiger. Sollte es wohl mehrere Söhne geben, die so denken und handeln würden, als du?

Wilhelm. Ich kann mir nicht denken, daß es irgend einen auf der Erde gäbe, der anders denken und handeln könnte. Er müßte das bösartigste undankbarste Geschöpf von der Welt seyn! —

Rüdiger. Dieß lezte glaube ich mit dir, ob ich gleich, in Absicht des ersten, durch manche Erfahrungen anders belehrt bin. Ich halte die Dankbarkeit, so wie die Liebe und das Wohlwollen überhaupt, für eben so natürliche Triebe, als die körperlichen Instinkte und daß sie ausarten, oder, vielleicht richtiger, unterdrükt werden können, beweist eben so wenig ihre Unnatürlichkeit, als die Empfindungslosigkeit eines verdorbenen Magens, den Hunger für einen erkünstelten Trieb erklären könnte. Du siehst also hier wieder einen neuen Beweis, daß keine uneingeschränkte Uebung der Menschenrechte statt finden kann, weil? —

Wilhelm. Weil andere Triebe, die eben so unmittelbar von der Natur ausgehn, jenem widerstreben und die Ausübung unserer Kräfte und Rechte verhindern. Allein dieß, mein Vater, scheint mir doch nur von den Menschen im gebildeten Zustande zu gelten. Von denen, die du mir als roh und unkultivirt geschildert hast, würde dieß doch schwerlich allgemein gesagt werden können und du hast noch eben vorher geäussert, daß es Söhne gäbe, die der Dankbarkeit gegen ihre Eltern vergäßen. Hier würde also dieß natürliche Hinderniß wegfallen.

Rüdiger. Doch wohl nie ganz oder allgemein, mein Sohn. Auch unter den rohesten Menschen, giebt es eine Art von Wohlwollen und Dankgefühl, das freilich geringer und leichter zu unterdrükken seyn mag, nach dem Maaße, da der Mensch weniger Mensch ist; aber doch wohl nur dann ganz verschwindet, wenn der Mensch ganz zum Thiere wird. Selbst aber in diesem Falle werden doch noch einige körperliche Triebe bleiben, die schon, wenigstens von Zeit zu Zeit, Einschränkungen dieser Art erheischen. Vielleicht ist selbst der Geschlechtstrieb hieher zu rechnen, vielleicht diejenige Art von Geselligkeit, die man auch bei den Thieren wahrnimmt. Der wüthendste Mensch, wird doch, wie der wüthendste Hund, in den Ausbrüchen seines Zorns, oder in der Uebung seiner Kräfte, unterscheiden; selbst ein

thierartiger Mensch, seinem Bruder vielleicht etwas nachsehn, was er an andern ahndet, weil er sich, wie ein Füllen an das andere, an ihn gewöhnt hat. — Denke für dich weiter hierüber nach und du wirst es in mannigfaltigen Verhältnissen bestätigt finden. —

Wilhelm. Es wird mir schon izt deutlich.

Rüdiger. Allein so wirksam auch jene edlen Gefühle und diese Instinkte seyn mögen; so wirst du leicht einsehn, daß sie zur Erhaltung einer größern Gesellschaft, auch sogenannter kultivirter Menschen, nicht hinreichen dürften. Die Ursachen bieten sich von selbst dar.

Wilhelm. Dennoch finde ich keine. Warum soll nicht Wohlwollen, Dankbarkeit und Liebe, in ihren mannigfaltigen Verwebungen, auch eine große Gesellschaft dieser Art verbinden könne.

Rüdiger. Diese Aeusserung, mein Sohn, macht deinem Herzen Ehre, allein sie zeigt, daß es dir noch an gewissen Erfahrungen fehlt; und der Himmel gebe, daß du sie nie machen mögest. Es ist nicht wohl denkbar, daß eine große Gesellschaft, von mehrern tausend Mitgliedern, sich verbände, die alle lebendiges Wohlwollen gegen einander empfänden. Die Erfahruug und die Menschengeschichte zeigten dieß zu deutlich, wenn

es sich auch nicht aus der Natur der Sache selbst erweisen ließe. Aber wäre auch das Band jener Gefühle allgemein umfassend und vereinigend genug, auch größere Gesellschaften zu verknüpfen, so würde es doch auf keine Weise haltbar genug seyn. Schnell, wie sie selbst wechseln, würden gesellschaftliche Verbindungen entstehen und zerrissen werden, und doch ist es die Dauer hauptsächlich wodurch der gesellschaftliche Zwek erreicht werden kann. Die Menschheit hat daher gar bald das Bedürfniß gefühlt, so leicht zerreißbare Bande, durch einen festen dauerhaften Knoten zu verknüpfen und dieser ist — Verabredung und Vertrag. Alle Gesellschaften, die bestehen sollen, müssen mehr oder weniger enger oder weiter, durch diesen Knoten, verbunden seyn.

Wilhelm. Ich gebe dieß zu, mein Vater, bei großen Gesellschaften von vielen Tausenden. Allein diese sind auch vielleicht ganz wider den Zwek der Natur. Wie wenn die Menschen in lauter kleinen Gesellschaften, wie die unsrige hier, zusammen lebten und dann, anstatt des allgemeinen Wohlwollens, das Gefühl persönlicher Freundschaft sie verbände, dann würde doch jeder Vertrag unnöthig seyn.

Rüdiger. Keineswegs, mein Sohn. Auch, dünkt mich, habe ich den Grund schon voraus geschikt, warum die Gefühle des Wohlwollens nicht hinreichend sind, eine daurende Gesell-

schaft zu bilden. Sollte er dir entgangen seyn? —

Wilhelm. Ich denke nicht. Du meintest, diese Gefühle wechselten zu schnell, deßhalb würden sie eben so schnell Gesellschaften zerreissen, als sie dieselben bildeten.

Rüdiger. Und die Wahrheit hievon würden dir, in der größern Welt, der öftere Wechsel, der Verbindungen des Umgangs und der Freundschaft, bestätigen, wenn du hievon einen Begrif hättest.

Wilhelm. Das mag seyn. Allein davon muß doch wohl nothwendig das Gefühl der edlern Liebe und eigentlichen wahren Freundschaft ausgenommen werden, das doch durchaus keinem Wechsel unterworfen ist.

Rüdiger. Meinst du, mein Sohn? Vielleicht bist du nach dreißig Jahren nicht mehr dieses festen Glaubens.

Wilhelm. Wie wäre das möglich! Wie könnte meine Liebe zu dir, zu meiner Mutter, zu meinen Freunden je wechseln! Wie könnte deine Freundschaft mit Herhold mit Ernst, mit Klaas, mit allen Bewohnern unsers Dorfs jemals aufhören! —

Rüdiger. Warum nicht, mein Sohn?

Wilhelm. O! mein Vater, du redest wider dein eigenes Gefühl! —

Rüdiger. Vielleicht wider mein Gefühl, aber gewiß nicht wider meine Ueberzeugung. Sag mir doch, ist der Mensch unveränderlich? —

Rüdiger. Wer wird das je behaupten! Aber Verzeihung, mein Vater, — wie gehört diese Frage hieher?

Wilhelm. Sie gehört sehr hieher, denn ohne dieselbe mögten wir unsern Streit schwer entscheiden können. Ich muß sogar ferner fragen: wann, oder wodurch verändert sich der Mensch. — Würde er sich verändern, wenn er immer dieselben Eigenschaften behielte?

Wilhelm. Wohl nicht.

Rüdiger. Wenn er sich verändert, so kann dieß doch wohl nicht anders geschehn, als wenn er seine Eigenschaften gegen andere verwechselt. Nicht wahr, mein Sohn?

Wilhelm. Ich glaube; — Ja!

Rüdiger. Hast du kein Beispiel?

Wilhelm. So viel du willst. Der Schöne wird häßlich, der Kleine groß, das Kind zum Manne, der Mann zum Greise; der Böse gut —

Rüdiger. und der Gute böse — oder weniger gut, weniger angenehm — weniger wohlwollend. — Was hindert dich, zu sagen:

der Freund weniger freundschaftlich; oder gar: der Freund, Feind? —

Wilhelm. Ist doch die Freundschaft keine Eigenschaft, so wie Güte, Größe. —

Rüdiger. Und was ist sie denn? —

Wilhelm. Ich würde eher sagen: etwas das durch Eigenschaften bewirkt wird. Wer gut ist, ist zur Freundschaft fähig. —

Rüdiger. Richtig, das ists eben, was ich wollte. Wenn die Freundschaft und Liebe durch Eigenschaften bewirkt wird, so ist sie doch auch wohl von diesen Eigenschaften abhängig. —

Wilhelm. Jezt seh' ich, wohin du willst, mein Vater. — Weil die Eigenschaften dem Wechsel unterworfen sind, so muß es auch ihre Wirkung seyn, wirst du schließen, und ich kann freilich nichts hiegegen einwenden. Ich hätte jene Voraussezzungen nicht so allgemein zugeben sollen. Wer einmal völlig gut ist, kann nie völlig böse oder nicht leicht weniger gut werden. Unter gebildeten Menschen dürfte dieser Wechsel überhaupt so leicht nicht statt finden. —

Rüdiger. Mag seyn. Die guten Eigenschaften sind es auch weniger, als die angenehmen, aus welchen Liebe und Freundschaft hervorgehn und diese sind dem Wechsel immer noch mehr unterworfen, als jene. — Allein dieß überhaupt bei Seite gesezt und selbst zugegeben, daß

wahre Freundschaft keinem Wechsel unterworfen sey; so wird sie doch für das Band einer Gesellschaft, nur wie diese ist, hier in unserm Dörfgen, nicht hinreichen.

Wilhelm. Wie wirst du das beweisen können?

Rüdiger. Ich denke, ohne Schwierigkeit und sogar durch deine Hülfe. Sag mir, lieber Wilhelm, welches sind diejenigen, welche wir für unsere besten Freunde halten?

Wilhelm. Vater Herhold, Ernst, Klaas, ihre Weiber und Kinder.

Rüdiger. Woher weißt du das?

Wilhelm. Aus deinen öftern Aeusserungen und aus meinen eigenen Empfindungen. Ich liebe diese unter allen am meisten.

Rüdiger. Gesezt du hättest nie eine Aeusserung darüber von mir gehört und du könntest deiner Empfindungen dich auf einige Zeit entledigen, die ohnehin nur für dich beweisen; — würdest du es nicht auch an andern Merkzeichen haben wahrnehmen können?

Wilhelm. Ich denke wohl. Ihr geht am meisten mit einander um; leistet euch die meisten Gefälligkeiten. —

Rüdiger. Hast du auch wohl an den übrigen Mitgliedern unserer Gesellschaft solche kleine engere Verbindungen wahrgenommen?

Wilhelm. O ja, ich wüßte deren wenigstens noch zwei bis drei anzuführen.

Rüdiger. Was denkst du nun, mein Sohn, wenn eine gemeinschaftliche Gefahr, z. B. eine Feuersbrunst, oder ein Angrif von Räubern, sich ereignete: welchem unserer Nachbarn würdest du am schnellesten zu Hülfe eilen: dem, welcher am meisten in Gefahr wäre? oder dem, welchem du am freundschaftlichsten zugethan wärest?

Wilhelm. Wahrscheinlich dem lezten.

Rüdiger. Wenn aber jener, ohne deine Hülfe umkäme, dieser sich aber, auch ohne deine Hülfe, retten könnte?

Wilhelm. Ich glaube, ich würde dennoch dem Lezten zu Hülfe kommen?

Rüdiger. Warum aber? deine Vernunft würde dir doch zeigen, daß jener dessen mehr bedürfe?

Wilhelm. Wohl wahr; allein mein Gefühl würde entweder auf die Vernunft nicht hören; oder auch, troz ihrer Ermahnungen, hieher ziehn..

Rüdiger. Wir können diesen Fall noch etwas näher bestimmen, dann wirst du wahrscheinlich noch bestimmter erkennen, wohin ich deute. Gesezt die ganze Gemeinde hätte alles

ihr Getreide in einem gemeinschaftlichen großen Korn-Dimen, vor dem Dorfe, aufbewahrt. Nur einen kleinen Theil des Seinigen hätte unser Freund Herhold auf seinem Hofe zurük behalten; denke dir nun, daß jener große Dimen und dieser kleine Haufen zu gleicher Zeit in Brand geriethen; — wohin würde die Freundschaft deinen Beistand zunächst ziehn?

Wilhelm. Wahrscheinlich zu dem kleinen Haufen, mein Vater. —

Rüdiger. Aber wenn nun jener große Dimen, nicht ohne deine Hülfe gerettet werden könnte? —

Wilhelm. Dennoch glaube ich, wenn ich genau nachdenke, würde ich zu dem kleinen eilen.

Rüdiger. Der große aber enthielt das Vermögen der ganzen Gesellschaft; dieser kleine hingegen nur einen Theil des Vermögens deines Freundes. Dieser würde gerettet, vielleicht auch ohne dich gerettet seyn; — jener aber ging verloren, weil die Freundschaft den Theil deiner Kräfte, den du izt dem Wohl der Gesellschaft widmen wolltest und konntest, allein auf diesen und zwar auf den unwichtigsten und, im Verhältniße gegen das Ganze, auch in seinem Verluste kaum zu bemerkenden, Gegenstand richtete. — Wird es dir nun zu schwer werden, hievon die Anwendung zu machen, und die

allgemeinen Bemerkungen heraus zu finden, die ich in diese Beispiele verkleidet habe?

Wilhelm. Vielleicht ist es diese: die Freundschaft hat verschiedene Grade und sondert nach diesen auch wieder einzelne Menschen ab und verbindet sie sich näher.

Rüdiger. Ganz recht. Aber würde dieß die einzige Anwendung seyn?

Wilhelm. Sie wird also auch eben solche Unterschiede in ihren Dienstleistungen und Unterstüzzungen machen, sie nicht nach Bedürfniß, sondern nach Gunst vertheilen. —

Rüdiger. Siehst du wohl, daß du mir selbst zu Hülfe gekommen bist; denn jezt bedarf es etwa nur noch einiger näherern Anwendung — und meine Behauptung wird als erwiesen ins Auge fallen. Warum würde die Vernunft es nicht gut heissen, daß du, um das vorige Beispiel noch einmal zu gebrauchen, einen kleinen Kornhaufen rettetest und den großen den Flammen Preis gabst?

Wilhelm. Weil jener Verlust unvergleichbar größer war. —

Rüdiger. Ich bin auch der Meinung; nur glaube ich, die Vernunft würde es noch aus einem andern Gesichtspunkte angesehn haben, den auch wir nicht ausser Acht lassen müssen. Gesezt dieser kleine Haufen habe das ganze Ver-

mögen Herholds enthalten; so wie jener große das ganze Vermögen aller übrigen Einwohner in sich schloß und du habest gegen alle eine gleiche Theilnehmung empfunden; was würdest du dann gerettet haben?

Wilhelm. Ohnzweifel wohl den großen.

Rüdiger. Warum? Herhold verlohr ja alles.

Wilhelm. Ja in jenem verlohren ja alle alles.

Rüdiger. Aber gesezt der große Dimen habe nur die Hälfte des Vermögens eines jeden enthalten, der kleine aber das Ganze unsers Freundes Herhold? —

Wilhelm. Wenn meine Freundschaft mich nicht besonders für ihn bestimmte, so würde ich doch dem großen zugeeilt seyn. Der Verlust bleibt ja immer noch unvergleichbar größer.

Rüdiger. Wie so? Jene verloren doch nur die Hälfte; dieser alles?

Wilhelm. Dort aber verloren alle Mitglieder der Gesellschaft. Der Verlust traf die ganze Gesellschaft, war allgemeiner, also unverhältnißmäßig größer.

Rüdiger. Siehst du nun, warum Freundschaft kein haltbares Band für eine Gesellschaft ist?

Wilhelm. Unsere übrigen Freunde würden die gerechteste Ursach gehabt haben, sich zu beklagen, weil ich, was alle betraf, über das vergaß, was Einen anging; das Allgemeine dem aufopferte. —

Rüdiger. Ganz richtig. Weil du nur einem gewehrtest, was alle von dir erwarten konnten; denn alle hatten gleiche Ansprüche an deine Freundschaft. Du hattest dich allen auf gleiche Weise als ihren Freund zugesagt. Allein hieraus würde vielleicht nur folgen, daß allein die mit einander in gesellschaftliche Verbindungen treten sollten, die entweder durch die Bande der Natur oder einer gleich starken Freundschaft, auf gleiche Weise, mit einander verbunden wären? —

Wilhelm. Nein, mein Vater, diese Ansicht würde mich nie täuschen, denn ich sehe zu deutlich, wie schwer dieß zu bestimmen seyn würde. Wer kann die Grade des Wohlwollens und der Freundschaft so genau abmessen! Und überdem muß ich ja in der Gesellschaft erst diejenigen finden, welche eine entstehende und wachsende Freundschaft mir näher zuführt.

Rüdiger. Allerdings liegen diese und mehrere damit verwandte Bemerkungen nahe. Allein wenn diese Verbindung so möglich wäre, wie sie allerdings nicht möglich ist, würde dieß kleine Häuflein für sich bestehen können? —

Wilhelm. Warum nicht, mein Vater? Woltest du doch eine dergleichen Gesellschaft mit deinen Freunden errichten, dafern hier die Vernunft nicht den Sieg davon getragen hätte.

Rüdiger. Vielleicht war auch dieß nur ein angenehmer Traum, mein Sohn, der verschwunden seyn würde, so bald es zur Verwirklichung hätte gedeihen sollen. Aber, dem sey wie ihm wolle, so wirst du dich erinnern, daß ich ein tief im Walde verstektes, von Menschen entferntes, Thal dazu vorschlug. Was hatte ich wohl für Ursach hiezu?

Wilhelm. Ohnzweifel, um von den Menschen entfernt und in Eurer gesellschaftlichen Verbindung durch sie ungestört zu bleiben.

Rüdiger. Du hast es errathen. Es war wahrscheinlich, daß wir diese Absicht durch die lokale Beschaffenheit dieser Gegend erreicht, wenigstens so lange erreicht hätten, bis die Gesellschaft durch sich selbst zahlreich genug geworden wäre, um sich gegen solche Ueberlästige, dafern sich dergleichen eingefunden hatten, nöthigenfalls mit Nachdruk zu schüzzen. Wir wollen nun aber den Fall einmal annehmen, daß, troz der Unzugänglichkeit jenes Thals, dennoch eine umherstreifende Horde uns gleich anfangs dort entdekt und beunruhigt hätte, was würde die Parthie gewesen seyn, die uns zu ergreifen geblieben wäre?

Wil-

Wilhelm. Wenn wir sie nicht vertreiben konnten, musten wir das Feld räumen — fliehen —

Rüdiger. Und wenn uns nun Jene nachsezten, unabläßig verfolgten?

Wilhelm. So musten wir uns freilich wieder nach irgend einer bewohnten Gegend, irgend einem Dorfe, oder einer Stadt begeben —

Rüdiger. Wie? wenn aber unsere Verfolger an sich gute unbescholtene Menschen gewesen wären, die nur begehrt hätten, mit uns gemeinschaftlich, in diesem Thale zu wohnen, und den Theil des Feldes zu bauen, den wir nicht benuzzen konnten; — unter dieser Bedingung, unter dieser aber auch nur allein uns Frieden und Ruhe zugesichert hätten; würde uns dann nicht noch ein zweiter Ausweg geblieben seyn? —

Wilhelm. Ihr Verlangen zu erfüllen und sie in das Thal aufzunehmen.

Rüdiger. Also uns einer größern Gesellschaft einzuverleiben, oder durch die Aufnahme einer oder mehrerer kleinerer die unsrige zu vergrößern. — Dieß mein Sohn, ist das Schiksal aller kleinen Verbindungen von jeher gewesen, und muste sich bei den meisten noch weit eher und weit gewisser ereignen, als

es bei uns der Fall gewesen seyn würde; indem das Lokale, nur bei wenigen statt fand und statt finden konnte, was uns vielleicht noch eine Zeitlang gegen diese Nothwendigkeit geschüzt haben würde. —

Wilhelm. Wir hätten ja aber auch die Ankömmlinge in das Thal aufnehmen können, ohne gerade uns mit ihnen zu einer Gesellschaft zu vereinigen.

Rüdiger. Und du glaubst, unsere kleine freundschaftliche Verbindung würde fortgedauert haben, isolirt von jenen geblieben seyn und haben bleiben können?

Wilhelm. Ich sehe keinen Grund —

Rüdiger. Ich deren desto mehr. Jene so wohl als wir übten wechselseitig die Menschenrechte, in ihrer ganzen Ausdehnung, denn was ging uns ihre und ihnen unsere Gesellschaft an. Daraus entstanden denn natürlich, zwischen beiden Gesellschaften, eben die Folgen, die ein solches Verfahren zwischen einzelnen Menschen haben muß.

Wilhelm. Nun konnte nicht wechselseitige Einschränkung eine Bedingung der Aufnahme gewesen seyn?

Rüdiger. Gut; dann mußt du annehmen: daß der eine, oder der andere unter dieser

Gesellschaft eine freundschaftliche Verbindung mit einem oder dem andern jener Gesellschaft errichtet hätte — daß die erworbenen Freunde, wechselseitig zu der andern Gesellschaft übergetreten, und so beide Gesellschaften sich früher oder später in eine größere vereinigten. Doch würde auch ohne dieß diese Vereinigung bald dringende Nothwendigkeit werden.

Wilhelm. Nothwendigkeit? — und wodurch? —

Rüdiger. Durch zwei unvermeidliche Accidentien; Bedürfniß gemeinschaftlichen Schuzzes, oder Streit über Eigenthum.

Wilhelm. Noch sehe ich diese Nothwendigkeit nicht deutlich.

Rüdiger. So werde ich dich vielleicht nur noch auf den bestimmten Standpunkt führen müssen. Du erinnerst dich doch, daß sich jene Ankömmlinge mit uns in unser Thal festgesezt hatten?

Wilhelm. Ich habe dieß nicht ausser Acht gelassen.

Rüdiger. Wir sezten voraus, daß sie schon eine Gesellschaft ausmachten. Ich will aber izt so gar annehmen, daß sie sich, eine jede Familie für sich, anbaueten, ohne weiter eine Verbindung unter einander fortzusezzen. Die Mitglieder der einzelnen Familien wären durch die

natürlichen Gefühle des Wohlwollens, der Dankbarkeit, des körperlichen Instinkts — mit einander verbunden und hätten sich, durch diese, in der Ausübung ihrer Menschenrechte so einschränken lassen, daß sie friedlich und ruhig neben einander lebten. Würde dieß auch zwischen den einzelnen Familien der Fall seyn?

Wilhelm. Vielleicht zwischen einigen oder einzelnen Gliedern derselben, wo Freundschaft statt fände.

Rüdiger. Gut also, wir wollen annehmen, daß diese je zwei und zwei Familien mit ein ander vereinigt sind; diese werden durch das Gefühl der Freundschaft, wie jene einzelnen Mitglieder, durch die übrigen Gefühle, verhindert, ihre Menschenrechte, ohne alle Einschränkung gegen einander zu üben. Werden Sie aber gegen die übrigen Familien dieselben Rüksichten beobachten?

Wilhelm. Nein, ich sehe nicht, was sie dazu veranlassen könnte.

Rüdiger. Ich gleichfals nicht. Nun sezzen wir, daß nach einigen Jahren, eine andere Horde, die an Menschenzahl jener zuerst angekommenen gleich seyn mag, unser Thal aufspürte, und es zuerst von der Seite angrif, welche wir inne hatten. Wir, ihnen an Anzahl und Muth gleich, vertheidigten es

gemeinschaftlich; — würden sie eindringen?

Wilhelm. Ich zweifle.

Rüdiger. Gewiß nicht, wenn unter gleichen übrigen Umständen, Angreifende und Vertheidiger sich an Anzahl, Kräften und Muth gleich sind. Die Ankömmlinge weichen also zurük und greifen auf der andern Seite des Thals an; vielleicht mit eben so wenigem Erfolge?

Wilhelm. O jene werden sie bald überwältigen und, ohne erheblichen Widerstand, eindringen.

Rüdiger. Warum aber? Waren die Angegriffenen doch eben so wie wir, den Angreifenden an Zahl, Kräften und Muth gleich.

Wilhelm. Das wohl; allein vermuthlich überfielen die Angreifer erst die Nächsten, oder die beiden nächsten Familien, und weil diese keine Verbindung mit den übrigen hatten, so standen ihnen auch die Uebrigen nicht bei.

Rüdiger. Ja vielleicht fiel es sogar einigen benachbarten Familien ein, ihr Menschenrecht ebenfals zu dieser Zeit einmal gegen die Uebrigen zu üben, und so würden sie eine nach der andern, von den Angreifern überwunden seyn, die bei uns nichts ausrichten konnten, weil wir alle für einen Mann stunden. So gewiß dieser Erfolg unter diesen Umständen war, so

wirst du dir doch auch den Fall gedenken können, daß die Ankömlinge von den Einwohnern dieser Seite des Thals ebenfals zurükgetrieben wurden?

Wilhelm. Ja, so bald sie sich vereinigen und sich gemeinschaftlich gegen sie vertheidigen.

Rüdiger. Durch welche Betrachtung könnten sie denn wohl dazu veranlaßt werden? —

Wilhelm. Wenn z. B. schon einige Familien vertrieben wären, so müßte den übrigen doch gar leicht einfallen, daß sie gleiches Schiksal haben könnten und würden. Sie traten daher vielleicht zusammen und sagten: wir wollen ins künftige alle für einen und einer für alle stehn, und so vereinigt gingen sie gegen den Feind.

Rüdiger. Gut; allein, wie würde es hier um die uneingeschränkte Uebung der Menschenrechte aussehn?

Wilhelm. Ja davon müssen sie allerdings etwas nachlassen. Vermuthlich würden sie dahin mit einander übereinkommen, daß sie ihre Kräfte nicht mehr gegen einander üben wollten; auch da wo Wohlwollen und Freundschaft dieß bisher nicht verhindert hatte.

Rüdiger. Was trat denn nun hier an die Stelle jener natürlichen Verbindungen?

Wilhelm. Verabredung.

Rüdiger. Und was lag dieser Verabredung zum Grunde? —

Wilhelm. Ohnzweifel wechselseitige Aufopferung. Thue mir nichts, sagten sie unter einander, so will ich dir auch nichts thun.

Rüdiger. Ganz richtig; dieß ist die Grundlage der ersten allgemeinsten gesellschaftlichen Verbindungen, welche Abrede schließt. Wenn sich nun alle Glieder zu der Erfüllung dieser Abrede so verpflichteten, daß ein jeder von den übrigen dazu angehalten werden könnte, dafern er desselben vergessen wollte, wie würdest du dann diese Verbindung nennen?

Wilhelm. Einen Vertrag, denke ich.

Rüdiger. Und wozu zweckte dieser Vertrag zunächst ab?

Wilhelm. Zum Schuz eines jeden Einzelnen.

Rüdiger. Du siehst also: wie das Bedürfniß des Schuzzes die erste Veranlassung zu gesellschaftlichen Verträgen giebt, und nothwendig geben muß; sobald mehr als einige Menschen, oder einige Familien zusammen wohnen, und daß diese erste und allgemeinste Verbindung ebenfals nicht ohne Aufopferung

oder Einschränkung gewisser Menschenrechte statt finden könne. Oder glaubst du, daß diese Verbindung hätte zustande kommen und Nuzzen haben können, wenn die einzelnen Familien, noch immer, alle ihre Menschenrechte gegen einander behauptet und geübt hätte?

Wilhelm. Es fält in die Augen, daß dieß nicht würde möglich gewesen seyn.

Rüdiger. Die unvermeidliche Nothwendigkeit solcher Einschränkungen und Aufopferungen wird uns noch mehr einleuchten, wenn wir dieß Volklein noch weiter beobachten. Bisher hatten sie alle von der Jagd und vom Raube gelebt; zu Nahrung und Kleidung verwand, was sie, und so bald sie es sich verschaft hatten. Das Fell, womit sie sich bedekten und die Hütte, in der sie wohnten, hatten sie gegen die Angriffe anderer, so gut als möglich vertheidigt, bis das allgemeine Bedürfniß des Schuzzes den Vertrag veranlaßt hatte, daß keiner den andern in seiner Hütte und an seiner Person antasten solle. Du bemerkst hier wohl, mein Sohn, daß ich Menschen annehme, die noch Nichts haben, als sich selbst, ihr Weib und Kind und ihre Wohnung. Vergleiche diese mit uns, die wir dort lebten als hier, und alles, was uns hier umgab, bis auf unsere Wohnungen und unsere Aekker, dort mit

hingenommen hatten. Was wirst du dann für einen Unterschied wahrnehmen?

Wilhelm. Jene sind ärmer als wir —

Rüdiger. Das ist wohl nicht genug; oder vielleicht ist meine Beschreibung nicht bestimmt genug. Denn Armuth heißt doch wohl nur, wenig von dem haben, was wir Eigenthum nennen? —

Wilhelm. Vielleicht willst du also andeuten, daß sie noch gar kein Eigenthum kennen, weil sie bisher gewohnt gewesen sind, nur immer das gegenwärtige Bedürfniß zu befriedigen.

Rüdiger. Eben das wollte ich; kein Eigenthum ausser sich, oder kein bleibendes Eigenthum an Dingen, die ihnen fortwährend zu Nuzzen oder Vergnügungen gereichen können. Nun aber bemerken sie, daß wir anders leben, daß wir, zum Beispiel, Thiere unterhalten, die uns in unsern Häusern und ohne daß wir weit und mühevoll danach umher streifen, uns zu allen Zeiten des Tags Nahrung geben. Der Wunsch einer gleichen Bequemlichkeit entsteht auch bei ihnen, und einer raubt z. B. einige Kühe, die sich aus unserm Verhack verlaufen hatten, und führt sie in seine Hütte. Was glaubst du, daß dieß in der Gesellschaft für eine Folge hervorbringen würde?

Wilhelm. Vermuthlich aufs neue Zank und Streit, wie dieß bei Kindern der Fall ist,

eh sie einen Begrif vom Eigenthumsrechte haben. Alle wollen die Kühe haben, und der Eine will sie nicht fahren lassen. —

Rüdiger. So denke ich's mir auch; vorausgesezt, daß der, so sie raubte, dieselben nicht gleich schlachtet und aufzehrt. Will er sie aufbewahren, und gleich uns Gebrauch davon machen — und diesen Fall haben wir angenommen — so werden alle andere kommen und gleiche Ansprüche machen, und wenn er ihnen den Antheil versagt, so werden sie sich der Kühe ganz zu bemächtigen suchen, weil sie seine Antheils-Verweigerung ganz natürlich für vertragswidrig erklären. Der zweite und dritte nehmen sie dem Ersten; der vierte, fünfte und sechste wieder dem zweiten und dritten — und so wird gar bald alles wieder bund übergehn. Der erste Zustand der uneingeschränkten Uebung aller Menschenrechte ist wieder eingetreten. — Jezt denke dir nun, daß wir gegen jene ausrükten, um ihnen die geraubten Kühe, als unser Eigenthum, wieder abzunehmen; was würde izt aufs neue eintreten?

Wilhelm. Das Bedürfnißes des gemeinschaftlichen Schuzzes; es müste denn seyn, daß sie die Kühe freiwillig wieder auslieferten.

Rüdiger. Das werden sie nicht thun, denn sie haben keinen Begrif vom Eigenthumsrecht, und überdem ist die Begierde, diese Thiere

zu benuzzen, bei allen gleich stark. Die Folge wird also seyn? —

Wilhelm. Daß sie sich alle aufs neue vereinigen, sich uns zu widersezzen.

Rüdiger. Und, will ich annehmen, uns zurüktreiben, und die Kühe in Besiz behalten. Jzt kann nun freilich der Zank von vorne anheben; es kann aber auch seyn, daß sie, durch die gemeinschaftliche Beschüzzung und Vertheidigung auch auf die Idee, der gemeinschaftlichen Benuzzung, geführt werden, und dahin übereinkommen, daß jeder einen gleichen Theil des Nuzzens von den Kühen haben solle. Hier wäre denn eine zweite Verabredung, die wieder Einschränkung der Menschenrechte zur Grundlage hätte. Jst dir dieß deutlich? —

Wilhelm. Vollkommen. Ein jeder begiebt sich seines Anrechts an diese Kühe und ihre Benuzzung, bis auf ein gewisses Quantum, das die Verabredung festsezt.

Rüdiger. Ganz richtig. Diese Gemeinschaft der Güter, ist nun der nächste Schritt zum Eigenthum selbst.

Wilhelm. Wie das, Vater? wo eine völlige Gemeinschaft der Güter, genau verwaltet, statt fände; könnte, sollte ich denken, gar

kein Verlangen nach persönlichen Eigenthum aufkommen.

Rüdiger. Unter gewissen Voraussezzungen könntest du Recht haben; aber ich habe gewiß auch Recht, wenn ich behaupte: diese Voraussezzungen sind es eben, deren Unvollkommenheit, oder gänzliche Entbehrung das Verlangen nach persönlichen Eigenthum hervorruft. Du nimmst an, daß eine genaue Verwaltung der Gemeinschaft der Güter statt finde?

Wilhelm. Ja dieß ist freilich nothwendig.

Rüdiger. Und warum? —

Wilhelm. Wenn der eine z. B. von der Milch, welche jene Kühe lieferten, mehr nahm, als ihm gebührte, so muste natürlicher Weise ein anderer desto weniger, und ein dritter vielleicht gar Nichts erhalten; diese würden sich dann über jenen beschweren, oder ein andermal gleiches mit gleichem vergelten, und dafern sie hieran verhindert würden, sich der Thiere selbst bemächtigen wollen. —

Rüdiger. Und, wie denkst du dir nun, daß diese richtige Vertheilung gehandhabt werden könne? —

Wilhelm. Je nun, man gäbe einem Paare redlicher Männer die Aufsicht darüber —

Rüdiger. Du scheinst zu vergessen, lieber Wilhelm, daß wir von einer unkultivirten Horde reden, der wir also auch noch wohl keine Begriffe von Redlichkeit zutrauen können.

Wilhelm. Ja dann ists freilich schlimm —

Rüdiger. Vielleicht nicht so schlimm, als du glaust. Giebt es kein anders Motiv, die Menschen zu der Erfüllung ihrer Pflicht anzuhalten, als die Begriffe der Redlichkeit? —

Wilhelm. Nein, mein Vater, ich kenne kein anders.

Rüdiger. Das ist mir lieb, mein Sohn, und ich hoffe, Du für deine Person, und überhaupt alle Mitglieder unsers kleinen Staats sollen — durch die Auskübung wenigstens — nie ein anderes kennen lernen. Allein sag mir, wodurch zwingst du dein Pferd, oder deinen Hund zu thun, was du von ihnen verlangst?

Wilhelm. Zuerst wohl durch Gewalt und mit unter auch durch Züchtigungen. —

Rüdiger. Nachher aber?

Wilhelm. Durch die Erinnerungen an jene Züchtigungen, denke ich —

Rüdiger. Nicht auch vielleicht, durch Voremপfindung ähnlicher, die deine Worte oder deine Gebärden ihnen erregen?

Wilhelm. Sollte dieß nicht ziemlich auf eins hinaus laufen? — und sich beides in der Furcht vereinigen.

Rüdiger. Ganz richtig. So bestimmst du die Thiere, und so werden die Handlungen aller Thiere ähnlichen Menschen bestimmt, die eine Einschränkung ihrer Triebe und Begierden erfodern. — Siehst du ein, warum ich diese Nebenuntersuchung veranlaßte?

Wilhelm. Ohnzweifel, um in der Hauptuntersuchuug eine Anwendung davon zu machen. —

Rüdiger. Und die wäre?

Wilhelm. Vielleicht diese: die Vertheiler des Ertrags der gemeinschaftlichen Kühe könnten also auch durch Furcht dazu angehalten werden, daß sie sich nicht mehr, als den übrigen, oder dem einen nicht mehr als dem andern zutheilten.

Rüdiger. Gerade das waren meine Gedanken. Wir nehmen also an, daß aus Furcht — etwa nachher ganz ausgeschlossen zu werden — die Vertheilung eine Zeitlang richtig vorginge. Wird dieß gleichwohl lange ausdauren können?

Wilhelm. Warum nicht? doch gewiß so lange die Vertheiler sich fürchten, und sie wer-

den sich fürchten, so lange es jene übeln Folgen haben kann. —

Rüdiger. Aber sag mir doch, warum fürchtet sich der Dieb nicht, indem er stiehlt? Es steht ja sogar hie und da Lebensstrafe auf dem Diebstahle und gleichwohl sagt das Sprüchwort: unter dem Galgen wird am meisten gestohlen.

Wilhelm. Indem er stiehlt, denkt er freilich nicht an die Strafe, weil er hofft: nicht entdekt zu werden.

Rüdiger. Also ist diese Vorstellung wohl nur nöthig, um die Furcht unwirksam zu machen.

Wilhelm. Allerdings — Auch seh ich nun schon, wohin du mich führen wirst. Es müssen, bei der Verwaltung jener gemeinschaftlichen Güter, nothwendig Betrügereien oder Gewaltthätigkeiten vorfallen, weil es an Gelegenheiten nicht fehlen kann, und dann wird jeder wünschen, diese Thiere für sich ausschliessend zu besizzen.

Rüdiger. Und, wenn er kann, danach trachten; seinen Vertrag brechen, und seine Menschenrechte wieder uneingeschränkt geltend machen wollen. Aber dieß ist nicht der einzige Weg, auf welchem die Vorstellungen vom persönlichen Eigenthume herbei geführt werden können. Gesezt die Vertheilung würde völlig or-

dentlich und gewissenhaft vorgenommen; jeder erhielte seinen Antheil Milch sehr regelmäßig und ordentlich; — allein dieser Antheil reichte nicht hin, ihn zu sättigen. —

Wilhelm. Ja dann würde er auch immer mehr haben wollen, und wenn dieß nicht möglich wäre, so würde er durch List und Gewalt die Ruhe der Gesellschaft stören.

Rüdiger. Ohnzweifel. Wenn wir nun annehmen, daß diese schon die Nothwendigkeit des Friedens und der Eintracht, aus mehrerer Erfahrung kennt, und daß gerade so viel Kühe als Familien oder Personen da sind; so scheint es nicht unnatürlich, daß sie dahin übeinkommen: daß ein jeder eine Kuh bekommen solle, um damit zu machen, was ihm seine Ueberlegung — oder seine Begierde an die Hand geben. Wird aber, bei dieser Gelegenheit, nicht auch wieder ein Vertrag gemacht werden müssen?

Wilhelm. Ja wohl: daß keiner an die Kuh des andern weiter Anspruch machen solle, und daß alle dahin trachten wollen, einem jeden die Seinige zu sichern, damit nicht wieder Streit und Zank entstehe.

Rüdiger. Hier hast du also die Entstehung des Eigenthums, die gleichfalls nicht ohne Einschränkung der Menschenrechte jedes einzelnen, statt finden kann. Aber wie, wenn sich nun einer etwa diesen Vertrag nicht wollte

wollte gefallen lassen, was glaubst du, daß die Folge davon seyn würde?

Wilhelm. Ich denke, die andern würden sich nicht daran kehren.

Rüdiger. Aber, wenn er nun seine Menschenrechte geltend machen wollte und seine Kräfte gegen die andern übte?

Wilhelm. So würden sie ihn vermuthlich fortjagen.

Rüdiger. So glaube ich auch. Sie würden ihn aus der Gesellschaft ausstoßen. So würde es vermuthlich einem jeden andern gehn, wie z. B. dem, welcher der Kuh des andern sich bemächtigen wollte. — Du siehst also, mein Sohn, das Recht eines ausschlissenden Eigenthums ist ein gesellschaftlicher Vertrag, der die Einschränkung der Menschenrechte ganz nothwendig zu seiner Grundlage haben muß, wenn er bestehen soll.

Wilhelm. Die Sicherung dieses ausschliessenden Eigenthumsrechts, willst du vielleicht sagen.

Rüdiger. Nein, das Eigenthumsrecht an sich. Und mich dünkt, dieß folgt aus dem Vorhergehenden ganz natürlich. Fand denn, vor diesem Vertrage, ein Eigenthumsrecht statt?

Wilhelm. Da gehörten die Kühe Allen zusammen?

Rüdiger. Und vorher?

Wilhelm. Dem, der sie geraubt hatte.

Rüdiger. Und wie konnten sie zu einem Eigenthum aller werden, wenn sie schon das Eigenthum eines Einzelnen waren?

Wilhelm. Die andern nahmen sie ihm mit Gewalt ab.

Rüdiger. Sie sezten sich wieder in den Zustand, wo sie ihre Menschenrechte ganz uneingeschränkt übten. Du siehst also, sie kannten kein ausschliessendes Eigenthumsrecht. Denn daß ein Zufall diese Thiere, diesem Einzelnen überliefert hatte, ging die übrigen nichts an. Sie waren gewohnt, alles was zur Nahrung dient, als res nullius, d. i. als etwas, was sich der zueignet, der desselben habhaft werden kann, zu betrachten.

Wilhelm. Dieß mag, in diesem Falle, wahr seyn; allein von dem Eigenthume eines Grundstüks kann es doch nicht auf gleiche Weise gelten. Da kann mir doch kein Vertrag ein Eigenthumsrecht geben, sondern nur sichern.

Rüdiger. Und deine Gründe, wenn ich fragen darf?

Wilhelm. Weil dieß Grundstük — ja ich sehe, du wirst mir auch da einwenden: der

Boden sey überall kein Eigenthum, sondern nur die Früchte des Bodens und der Boden nur, in sofern mir erlaubt ist, darauf meine Kräfte ungestört zu verwenden und die Produkte zu benuzzen.

Rüdiger. Ganz richtig. Allein laß uns die Sache gehörig in der Ordnung untersuchen. Wir wollen auch hier unser Völkgen zum Gegenstande unserer Beobachtung nehmen. Dieß schon vorhin gebrauchte Beispiel wird uns die Untersuchung in manchem Betrachte erleichtern. Wir finden izt einen jeden, im Besiz seiner Kuh und mit dieser zufrieden; überall unter dieser kleinen Gesellschaft Ruhe und Friede. Von ohngefehr hat einer unter ihnen Gelegenheit gehabt, bei uns den Akkerbau zu beobachten und einen Begrif vom Säen und Aernten zu bekommen. Er lernt die Vortheile davon fühlen; bekömmt durch einen Zufall, eine Hand voll Korn, ein Grabscheid, und fängt nun an, ein Stük Akker zu bearbeiten. — Wer mag es ihm wehren, dieß Stük zu wählen, wo er will; selbst dicht vor der Hütte seines Nachbars. Er ärntet und seine Nachbarn sehn ihm verwundernd zu; sehn, daß er sich von diesem Getreide nährt und erkennen den Vortheil. Die zweite Aernte ist reif und der Nachbar, vor dessen Hütte jener gesäet hat, schneidet das Getreide ab und nimmt es in seine Hütte. Der, so es produzirte, kömmt in

derselben Absicht. Der andere ist im Besiz und weigert sich, es heraus zu geben. Womit will der erste ihn dahin bringen, wenn er es nicht mit Gewalt kann?

Wilhelm. Er sagt: ich habe es produzirt.

Rüdiger. Worin besteht dieß?

Wilhelm. Er hat den Boden urbar gemacht und das Getreide dazu hergegeben.

Rüdiger. Was geht dieß den andern an! Alles was auf der Erde hervor wächst, ist, wie der Boden selbst, bisher res nullius gewesen, d. h. jeder hat sich, nach seinem Bedürfnisse, dessen bedient; ohne sich darum zu bekümmern, wodurch es dem Boden entlokt worden sey. Auch findet in der That kein natürlicher Zusammenhang dazwischen statt, daß ich mir das zueigne, was auf diesem Boden wächst, weil ich ihn umgegraben habe. Und will ich mich darauf berufen: ich habe den Saamen hineingelegt; so kann ich höchstens eben so viel wieder verlangen, als ich hineingelegt hatte. — Denke nur selbst etwas näher darüber nach. —

Wilhelm. Freilich für einen andern hat meine Arbeit keinen Werth und kann ihm also kein Grund an seyn, das als mein Eigenthum anzuerkennen und zu respektiren, worauf ich Arbeit verwandt habe. Warum ich davon mehr wieder

haben will, als ich ausgesäet habe, davon kann ihm vollends kein Grund einleuchten.

Rüdiger. Hiezu aber, wollen wir annehmen, ist er erbötig. Er giebt ihm seine Einsaat zurük und jener mag sich damit trösten, daß er das nächstemahl besser Acht haben werde. Zur Zeit der Aussaat findet er sich ein, und siehe, der andere hat nun sogar von dem Stük Akker Besiz genommen, was er urbar gemacht hatte. Er sieht sich genöthigt, ein anderes Stük zu bearbeiten und, mit Ertrag und Akker, hat er das gleiche Schiksal. Allein dem, der ihm zuvor kam, geht es nicht besser. Beide werden unwillig; suchen sich durch Gewalt dessen zu bemächtigen, worauf bisher noch kein Eigenthumsrecht geruht hatte; es entsteht Zerrüttung; die Gesellschaft läuft Gefahr, ganz aufgelöst zu werden. Da nun jeder sowohl das Unangenehme hievon, als auch von der Beraubung dessen, worauf er Arbeit verwandt hat, empfindet; so läßt sich auch jeder wiederum einen neuen Vertrag gefallen, nach welchem das, was einer produzirt, so wie das Stük Land, das er bearbeitet hat, als das Eigenthum desselben anerkannt und von der Gesellschaft ihm zugesichert wird. Zugleich läßt sich jeder auch wieder diese neue Einschränkung seiner Menschenrechte gefallen. — Ist dir dieß deutlich, mein Sohn?

Wilhelm. Ich finde in diesem Augenblikke nichts, wobei ich noch anstiesse.

Rüdiger. Was wird nun aber das allgemeine Resultat unsers ganzen langen Gesprächs seyn? —

Wilhelm. Es sind der Gegenstände sehr viele vor meiner Vorstellung vorüber gegangen. Indeß kann ich die Hauptsache vielleicht dennoch so zusammen fassen: Alle Arten gesellschaftlicher Verbindungen, führen zugleich verhältnißmäßige Einschränkungen der Menschenrechte, als unvermeidliche Nothwendigkeiten, mit sich. —

Rüdiger. Nun gut! Wenn dieser Allgemeinsaz dir als solches erscheint; so habe ich nichts dagegen.

Viertes Gespräch.

Mannifaltigere Verhältnisse der Gesellschaft und die, sich hiernach von selbst verschieden modifizirende, Einschränkungen der Menschenrechte.

Wilhelm. Aber sage mir, Vater: die Einschränkungen der Menschenrechte, die in der, von uns angenommnen, Gesellschaft gemacht wurden, fielen doch für alle Mitglieder gleich aus.

Rüdiger. Wie verstehst du dieß, mein Sohn?

Wilhelm. Ich meine: ob du annimmst, daß ein jedes Mitglied nur gleichviel von seinen Menschenrechten aufopferte.

Rüdiger. Allerdings. Die Einschränkung betraf ein jedes Individium, auf gleiche Weise —

Wilhelm. So müssen wohl, die großen Gesellschaften, die man Völker oder Staaten nennt, nicht so entstanden seyn.

Rüdiger. Woher kömmst du auf die Vermuthung?

Wilhelm. In diesen ist ja eine so große Verschiedenheit der Stände, des Vermögens, der Rechte und Freiheiten — die doch auch eine sehr verschiedene Einschränkung und Uebung der Menschenrechte anzeigt.

Rüdiger. Dieß kann seyn, wenigstens will ich es für izt unangefochten lassen; aber was du daraus herleiten willst, mögte doch wohl nicht so geradezu folgen.

Wilhelm. Vermagst du es, jene Gleichheit, mit dieser Ungleichheit zu vereinigen?

Rüdiger. Wenn auch nicht zu vereinigen, doch wohl eine aus der andern herzuleiten, und so beide mit einander in Verbindung zu bringen. Nicht wahr, wir nehmen an: daß man in unserer Gesellschaft sich das Eigenthum der Grundstükke und ihrer Produkte gesichert hatte?

Wilhelm. Ja, allein einem jeden auf gleiche Weise gesichert.

Rüdiger. Das kümmert uns weiter nicht. Sag' mir statt dessen: Warum war der, welcher zuerst ein Stük gemeinschaftlichen Bodens urbar gemacht hatte, so unzufrieden damit, daß der andere im folgenden Jahre davon Besiz nahm?

Wilhelm. Vermuthlich, weil er Zeit und Kräfte darauf verwandt hatte.

Rüdiger. Als man ihm nun das Eigenthumsrecht darüber zusprach, was für einen Grundsaz sanctionirte dadurch wohl die Gesellschaft?

Wilhelm. Etwa den: Alles worauf ein Mitglied seine Kräfte verwandt

hat, um für sich einen Nuzzen daraus zu ziehn, das soll, von den übrigen, als sein Eigenthum angesehn und gesichert werden.

Rüdiger. Dieser Grundsaz ist es ohnzweifel, nur, dünkt mich, würde er noch einer Einschränkung bedurft haben.

Wilhelm. Einschränkung? — Und welcher? —

Rüdiger. Wie wenn es nun Einem eingefallen wäre, im folgenden Jahre seine Kräfte auf den Akker des andern zu verwenden und dann ihn für sein Eigenthum zu erklären? —

Wilhelm. Ah! izt hab' ichs; — ohne daß dadurch das Eigenthum eines andern eingeschränkt oder benachtheilt werde.

Rüdiger. Gut, diesen Grundsaz wollen wir nun einmal, als in dieser Gesellschaft zum Grunde liegend, annehmen. Wenn nun einer die Kuh des andern nicht rauben, oder auf dem Akker des andern nicht ärnten darf, folgt daraus, daß alle nur ein gleich großes Stük Akker, alle nur eine gleiche Anzahl Kühe behalten müssen?

Wilhelm. Nein, das gewiß nicht. Es kann ja ein Stärkerer oder Fleissigerer ein größeres Stük urbar machen; oder, bei mehrerer Sorgfalt, auch mehrere Kühe aufziehn. —

Rüdiger. Das denke ich auch. Der Stärkere, der Fleissigere wird also auch ein grö- ßeres Eigenthum erhalten, als der andere. Schon hier siehst du Ungleichheit des Eigenthums. Bisher haben wir aber nur den Menschen blos in der Thätigkeit seiner Körperkräfte und in der höchsten Eingeschränktheit seiner Bedürfnisse betrachtet. Wir verlassen diese Gesellschaft izt und kehren hundert oder zweihundert Jahr später zu ihr zurük. Finden wir sie noch so wieder als wir sie verließen?

Wilhelm. Wahrscheinlich nicht. In ihren Wohnungen, in ihren Kleidungen, in ihrer Lebensart dürften wohl große Veränderungen vorgegangen seyn.

Rüdiger. Und wenn werden diese Veränderungen der Wohnung und Kleidung z. B. bestehn?

Wilhelm. Man wird eine festere, bequemere Wohnung haben; man wird mehrere Kleidungsstükke und solche, die ihren Zwek vollkommner erfüllen, besizzen.

Rüdiger. Wirst du also izt gewisse Kräfte wahrnehmen, die du vorher nicht fandest?

Wilhelm. Ah, allerdings. Vorher war ja fast gar keine Spur, von den Kräften des Geistes, von Erfindungskraft, von Urtheil — und überhaupt von Kultur zu finden.

Rüdiger. Sollte nun wohl diese mehrere Ausbildung der geistigen Kräfte, auch Einfluß auf die Verschiedenheit des Eigenthums gehabt haben?

Wilhelm. Das fällt in die Augen. Der Klügere, der Erfindsamere — hat ja auch mehrere Erwerbsarten erfunden und der Thätigere die Erfindungen anderer besser benuzt. —

Rüdiger. Wir bleiben noch bei dem Akkerbau und der Viehzucht stehn. Wird auch da dieß anwendbar seyn?

Wilhelm. Wie du frägst, Vater, das lehrt ja selbst die tägliche Erfahrung unter uns. Alle alten Leute sagen, es sey gar kein Vergleich: zwischen izt und vor dreißig Jahren, in Rükſicht dessen, was sie an Korn, Vieh und Wein gewonnen.

Rüdiger. Und was geben sie für Ursachen an? —

Wilhelm. Weil sie izt die Natur des Bodens, des Viehes, des Getreides besser verstünden; weil ihre Instrumente weit vollkommner wären und mit mehr Vortheil gebraucht würden; weil sie die Kunst zur rechten Zeit und am rechten Orte zu sparen und wieder am rechten Orte und zur rechten Zeit aufzuwenden besser verstünden und dergleichen mehr. — Aber dennoch, sagt Vater Herhold, sei noch izt ein großer Un-

terschied, unter den Hauswirthen, hier im Orte; wie es denn auch natürlich ist, denn einer bleibt doch immer gescheiter und fleißiger als der andere.

Rüdiger. So finden wir es denn auch in jener Gesellschaft. Wer seine Geisteskräfte besser zu gebrauchen wußte, hatte sein Eigenthum beträchtlicher vermehrt, als der andere; ohne daß er dem andern von dem Seinigen etwas genommen hatte. In beiden Fällen ist Ungleichheit des Eigenthums, bei völliger Gleichheit der Menschenrechte. Ist der erste Grundsaz der Gesellschaft noch derselbe?

Wilhelm. Ja noch ist ers.

Rüdiger. Und doch ist Ungleichheit der Verhältnisse. Allein beinah hätten wir eine Epoche dieser Gesellschaft ganz überhüpft, die doch unvermeidlich eintreten mußte und die auch für unsere Untersuchung von Wichtigkeit ist. Der Fleißige, der Klügere hatte also ein größeres Eigenthum erworben, als der Trägere und Unwissendere. Jener starb; was meinst du, wurde nun aus seinem Eigenthume?

Wilhelm. Ohnzweifel nahmen es seine Kinder, wenn er deren hatte, in Besiz.

Rüdiger. Das ist nun wohl so ausgemacht nicht. Wie, wenn der trägere und ungeschiktere Nachbar, der gleichwohl stärker war,

als der Sohn des Verstorbenen, zutrat und sich der Hinterlassenschaft bemächtigte? —

Wilhelm. So würde die übrige Gesellschaft dieser Gewaltthätigkeit Einhalt gethan haben.

Rüdiger. Nach was für einem Grundsazze denn? wenn es dir gefällig ist hierauf bestimmt zu antworten.

Wilhelm. Der Sohn erbt ja von dem Vater!

Rüdiger. Unter uns freilich. Allein du vergissest, daß wir hier eine Gesellschaft vor uns haben, die erst im Entstehen ist. Erinnerst du dich noch des Grundsazzes, den sie, bei dem Vertrage zur Sicherung des Eigenthums, zum Grunde legte?

Wilhelm. Ein jeder solle ein Eigenthumsrecht an dem haben, worauf er, ohne Beeinträchtigung der übrigen Gesellschaft, seine Körper- oder Geisteskräfte verwandt habe.

Rüdiger. Und nun bitte ich dich, mir den natürlichen Zusammenhang zu zeigen, nach welchem der Sohn Anspruch auf das machen kann, worauf der Vater seine Kräfte verwandt hat.

Wilhelm. Ich dächte doch, mein Vater.

Rüdiger. Nun, du machst mich in der That neugierig.

Wilhelm. Der Sohn hat doch sein Leben, seine Kräfte — ursprünglich von dem Vater. Die Lebenskräfte des Vaters dauren also gleichsam in dem Sohne, und mit diesem die Existenz desselben, in dem Sohne fort. Der Sohn ist gleichsam nur eine Modifikation seines Vaters. Wenn also das Eigenthum von der Anwendung der Kräfte abhängt; so muß der Sohn so gut ein Anrecht darauf haben als der Vater.

Rüdiger. Dieß mag ganz wizzig seyn, lieber Wilhelm, aber für etwas mehr würdest du es doch wohl schwerlich selbst ausgeben wollen. Wenigstens zweifle ich sehr, daß diese Deduktion dem einfältigen Nachbar und auch selbst den klügsten Vätern dieses Völkleins einleuchten würde. Man würde sagen: wenn der Mensch todt ist, so sind auch seine Kräfte zerstört, sein Eigenthumsrecht hört auf, seine Besizzungen sind wieder res nullius geworden.

Wilhelm. Dagegen zweifle ich aber, daß der Sohn sich dieß so leicht würde gefallen lassen. Da er doch der nächste ist, so wird er auch zuerst des Vaters Eigenthum in Besiz nehmen und da er auch oft der Stärkere seyn kann, oder mehrere Söhne sich vereinigen werden, das väterliche Erbe gegen anderweitige Anmaßungen zu vertheidigen; so werden die Kinder doch gewiß größtentheils im Besiz des Eigenthums ihres Vaters bleiben.

Rüdiger. Sehr wahrscheinlich; aber wie du siehst, nicht vermöge eines Vertragsrechts, wodurch der Besiz gesichert wird; sondern vermöge des Menschenrechts an eine res nullius. Dieß behält aber auch ein jedes anderes Mitglied dieser Gesellschaft und du siehest leicht, was dieß für Folgen haben werde.

Wilhelm. Ohnzweifel Streit und Zank; weil jeder andere sein Menschenrecht üben wird, sobald sich ihm die Gelegenheit dazu darbietet.

Rüdiger. Ohnfehlbar. Das Bedürfniß der Ruhe und innern Sicherheit wird also wieder fühlbar, und dieß nach und nach zu einem neuen Vertrage führen. Doch kann auch noch eine andere Betrachtung hier mit eintreten.

Wilhelm. Und die wäre?

Rüdiger. Wird es den Kindern immer gelingen, sich in den Besiz des Eigenthums ihres Vaters zu sezzen, oder sich darin zu erhalten?

Wilhelm. So bald sie schwächer sind, als die Uebrigen, welche Ansprüche darauf machen, und keine Unterstüzzung haben, schwerlich —

Rüdiger. Sag lieber, gewiß nicht. Und wann wird dieser Fall ganz unfehlbar eintreten?

Wilhelm. Wenn der Vater ehr stirbt, ehe die Kinder erwachsen sind. —

Rüdiger. Und was für Mitglieder, haben wir angenommen, werden sich insbesondere damit abgeben, das hinterlaßne Eigenthum Verstorbener in Besiz zu nehmen?

Wilhelm. Träge und Dumme.

Rüdiger. Also ohnzweifel wohl die schlechtesten Mitglieder der Gesellschaft. Aber warum nicht auch der Fleissige und Kluge?

Wilhelm. Ja, das ist wahr, dem kann es eben so gut einfallen. —

Rüdiger. Erinnere dich, daß wir hier noch immer von Grundstükken und Vieh reden. Anderes Eigenthum, als eine selbst gezimmerte Wohnung, selbst bebaueter Akker, selbst auferzogenes Vieh und selbst verfertigte Kleidung, kennt unsere Gesellschaft noch nicht. —

Wilhelm. Gut. Aber ich sehe nicht, warum der Fleissige nicht auch hierin sein Eigenthum sollte vergrößern wollen?

Rüdiger. In dem Falle freilich, wenn er noch nicht genug hat?

Wilhelm. Und wenn ehr wird er genug haben?

Rüdiger. Wenn seine Kräfte nicht weiter zureichen, um Nuzzen daraus zu ziehn. —

Oder

Oder glaubst du, daß man ihm ein Ueberflüßiges Stük Akker lassen würde?

Wilhelm. Nein gewiß nicht; denn das ist ihm nur als ein Eigenthum zugesichert, worauf er seine Kräfte, zu seinem Nuzzen, verwendet.

Rüdiger. Ganz richtig, du siehst also, daß doch immer, in den meisten Fällen, jene Besiznehmer träge, und also schlechte Mitglieder der Gesellschaft seyn würden. Nun wird es dir leicht seyn die Bemerkungen aufzufinden, welche dadurch in den übrigen Mitgliedern gar leicht erregt werden müssen.

Wilhelm. Sie werden finden: daß der Fleißige und Kluge, vor dem Dummen und Trägen, nichts mehr voraus habe; weil dieser durch Ansichreissen eben so viel Eigenthum erwerben kann, als jene, durch Arbeit und Industrie. —

Rüdiger. Ganz richtig; allein, was wird aus den Kindern derer werden, deren Eigenthum sich Andere bemächtigten?

Wilhelm. Sie werden entweder verhungern, oder andern zur Last fallen. —

Rüdiger. Und da wir nun annehmen dürfen, daß die Gesellschaft den Werth brauchbarer Mitglieder schon kennet, und also gegen diese Alternative nicht gleichgültig seyn kann; so wird sie, dieselbe mit dem Bedürfniß der Ruhe

und der ungebührlichen Begünstigung der schlechteren Mitglieder zusammengenommen, aufs neue einen Vortrag machen, daß jedesmal das Eigenthum des Vaters auch den Kindern gesichert bleiben solle. Jeder begiebt sich hier wiederum eines Theils seiner Menschenrechte; und die, welche sich dazu nicht verstehn wollten? —

Wilhelm. Würde die Gesellschaft wahrscheinlich lieber ausstoßen, als jene Unordnung noch länger dulden.

Rüdiger. Und so hättest du denn die Entstehung des Erbeigenthums, allein auf nähere Einschränkung der Menschenrechte gegründet. Noch Eins werden wir indessen hiebei zu bestimmen haben. Was meinst du? begnügte man sich in diesem Vertrage wohl damit: Kinder sollen das Eigenthum ihres Vaters, ebenfals als Eigenthum besizzen?

Wilhelm. Ich glaube nicht, denn es können ja unter Kindern ähnliche Unordnungen eintreten.

Rüdiger. Und welche zum Beispiel? —

Wilhelm. Wenn mehrere Kinder da sind, so kann es unter ihnen Streit sezzen; wenn einige erwachsen, andere unmündig sind, so können die Erwachsenen die Unmündigen verdrän-

gen, oder ihnen doch unrecht thun. — Oder der eine wäre fleißig, der andere Träge; der Fleißige müste also den andern mit übertragen. —

Rüdiger. Was würdest du nun etwa, um diesen und ähnlichen Unordnungen vorzubauen, für eine allgemeine nähere Bestimmung, dem Erbeigenthums-Vergleiche hinzufügen?

Wilhelm. Ich würde festsezzen: alle Kinder sollten, sogleich nach dem Tode ihres Vaters, ohne Unterschied des Alters, oder anderer Verhältnisse, zu gleichen Theilen gehn.

Rüdiger. Dieß will ich also als eine wesentliche Bestimmung annehmen, und dieß wird nun wieder gar leicht darauf führen, wie aus Gleichheit nothwendig Ungleichheit entstehen müsse. —

Wilhelm. Ich sehe dieß noch nicht. In diesem Falle könnte doch keiner dem andern weiter übervortheilen. —

Rüdiger. Dahin wollte ich auch für izt nicht. Sag mir nur: würden alle Väter, bei ihrem Absterben, eine gleiche Anzahl Kinder hinterlassen?

Wilhelm. Nein gewiß nicht — Aber warum dieß?

Rüdiger. Wenn nun drei gleich fleißige und geschikte Hausväter, drei gleich große

Grundstükke, als Eigenthum ihren Kindern hinterließen, so würde doch daraus nicht nothwendig folgen, daß diese wieder gleichviel besizzen müsten?

Wilhelm. Freilich nicht; denn der eine kann ein Kind, der andere zwei und der dritte sechs hinterlassen haben. —

Rüdiger. Nach dem Erbvertrage bekommen aber alle gleichviel von dem väterlichen Erbe; folglich wird der Sohn von Eins, mehr haben, als die Söhne von Zwei und diese wieder weit mehr, als die Söhne von Drei. — Nun gehn wir noch einen Schritt weiter. Der Verstorbene Eins und sein Sohn hatten gerade so viel, von ihrem Akker und ihrem Viehe, als sie beide zur Nahrung und Kleidung gebrauchten. Der Vater stirbt, der Sohn braucht deßhalb nicht mehr; gleichwohl bleibt alles sein Eigenthum, da seine Kräfte hinreichen, seinen Akker zu bestellen, und sein Vieh zu besorgen. Kanst du mir den Zustand angeben, in welchen dieser von Jahr zu Jahr mehr gerathen wird?

Wilhelm. In den Zustand des Ueberflusses —

Rüdiger. Ganz richtig. Wir kommen izt zu den Söhnen des verstorbenen Zwei. Ihr Grundstük und ihr Vieh hatte, bei Lebzeiten ihres Vaters und ihrer Mutter, sie alle viere

genährt und gerade hingereicht; beide starben, und nun hatte anfangs ein jeder der Söhne mehr als er brauchte. Nicht wahr?

Wilhelm. Ja, weil er auch das hatte, wovon bisher noch zwei Personen leben musten.

Rüdiger. Allein, wir wollen annehmen, daß diese Familie sich hatte manche Bequemlichkeit entziehen müssen, und daß nun ein jeder Sohn eine Veränderung in seiner Lebensweise vornimmt; — z. B. daß er heirathet; — werden auch diese Beiden sich, wie der Erste, in dem Zustande des Ueberflusses befinden?

Wilhelm. Nach dieser Voraussezzung nicht — und wenn sie Kinder zeugen, noch weit weniger. —

Rüdiger. Sie werden indessen, zu der Bestreitung ihrer Bedürfnisse, ausreichen, und laß uns dieß, so wie den Zustand jenes Ersteren wohl bemerken. Wir kommen izt zu den sechs Kindern des Erblassers Drei. Dieser hatte mit seinen sechs kleinen Kindern, nur unter manchen Entbehrungen, von seinem Eigenthume leben können. Sie wachsen heran. Das Sechstheil des Eigenthums reicht schon nicht mehr hin einen jeden allein zu nähren. Er will nun aber auch ein Weib nehmen, Kinder zeugen, und wird auch diese ernähren müssen. — Wie muß es mit diesen über kurz oder lang stehn? —

Wilhelm. Schlecht. Er wird an Allem Mangel leiden.

Rüdiger. Stelle nun alle drei noch einmal neben einander.

Wilhelm. Ueberfluß — nöthiges Auskommen — Mangel — Ha! ich sehe —

Reichthum — Wohlhabenheit — Armuth —

Rüdiger. Siehst du nun, mein Sohn, Ungleichheit aus Gleichheit.

Wilhelm. Freilich wohl, in gewissem Betracht; aber ich kann doch noch sagen: Gleichheit in Ungleichheit. Alle diese genossen doch noch völlig auf gleiche Weise ihrer Menschenrechte, so weit sie sich derselben nicht begeben haben. —

Rüdiger. Und bis izt haben sich alle derselben nur auf gleiche Weise begeben! Ganz richtig, mein Sohn. Allein, ich glaube, wir werden bald auch hier einen Unterschied wahrnehmen. Wenn wir nun etwa wieder ein hundert Jahre später zu unserm Völklein zurükkommen. —

Wilhelm. Wie sollte dieß zugehn? —

Rüdiger. Sehr natürlich. Wir bedürften vielleicht nicht einmal eines so großen

Zeitraums. Nim an, daß einer von den sechs Kindern des Erblassers Drei neben dem Sohne des Erblassers Eins wohnte. Er litte täglich mehr Mangel, er sah, sein Nachbar hatte mehr, als er brauchte; er bat ihn daher: von seinem Ueberflusse ihm Etwas abzugeben. Der Nachbar, ein Geizhals, verweigert dieß; sollte er ihn mit Gewalt dazu bringen?

Wilhelm. Daran kann er nicht denken, denn die Gesellschaft sichert das Eingenthumsrecht.

Rüdiger. Nun bemerkt er, daß dem Nachbar es herzlich sauer wird, alle erfoderliche Arbeit, für sein Vieh und auf seinem Akker, zu verrichten; er hingegen hat Kräfte und Zeit überflüßig: wohin konnte und muste ihn diese Bemerkung mit der Zeit führen?

Wilhelm. Etwa auf die Idee, dem Nachbar vorzuschlagen: er wolle einen Theil seiner Arbeit übernehmen, dafür solle der Nachbar ihm einen Theil seines Ueberflusses zukommen lassen.

Rüdiger. Oder mit andern Worten: er überläßt jenem einen Theil seiner Kräfte, verpflichtet sich, diesen Theil ganz und gar zum Nuzzen und nach der Willkühr jenes zu verwenden; thut also für sich auf die willkührliche Anwendung dieser Kräfte verzicht. — Dieß ist der Nachbar zufrieden: sie werden dahin ihres

Handels eins, daß dieser zwar alle Nuzzung seines Akkers, oder seines Viehs, als sein Eigenthum, einnimmt; gleichwohl nachher, einen Theil seines Ueberflusses, dem andern für die Kräfte und Zeit überläßt, die er auf die Producirung und Wartung verwandt hat. Ist hier noch völlige Gleichheit der Menschenrechte?

Wilhelm. Wohl nicht. —

Rüdiger. Worin wird denn die Ungleichheit bestehn?

Wilhelm. Darin, daß der eine für den andern arbeitet, jener aber nicht für diesen arbeitet, sondern ihn für seine Arbeit bezahlt.

Rüdiger. Ich würde mich darüber so ausdrükken: der eine hat sich dadurch eines grössern Theils seiner Menschenrechte begeben, als der andere, daß er sich anheischig gemacht hat, diesen bestimmten Theil seiner Kräfte, nur zum Nuzzen des andern, zuverwenden; — der andere hingegen disponirt über alle seine Kräfte nach wie vor, nach freier Willkühr, ganz allein zu seinem eigenen Nuzzen; so wie es, nach dem allgemeinen Gesellschaftsvertrage, einem jeden Mitgliede, und bisher also diesen Armen so gut, als dem Reichsten zukam. Hälst du dieß für eine wesentliche Ungleichheit? —

Wilhelm. Allerdings. Hier ist sehr wesentliche Ungleichheit. Auch sehe ich, wie dieß zu dem Unterschiede des äussern Verhältnisses, zu Ungleichheit der Stände führen muß.

Rüdiger. Gleichwohl entstand diese Ungleichheit aus völliger Gleichheit und, was noch mehr ist, war eine nothwendige Folge derselben. Oder weißt du ein Mittel anzugeben, wie sie hätte verhindert werden können?

Wilhelm. Ich sehe keines, unter den Umständen, die wir vorausgesezt haben.

Rüdiger. Du äussertest vorhin: es müsse hierdurch auch Ungleichheit in den äussern Verhältnissen dieser beiden, an sich gleichen, Gesellschafts-Glieder entstehn. Kann man das Nähere erfahren, was du dir dabei dachtest?

Wilhelm. Ich meinte, der eine würde dem andern unterwürfig werden.

Rüdiger. Wie so? Er ist ja völlig so frei, als jener, er hat ihm ja nur einen Theil seiner Kräfte überlassen? —

Wilhelm. Er hat sich aber auch für dieselben der Willkühr, sie zu verwenden, begeben; muß sie also so verwenden, als jener es für gut befindet; — muß also ihm gehorchen; ist also abhängig von ihm.

Rüdiger. Aber doch nur, in der Zeit und in Rüksicht der Kräfte, für welche er sich des Rechts der willkührlichen Verwendung, begeben hat.

Wilhelm. Ach! das wird sich auch bald weiter ausdehnen —

Rüdiger. Wie so? Bis dahin geht doch nur ihr Vertrag.

Wilhelm. Das wohl; aber wenn der Reiche von dem Armen etwas verlangt, was nicht mit in dem Vertrage steht, und der Arme weigert sich; so sagt dieser: ich will den ganzen Vertrag aufrufen. So sieht sich denn der Arme genöthigt, auch darin nachzugeben. Der Reiche kann ihn entbehren, aber er nicht den Reichen.

Rüdiger. Und wie würdest du diese nothgedrungene Nachgiebigkeit und Unterwerfung seines Willens weiter den Willen des andern nennen?

Wilhelm. Dienstbarkeit vielleicht? —

Rüdiger. Unterwürfigkeit, würde ich lieber sagen, obwohl diese geradezu zur Dienstbarkeit führt. Denn nun laß nur noch den Reichen wieder nur Einen Sohn nachlassen, den Armen aber wieder deren sechs; so wird einem jeden von diesen sechsen, die fast gar kein Eigenthum haben, nichts übrig blei=

ben, als zu dem Reichen zu sagen: ich will dir alle meine Kräfte und meine Zeit verhandeln, gib du mir dafür so viel, daß ich alle Bedürfnisse bestreiten kan. Der andere geht dieß ein; dieser unterwirft also alle Kräfte der Willkühr des andern; dahingegen jener Zeit, und Kräfte nach wie vor völlig nur seiner eigenen Willkühr unterwirft. Hier hast du Dienstbarkeit und wieder die höchste Ungleichheit aus der vollkommensten Gleichheit.

Wilhelm. Ich sehe es ein. Nur ist dieß wohl noch nicht die höchste Ungleichheit, diese bleibt doch für die Leibeigenschaft.

Rüdiger. Und sind wir weit davon?

Wilhelm. Ich dächte doch, mein Vater, daß noch ein großer Unterschied unter freiwilliger Ueberlassung der Kräfte und dem Anrechte an der Person statt fände. Dieß lezte kann doch wohl nur durch Gewaltthätigkeit und Unterdrückung erworben werden.

Rüdiger. Unterdrückung mögen wir es immer nennen; allein das hindert nicht, ebenfalls hier die nothgedrungen freiwillige Ueberlassung und Verzichtleistung auf seine Menschenrechte anzunehmen, die wir bei der Dienstbarkeit, als die Grundlage derselben, aufgefunden haben.

Wilhelm. Wie ist es denkbar, daß sich ein Mensch freiwillig in Leibeigenschaft begiebt? —

Rüdiger. Vergiß nicht meines Zusazzes: nothgedrungen freiwillig und merke, um diesen anscheinenden, oder wirklichen Widerspruch zu lösen, auf folgende Voraussezzung. Ich nehme an, daß wir wieder funfzig oder hundert Jahre später zu diesem Völkgen zurükkehren, und ich bin überzeugt, aus der Dienstbarkeit, die wir in demselben zurük liessen, ist nun Leibeigenschaft geworden.

Wilhelm. Ich bin begierig zu sehn: Wie? Denn noch kann ich es nicht entdekken.

Rüdiger. Nimm nur an, daß die Vergeltung die der Arme von dem Reichen, für seine Arbeit, erhält, nicht hinreicht, alle seine Bedürfnisse zu bestreiten, oder daß irgend ein Zufall — ein Mißwachs — eine größere, als die gewöhnliche, Konsumtion erfodert. Will er nicht verhungern, — oder das kleine Stükgen Akker, was ihm etwa noch als Eigenthum übrig ist, unbestellt liegen lassen; welcher Weg kann ihm übrig bleiben?

Wilhelm. Sich an den Reichen zu wenden, und von diesem sich einen Vorschuß auf seine Arbeit auszubitten. —

Rüdiger. Das wird freilich das erste seyn, was er thun kann; allein, wenn dieß nun schon geschehn, und sein Bedürfniß dadurch noch nicht befriedigt ist?

Wilhelm. So wird ihm der Reiche einen Theil seines Ueberflusses schenken.

Rüdiger. Wenn er dächte, wie du, mein guter Wilhelm, so würde er es freilich thun. Allein, wenn er nun die Gefühle und Gesinnungen nicht kennt, aus welchen diese Handlung der Menschlichkeit allein hervor gehn kann; — was wird dann seine Frage an den Armen seyn?

Wilhelm. Woher willst du mir es wieder bezahlen?

Rüdiger. Hat der Arme nun noch ein kleines Eigenthum, so kann er ganz natürlich auf die Gedanken gerathen, dem Reichen vorzuschlagen: er solle das erste Anrecht, an der nächsten Aernte, haben und sich von dieser wieder bezahlt machen; oder wenn dieß nicht hinreiche, und er nicht bezahlen könne, auch das Recht haben, seine Kuh ꝛc. — sich zuzueignen.

Wilhelm. Dieß wäre allerdings schon sehr hart; allein hier ist doch immer noch keine Leibeigenschaft. —

Rüdiger. Gleichwohl bedürfen wir nur noch eines Schritts, und wir sehn sie vor uns.

Nimm nur an, daß der Arme gar kein Eigenthum besizt, oder daß es schon verpfändet ist. Die Noth wird immer dringender. Er muß wieder borgen, und da er nichts zum Pfandschilling, als seine Kräfte hat, der Vertrag der Dienstbarkeit, aber wieder aufgehoben werden konnte; so wird der Reiche nun zu seiner Sicherheit verlangen: daß sich der Arme, des Rechts, den Vertrag der Dienstbarkeit aufzuheben, begeben, ihm also auf Lebenslang dienstbar seyn solle.

Wilhelm. Dieß ist aber eine entsezliche Härte von dem Reichen.

Rüdiger. Gleichwohl schüzt er sich doch immer damit, daß der Arme diesen Vertrag freiwillig geschlossen habe; auch ist es bei weiten noch nicht das Aeusserste, wohin er es treiben kann und auch sicher treiben wird.

Wilhelm. Was kann ihm noch übrig seyn! Er hat sich ja nun schon der Person des Armen bemächtigt. Denn da sich dieser verpflichtet hat, ihm Lebenslang dienstbar zu seyn; so hat er ja jede Willkühr, auch den kleinsten Theil von Freiheit, aufgegeben.

Rüdiger. Das ist gewiß genug; eben so gewiß, als diese Knechtschaft aus der vollkommensten Freiheit und Gleichheit ganz natürlich hervorgegangen

ist. Aber selbst der lebenslängliche Dienst ist dem geizigen Reichen noch nicht Sicherheit genug; der Arme kann ja Morgen sterben, und wer bezahlt ihm dann seinen Vorschuß? Dieß führt zu einer neuen Vorsorge. Der Arme hat ein Weib, er hat Kinder. —

Wilhelm. Ich merke, Weib und Kind werden sich verpflichten müssen: auf den Fall, daß der Mann, der Vater stirbt, in seine Stelle zu treten und die lebenslängliche Dienstbarkeit zu übernehmen.

Rüdiger. Und laß nun den Armen sterben; laß das Kind unmündig seyn, und also selbst noch einen Aufwand erfodern, eh es im Stande ist, die Schuld seines Vaters abzuarbeiten; laß es selbst also eine neue persönliche Schuld auf sich laden, so daß auch, sein Leben nicht hinreicht, diese, in Verbindung mit der seines Vaters, abzutragen — und du hast die erbliche Leibeigenschaft so ganz und bar als sie nur gedacht werden kann.

Wilhelm. Gleichwohl bleibt dem Armen noch immer die Möglichkeit, für sich und seine Kinder, einmal wieder daraus erlöst zu werden.

Rüdiger. Die Möglichkeit freilich, aber auch nicht viel mehr als diese und auch am Ende diese kaum mehr. Gesezt, er käme auch

nach mehreren Generationen in den Stand, die Schuld abgearbeitet zu haben; so treten dann verschiedene, ebenfalls sich von selbst und gleichsam nothwendig einfindende Umstände ein, die ihm, wie Fesseln anliegen, und der Kraft und selbst des Willens, oder doch der Gelegenheit, die Kraft anzuwenden, berauben.

Wilhelm. Und die wären? —

Rüdiger. Um diese Zeit wird doch der Reiche, der den Vergleich einging, auch wahrscheinlich nicht mehr leben?

Wilhelm. Wohl wahrscheinlich nicht mehr.

Rüdiger. Woher will nun der Arme beweisen, daß seine Schuld abgetragen sey? Die ganze Sache ist ohnzweifel vergessen; — oder der erste Reiche hat die Klausel gemacht: wenn sie dann und dann noch nicht getilgt wäre, solle sie nie getilgt werden können. — Auf diese und ähnliche Weise findet sich Vergährung ein. Beide Theile wissen es nicht, daß es jemahls anders gewesen sey, und folglich kann es auch nicht anders seyn. Aber wir wollen selbst annehmen, daß der Arme wohl wüste: der Zeitraum der erblichen Knechtschaft sey abgelaufen; er soll auch selbst im Stande seyn, dieß nöthigen Falls beweisen zu können. Was wird er nun an-

anfangen, wenn er wieder frei ist? Leidet er izt weniger Mangel, als sein Urgroßvater?

Wilhelm. Das nicht; allein er kann sich doch, auf andere Bedingungen, in Dienst geben. —

Rüdiger. Wie aber, wenn es nun unter den Reichen schon zur Gewohnheit oder zu einem förmlichen Vertrag gediehen ist: auf keine andere, als diese Bedingungen, Dienstleute anzunehmen und er, in seinem bisherigen Zustande, seine Bedürfnisse befriedigte? —

Wilhelm. Dann wird er es freilich am bequemsten finden, das Verhältniß zu lassen, wie es ist und —

Rüdiger. Den Zeitpunkt und mit ihm das Recht, jemahls wieder in den Besiz seiner Menschenrechte zu treten, vorübergehn lassen. Doch kann ihm vielleicht noch ein anderer Ausweg offen stehn, wenigstens eine Veränderung in seinem Zustande der Leibeigenschaft zu bewirken, die ihm doch etwas mehr Schein persönlicher Freiheit gewehrte. Es mag um diese Zeit in dieser Gesellschaft, entweder durch nach und nach eingeschlichne Observanz, oder durch einen Vertrag derer, die noch in dem völligen Gebrauch

hrer Menschenrechte sind, eingeführt seyn, daß ein Jeder auch ein grösseres Grundstük solle besizzen können, als er zu bearbeiten im Stande ist. Einer, welcher dergleichen besizt und nicht Lust hat, sich selbst auch nur um die Details seiner Wirthschaft zu bekümmern, gebt seinem Leibeigenen das Grundstük; unter der Bedingung, daß es ihm eigenthümlich bleibe, und dieser es nur bewirthschafte, oder es für ihn bearbeite. — Mehrere arme Freie, die genöthigt sind, sich in Leibeigenschaft zu begeben, treten, unter diesen oder ähnlichen Bedingungen, in ähnliche Verhältnisse. Die Reichen werden immer bequemer, der Armen finden sich immer mehrere an; der Bedingungen werden immer mannigfaltigere ersonnen; bei allen aber macht die Reservation des Eigenthums = Recht, an dem Grundstük und der Person des Armen, auf Seiten des Reichen; und die nothgedrungene, gleichwohl freiwillige Verzichtleistung auf seine Menschenrechte, auf Seiten des Armen, die Grundlage dieses Vertrags aus.

Noch ist in dieser Gesellschaft keine offenbare Gewalthätigkeit vorgefallen; von Macht noch nicht die Rede gewesen, und doch hast du

hier, mein Sohn, die natürliche Entstehung des Lehnssystems, aus der völligen Gleichheit. So sieht es nach drei, vier Jahrhunderten unter demselben Volke aus, wo, bei seiner Entstehung, die uneingeschränkteste Freiheit und Gleichheit, der völlig gleiche Gebrauch aller Menschenrechte, herrschte.

Fünftes Gespräch.

Fortsezzung des Vorigen.

Wilhelm. Du hast in dem vorigen Gespräche, mehr als einmal, ausdrüklich darauf hingewiesen, Vater, daß bisher noch gar keine offenbare Gewaltthätigkeit vorgefallen sey. — Wie du die Sache dargestellt hast, erscheint es freilich so. Mir kommt es indeß doch unwahrscheinlich vor, daß nicht die Reichen schon weit früher gegen die Armen sich dergleichen sollten erlaubt haben.

Rüdiger. Auch würde ich alle Erfahrung wider mich haben, wenn es mir je einfallen könnte, dergleichen im Ernst zu behaupten. Ich wollte dich bisher nur aufmerksam darauf machen: wie, auch ohne alle offenbare Gewaltthätigkeit, Ungleichheit in der Einschränkung der Menschenrechte, selbst bis zu dieser Extremität, aus der vollkommensten Gleichheit, nach und nach hervorgehn könne und müsse. Nun werden wir allerdings einige Schritte wieder zurük zu gehn haben, um die übrigen Verhältnisse der Gesellschaft successiv beobachten zu können. Wennehr glaubst du, daß Gewaltthätigkeiten in der Gesellschaft ihren Anfang nehmen mußten.

Wilhelm. Ich denke, so bald der Unterschied zwischen Reichen und Armen entstand.

Rüdiger. Und die Ursach? Der Arme hatte doch damals noch keins seiner Menschenrechte aufgeopfert.

Wilhelm. Eben deswegen suchte sie ihm der Reiche mit Gewalt zu rauben, oder ihn doch ihn in dem Gebrauche derselben einzuschränken.

Rüdiger. Wie konnte er dieß aber bewerkstelligen, da nur noch Kräfte des Körpers oder des Geistes das Uebergewicht gaben und diese sich bei dem Armen eben so gut fanden, als bei dem Reichen; der Armen überdem noch gar bald mehrere werden mußten, als der Reichen. —

Wilhelm. Das wohl. Das Bedürfniß der Armen, machte sie aber auch gar bald, wenigstens größesten Theils, abhängig von den Reichen. Die Kräfte der Armen standen größesten Theils den Reichen zu ihren Absichten zu Gebot; denn jene konnten nur von diesen ihren Unterhalt erwarten.

Rüdiger. Wenn sich aber die Armen zusammen gethan hätten, um sich gemeinschaftlich den Gewaltthätigkeiten der Reichen entgegen zu sezzen; so würden doch ihre Kräfte, die jener weit überwogen haben.

Wilhelm. Daran war vielleicht deshalb nicht zu denken, weil sich schon jeder Arme hie oder da an einen Reichen verdungen hatte, oder

doch nur dahin bedacht war, sich für seine Person, gegen die Gewaltthätigkeiten eines einzelnen Reichen zu schüzzen.

Rüdiger. Ich will das gelten lassen. Allein wir haben uns nun schon mehrere male des Ausdruks, Gewaltthätigkeit, bedient, und zwar so, als ob die erste Uebung derselben, in der Gesellschaft eine wichtige Epoche gemacht hätte. Würde es nicht gut seyn, ehe wir weiter gehn, den Sinn desselben genau zu bestimmen? Was denkst du dir darunter?

Wilhelm. Gewaltthätigkeit? — Ist es nicht ein unrechtmäßiger Gebrauch der Gewalt? —

Rüdiger. Aber nun wirst du wieder erklären müssen: was Gewalt sey?

Wilhelm. Vielleicht das Vermögen, die Uebung der Menschenrechte anderer Individuen einzuschränken —

Rüdiger. Und wenn ehr würde diese unrechtmäßig seyn?

Wilhelm. Sobald sie nicht durch die freie Willkühr dessen bestimmt ist, der diese Einschränkung erfahren muß.

Rüdiger. Ein Beispiel würde mir dieß in einem lebhafteren Lichte zeigen.

Wilhelm. Z. B. Es befänden sich zwei in dem Zustande der Dienstbarkeit. Der erste

habe sich aus freier Willkühr in diesen Zustand begeben; — habe dem Reichen selbst den Antrag dazu gemacht. Nun aber ginge der Reiche, mit seinem Sohne und diesem Dienstmanne zu dem Zweiten, überfielen ihn und drohten: ihm das Leben zu nehmen, dafern er sich nicht ebenfalls verpflichtete, seine Kräfte, ohne fernere Willkühr, dem Reichen von nun an ganz ausschliessend zu widmen.

Rüdiger. Ganz richtig. Einfacher ist vielleicht noch das Beispiel: wenn der Starke dem Schwachen eine Last auflegt und ihn, durch das Uebergewicht seiner Kräfte, zwingt, sie einen gerade entgegengesezten Weg zu tragen, als der Schwache zu gehn sich vorgesezt hatte. Beispiele dieser Art sind leider unzähliche. — Nach dieser Voraussezzung wird uns nun nichts weiter auf dem Wege unserer Beobachtung aufhalten. Doch hier werde ich einen heftigen Zank und dort gar eine Schlägerei gewahr: laß uns nach der Ursach derselben forschen.

Wilhelm. Vielleicht ist es eine Gewaltthätigkeit?

Rüdiger. Ja, es hat ein Reicher, seinem armen Nachbar die einzige Kuh, von der Weide geholt. Dieser hat sich zur Wehr gesezt; weil er sich ohne dieselbe in Gefahr befindet zu verhungern. Da nun auch manche Wohlhabende schon oft, den Gewaltthätigkeiten dieses Rei-

chen ausgesezt gewesen sind; so haben sich mehrere, zum Beistande des Armen, vereinigt; der Reiche hat ebenfalls einen Troß Dienstleute und anderer, die, auf irgend eine Weise, sich von seinem Ueberflusse nähren, zusammen gebracht, und so ist diese heftige Schlägerei entstanden, deren es schon seit längerer Zeit täglich giebt.

Wilhelm. Warum tragen sie denn dergleichen Händel nicht der Obrigkeit vor? —

Rüdiger. Vermuthlich kennen sie eine solche Einrichtung noch nicht; ich denke indeß, diese Unordnungen werden sie wohl auf diesen Begrif führen. Gesezt nun sie ordneten dergleichen an, was könnten sie für eine Absicht dabei haben?

Wilhelm. Um Zank und Streit, um Gewaltthätigkeiten zu vermeiden.

Rüdiger. Dieß heißt, in Anwendung auf die Uebung der Menschenrechte?

Wilhelm. Um darüber zu halten, daß niemand, in der Uebung seiner Menschenrechte, weiter eingeschränkt werde, als er es selbst freiwillig zugestanden hat.

Rüdiger. Dieß und dieß allein ist ihr Zwek; ganz richtig, mein Sohn. Sieh nun diesen Ursprung der Obrigkeit noch einmal etwas genauer an. Was ist die Veranlassung dazu? — Wo findest du ihn? Etwa in dem dermalichen Zustande der Gesellschaft?

Wilhelm. Allerdings in ihrem Bedürfnisse nach Ruhe und innerer Sicherheit.

Rüdiger. Also in dem Bedürfnisse der Gesellschaft. Wie, wenn nun keine Gewaltthätigkeiten entstanden, oder zu fürchten gewesen wären, würde man dann eine Obrigkeit erwählt haben?

Wilhelm. Nein, ich wüßte nicht warum?

Rüdiger. Etwa aus Bedürfniß der Obrigkeit?

Wilhelm. Ich verstehe dich nicht, Vater?

Rüdiger. Ich meine, ob es nicht vielleicht denkbar wäre, daß eine Gesellschaft eine Obrigkeit bestellte, der Obrigkeit wegen?

Wilhelm. Nimm mir es nicht übel, Vater, dieß scheint mir eben so wenig Sinn zu haben, als deine vorige Aeusserung.

Rüdiger. So nimm den Fall: es gingen einige aus dieser Gesellschaft zu einer andern, die das Bedürfniß, eine Obrigkeit zu haben, noch nicht empfunden hätten, und diese trügen nun der Gesellschaft vor: sie hätten Lust ihre Obrigkeit zu werden, weil einer Obrigkeit von allen gehorcht würde, und sie gute Einkünfte hätte. Da sie nun einen Drang fühlten zu be-

fehlen und einen Trieb, die Einkünfte zu haben; also das Bedürfniß fühlten, Obrigkeit zu seyn; so riethen sie der Gesellschaft, sich ihnen als Unterthanen zu unterwerfen. Glaubst du, daß sich die Gesellschaft diesen Vorschlag würde gefallen lassen?

Wilhelm. Ich glaube, sie würde über diese seltsame Prätension lachen, und jenen den Rath geben, dieselbe Straße wieder aufzusuchen, welche sie zu ihnen geführt hatte.

Rüdiger. Gleichwohl rathe ich doch, dir diesen seltsamen Einfall zu bemerken. Wir kehren zu unserer Gesellschaft zurük, die sich izt eine Obrigkeit gewählt hat, weil sie fühlte, daß sie deren bedürfe. Und hier muß ich dich noch einmal um eine bestimmte Antwort bitten: ist nun diese Obrigkeit, dieser Gesellschaft wegen da? oder ist die Gesellschaft der Obrigkeit wegen da?

Wilhelm. Ich weis gar nicht, Vater, warum du dich hier, bei so sonderbaren Nebenfragen, aufhälst, die sich von selbst beantworten — die Gesellschaft hat die Obrigkeit gewählt, weil sie derselben bedurfte, folglich ist die Obrigkeit der Gesellschaft wegen da.

Rüdiger. Die Gesellschaft also auch wohl ehr da gewesen, als die Obrigkeit? —

Wilhelm. Nicht anders.

Rüdiger. Und wenn die Gesellschaft aufhörte, würde die Obrigkeit wohl ebenfalls aufhören?

Wilhelm. Ganz natürlich!

Rüdiger. Die Gesellschaft könnte also auch wohl wieder zusammen treten und sagen: wir wollen keine Obrigkeit mehr?

Wilhelm. Ohnstreitig; so bald sie das Bedürfniß nicht mehr fühlt, was sie veranlaßte, eine Obrigkeit einzusezzen.

Rüdiger. Die Obrigkeit könnte also wohl in diesem Falle nicht sagen: Weil ihr einmal eine Obrigkeit habt, so müßt ihr sie auch behalten, ihr mögt sie brauchen, oder nicht? Und wir wollen eure Obrigkeit bleiben, weil wir es einmal sind?

Wilhelm. Mir scheint dieß nicht einmal ein möglicher Fall zu seyn.

Rüdiger. Unter keinen Umständen?

Wilhelm. Nein, unter keinen — doch in dem Falle, wenn die Gesellschaft und die Obrigkeit dahin übereingekommen sind: daß die Gesellschaft diese Obrigkeit nie wieder abschaffen wolle.

Rüdiger. Diese Obrigkeit? — Was denkst du dir darunter?

Wilhelm. Diese jezt erwählten obrigkeitlichen Personen.

Rüdiger. Also wohl nicht diese Form der Obrigkeit?

Wilhelm. Nein, wie wäre das möglich, daß eine Obrigkeit darauf verfallen könnte, dergleichen Bedingungen zu machen.

Rüdiger. Warum nicht? —

Rüdiger. Was geht denn diese Personen, welche izt die Obrigkeit repräsentiren, es an, welche Form die Obrigkeit nach ihnen haben wird! Auch kann ja die folgende Generation der Gesellschaft es für gut befinden, eine andere einzuführen.

Wilhelm. Also glaubst du, daß die Form der Obrigkeit von dem Willen der Gesellschaft abhänge?

Wilhelm. Wenn die Existenz derselben von ihr abhängt, so dünkt mich, muß es ihre Form noch weit mehr.

Rüdiger. Das scheint zu folgen, und ich möchte hinzusezzen: wenn ich mir ein Kleid machen lasse, aus dem Gefühl des Bedürfnisses; so muß ich auch am besten beurtheilen können, durch welche Form des Kleides, meinem Bedürfnisse am sichersten abgeholfen werde.

Wilhelm. Und muß es ändern lassen, so oft mein Bedürfniß eine Veränderung erlitten hat.

Rüdiger. Dieß für izt bei Seite gesezt; so war es uns gegenwärtig nur darum zu thun: auf welche Weise und in welcher Form unter unserm Völkgen hier, die Obrigkeit entstehen konnte. Was meinst du: lassen sich wohl mehrere derselben denken?

Wilhelm. Ohnstreitig mehrere, was die Form anbetrift; aber wohl nur eine, in Rüksicht der Art und Weise, wie sie entstand.

Rüdiger. Und diese wäre?

Wilhelm. Die Obrigkeit wurde gewählt. Es mußte ja ein jeder, der sich seiner Menschenrechte noch nicht ganz begeben hatte — und mich dünkt du hast angenommen, daß dieß sich damals noch nicht ereignet habe — seine freie Zustimmung dazu geben.

Rüdiger. Das heißt: sich diese Einschränkung seiner Menschenrechte gefallen lassen. Oder wär eine solche Einschränkung nicht erfoderlich?

Wilhelm. Allerdings. Denn bisher hat ja ein jeder das Recht, für sich alle seine Kräfte nach Willkühr zu üben.

Rüdiger. Und dieß hört mit der Wahl der Obrigkeit auf?

Wilhelm. Es erhält wenigstens eine größere oder geringere Einschränkung, je nachdem der Obrigkeit mehr oder weniger Macht übertragen worden.

Rüdiger. Wirst du nicht im Stande seyn mir den allgemeinen Begrif anzugeben, der diese Einschränkung bezeichnet.

Wilhelm. Gehorsam, denke ich —

Rüdiger. Gehorsam und mit diesem wird wahrscheinlich der Grundsaz untergelegt seyn: daß von nun an die Obrigkeit allein bestimme, wie weit ein jeder den Gebrauch seiner Menschenrechte einschränken solle oder nicht?

Wilhelm. Ich zweifle: ob dieß gleich anfangs der Fall seyn würde. Vielmehr, glaube ich, würde die Obrigkeit anfangs keine andere Auktorität haben, als darauf zu achten, daß jeder in dem Besiz seines Eigenthums gesichert werde.

Rüdiger. Das kann ich zugeben; aber wird es lange hiebei bleiben können? Würden nicht gar bald Fälle eintreten, wo das Bedürfniß wieder eine größere Ausdehnung der obrigkeitlichen Gewalt herbeiführt?

Wilhelm. Ich glaube wohl.

Rüdiger. Und welche könnten diese seyn?

Wilhelm. Vielleicht, wenn das Eigenthumsrecht streitig wäre; so würde die Obrigkeit entscheiden müssen: wem es zukomme?

Rüdiger. Und dieß ist eine sehr wichtige Modifikation: anfangs war ihre Auktorität nur die eines Aufsehers und izt? —

Wilhelm. Die eines Richters.

Rüdiger. Und auch hiebei dürfte es wohl nicht lange sein Bewenden haben. Laß den Fall eintreten, daß ein Reicher sich dem Ausspruche der Richter nicht unterwerfen will, und auch Gewalt genug hat, seine Widersezlichkeit unterstüzzen zu können. — Wird nicht dadurch der Gesellschaft wiederum ein neues Bedürfniß fühlbar werden?

Wilhelm. Ohnzweifel, das der Zwangsmittel oder Strafen —

Rüdiger. Und so wird auch hieraus wieder eine dritte Modifikation der obrigkeitlichen Gewalt hervorgehn und die wäre?

Wilhelm. Das Strafamt.

Rüdiger. Stelle nun alles zusammen und sieh, ob meine vorige Aeusserung der Obrigkeit zuviel Ausdehnung einräumte?

Wilhelm. Aufseheramt — Richteramt — Strafamt durch den Ge-

horsam der Gesellschaft unterstüzt — freilich wird es hier nun schon ziemlich auf die Willkühr oder Erkenntniß der Obrigkeit ankommen: wie weit die Mitglieder der Gesellschaft ihre Menschenrechte üben sollen oder nicht.

Rüdiger. Bemerke dieß, mein Sohn, denn eh wir weiter gehn können, müssen wir izt erst wieder etwas nachholen. Du warst vorhin der Meinung, daß die Obrigkeit, in Absicht der Form, auf mehrere Weise hätte entstehen können. Bist du noch izt derselben Meinung, so sey so gut, dich etwas näher darüber zu erklären.

Wilhelm. Ich glaubte: es könnte diese Auktorität z. B. einer oder mehreren Personen; sie könnte den reichsten oder den klügsten — übertragen werden.

Rüdiger. Könnte es nicht auch der Fall seyn, daß aus allen Verhältnissen, auch selbst von den ärmsten Personen welche dazu gewählt würden?

Wilhelm. Ja das könnte auch wohl seyn. Ich glaube übrigens, daß dieß ganz von Zufällen abhinge.

Rüdiger. Von Umständen, würde ich lieber sagen. Gesezt, die Armen fühlten das Bedürfniß eine Obrigkeit zu haben so stark, daß sie dazu Veranlassung gaben. So würde

de dieselbe vielleicht aus lauter armen Mitgliedern der Gesellschaft bestanden haben?

Wilhelm. Wohl schwerlich aus lauter Armen! denn die Reichen würden schon Mittel gefunden haben, wenn sie die Wahl einer Obrigkeit nicht verhindern konnten, Antheil daran zu gewinnen.

Rüdiger. Das ist nicht unnatürlich und ich mögte noch hinzusezzen: die Armen mußten ihnen diesen Antheil gern zugestehen, weil der Einfluß der Reichen, die Auktorität der Obrigkeit sonst gar leicht würde geschwächt und sie vielleicht bald ganz unnüz gemacht haben. — Auf diese Weise würden also alle Mitglieder der Gesellschaft Antheil an der Obrigkeit oder Regierung genommen haben.

Wilhelm. Das ist einleuchtend.

Rüdiger. Wenn nun in der Folge Gelehrte unter diesem Völklein aufstanden und jedem Dinge seinen Namen zu geben beflissen waren; so würden sie ohnzweifel gesagt haben, unsere Obrigkeit ist, ihrer Form nach, eine Demokratie. Nimm nun aber den Fall, daß die Zänkereien der Reichen unter einander dieß Bedürfniß — und zwar den Reichen zuerst und am meisten fühlbar gemacht hätten, würde sich dann die Obrigkeit auf gleiche Weise geformt haben.

Wilhelm. Dann mögten wohl nur die Reichen daran Antheil genommen haben.

Rüdiger. Vorausgesezt, daß die Armen schon so abhängig von ihnen waren, daß sie sich ihren Gutbefinden nicht mehr widersezzen oder ihrer Widersezlichkeit keinen Nachdruk mehr geben konnten. Nun dürfen wir nur noch den doppelten Fall sezzen, daß die Reichsten zusammen traten und den Vergleich machten: wir, alle Familien-Väter, wollen die Regierung gemeinschaftlich besorgen; oder wir wollen einige aus unsern Mitteln wählen — vielleicht die, welche durch größern Reichthum, oder grössere Einsicht, oder entschiedene Gerechtigkeitsliebe in besondern Ansehn standen — und diesen ausschließend die obrigkeitliche Auktorität übertragen. Allgemeine Unterwürfigkeit der ganzen Gesellschaft sanktionirte nun auch diesen Entschluß und die Gelehrten sagten: wir haben eine Aristokratie: — weil es freilich nur zubald Mode wurde, den Reichsten für den Besten zu halten; konnte er doch alles am besten bezahlen und vergelten. Nun kann ich mir aber einen dritten Fall gedenken. Zank und Streit zerrüttete die Gesellschaft. Niemand, weder Reiche noch Arme, wußten sich mehr zu rathen oder zu helfen. Unter diesen Umständen trat der Reichste, der zugleich auch seines Verstandes und seiner Gerechtigkeitsliebe wegen

der Geachtetste war, auf und that den übrigen den Vorschlag, sich eine Obrigkeit zu wählen. Wie meinst du wohl, würde die Wahl dießmal ausgefallen seyn? —

Wilhelm. Vermuthlich hatten sie eben den gewählt, der den Vorschlag that.

Rüdiger. Und wen noch ausser ihm?

Wilhelm. Ich wüste nicht, wie sie hätten auf die Idee kommen sollen, noch mehrere Personen zu wählen, da ohnzweifel keiner weiter Anspruch machte.

Rüdiger. Hier war also der reichste uud weiseste Mann Obrigkeit und hier hast du die Monarchie. Aufseher — Richter und Strafamt vereinigt sich in einer Person. Brauchte dieß indessen gerade der Reichste zu seyn?

Wilhelm. Nein, das scheint mir nur eine Zufälligkeit. Hatte er sich doch nicht allein durch seinen Reichthum Einfluß erworben.

Rüdiger. Nicht allein. Das ist sehr gut bemerkt. Auch konnte es der Weiseste und unter einem kriegerischen Volke der Tapferste werden; — aber wenn zwei auf die Wahl gekommen wären, von denen einer, bei übrigens völlig gleichen Eigenschaften, noch den Reichthum voraus hatte; — für wen, glaubst du, würde die Wahl entschieden haben?

Wilhelm. Für den lezten; weil Reichthum die sicherste und allgemeinste Abhängigkeit gewehrt.

Rüdiger. Auch würde die Erfahrung diese Meinung bestätigen. Wir gehn nun weiter. Die Form der Obrigkeit, ist uns für izt gleichgültig. Darauf muß ich dich aber zurükweisen, was ich dich schon vorhin zu bemerken bat: wie ist izt die allgemeine Autorität der Obrigkeit in jeder Form?

Wilhelm. Sie hat das Recht zu bestimmen, wie weit ein jedes Mitglied den Gebrauch seiner Menschen-Rechte einschränken solle, oder nicht? —

Rüdiger. Und was für eine Norm oder Richtschnur liegt dieser Bestimmung zum Grunde?

Wilhelm. Ich weis keine andere, als das Gutbefinden, oder die Einsicht der Obrigkeit.

Rüdiger. Auch kennet die Gesellschaft selbst noch weiter keine, und die Folgen davon können nicht ausbleiben. Wir nehmen an, daß jener erste, weise und geachtete Monarch stirbt; sein Nachfolger genießt nicht so allgemein das Zutrauen der Gesellschaft; wird man immer mit seinen Entscheidungen auf gleiche Weise zufrieden seyn?

Wilhelm. Es ist mir nicht wahrscheinlich. Wie leicht kann Jemand glauben, daß ihm unrecht geschehn sey.

Rüdiger. Dieß mag ein Wahn, ein Vorwand des Eigennuzzes, oder es mag in der That so seyn; in allen drei Fällen wird es gleich unangenehme Folgen für die Gesellschaft haben. Nun kann ja auch der Richter eingeschränkte Einsichten haben, oder wissentlich Einen mehr, als den Andern begünstigen; so wird der Bedrükte, wenn er kann, sich wieder seines ganzen Menschenrechts bedienen, und seinen Gehorsam zurük nehmen. Was bleibt izt der Obrigkeit?

Wilhelm. Die Strafgerechtigkeit.

Rüdiger. Die bleibt ihr freilich. Allein entweder hat sie Muth und Macht genug sich derselben zu bedienen, und die unzufriedenen Mitglieder zu zwingen, sich ihr zu unterwerfen, und dann werden diese es für Gewaltthätigkeit ausschreien und Gelegenheit suchen und finden, sich durch Gegengewalt oder Meutereien schadlos zu halten. Oder die Obrigkeit hat nicht Macht genug, die Unzufriedenen dem Strafamte zu unterwerfen. — In beiden Fällen? —

Wilhelm. Ich sehe izt ein; in beiden Fällen wird es um das Ansehn der Obrigkeit geschehn seyn.

Rüdiger. Und mit diesem um die Ruhe und Sicherheit der Gesellschaft. Doch — Ein Rettungsmittel bleibt ihr noch. Dieß kann aber nur von der Gesellschaft ausgehn, und wird nicht sowohl das Ansehn dieser, als einer künftigen Obrigkeit sichern. — Erräthst du es nicht? —

Wilhelm. Du meinst wohl die Gesezze? Allein, die werden ja von der Obrigkeit gemacht.

Rüdiger. Wohl nur sehr uneigentlich, mein Sohn, und zwar in sofern man Verordnungen auch zu Gesezzen rechnet. Diese aber betreffen nur eigentlich die Anwendung der Gesezze, und es wird nur wenig Nachdenken erfodern, um einzusehn: daß die Obrigkeit ihre Existenz durch das Gesez, nicht aber das Gesez die seinige durch die Obrigkeit erhalte. Sag mir nur, würde man darauf gefallen seyn, Gesezze zu machen, wenn das Vertrauen oder das Ansehn der Obrigkeit nicht gefallen wäre?

Wilhelm. Nein, wohl nicht.

Rüdiger. Wie hätte man darauf verfallen können! Man hielt sich ja an den Ausspruch und das Gutachten der Obrigkeit. Nun konnte aber damals schon die Obrigkeit, ihre Entscheidung in einem speciellen Falle, zu

einer Richtschnur für ähnliche erheben z. B. einer hatte seinem Nachbar eine Kuh gestohlen; der Richter entschied: er solle ihm drei dafür wieder geben; zugleich ließ er allgemein bekannt machen: wer eine Kuh stiehlt, soll sie drei doppelt ersezzen. War dieß ein Gesez? —

Wilhelm. Ich glaube, du würdest es eine Verordung nennen.

Rüdiger. Warum?

Wilhelm. Weil es nichts, als das Gutbefinden des Richters zu seiner Grundlage hatte —

Rüdiger. Gesezt mehrere Mitglieder wären über diese Verordnung unzufrieden und fänden kein Verhältniß zwischen dem Vergehn und der Strafe. Würde nun nicht vielleicht, durch diese Veranlassung, aus der Verordnung ein Gesez werden können?

Wilhelm. Vielleicht, wenn der grösseste Theil der Gesellschaft zusammen träte, die Entscheidung für gerecht erkennte; wenn die Uebrigen sich dieß gefallen liessen;

Rüdiger. Und nun die ganze Gesellschaft dahin überein käme, daß der Richter in ähnlichen Fällen, jedesmal nach diesem Gutachten entscheiden und jenes Mitglied sich dieser Entscheidung unter-

werfen solle. — Nun, dächte ich, müste es dir leicht werden, die Art und Weise zu bestimmen, wie die Gesellschaft der gefallenen Autorität der Obrigkeit wieder auf die Beine zu helfen suchte.

Wilhelm. Wenn sie alle Gutachten, oder Verordnungen derselben für Gesezze erklärte, oder selbst dergleichen Gesezze abfaßte —

Rüdiger. Da nun aber dieß lezte, manche leicht zu bemerkende Schwürigkeiten haben müste, und jenes erstere nur für die Zeit geholfen haben würde; — was für ein dritter Ausweg blieb da noch der Gesellschaft über? —

Wilhelm. Ich würde wenigstens gerathen haben: einmal für allemal zu erklären, daß die Verordnungen der Obrigkeit für Gesezze angesehn, und als solche respektirt werden sollten.

Rüdiger. Dieß war es auch, was ich im Sinn hatte. Ist es aber wohl wahrscheinlich, daß die Unzufriedenen hiezn so leicht ihre Stimme würden gegeben haben; zumal wenn ihre Anzahl nicht gering war?

Wilhelm. Das freilich nicht, wenigstens nicht für die Obrigkeit, die einmal das Vertrauen verloren hatte.

Rüdiger. Auch schwerlich — ganz ausserordentliche Fälle ausgenommen — für eine folgende. Das Mistrauen konnte wohl nicht gleich ganz verschwinden. Dieser lezte Beschluß, siehst du aber leicht ein, muste die Willkühr der Obrigkeit nnr noch vermehren.

Wilhelm. Nun so wählten sie den zweiten, und machten selbst Gesezze.

Rüdiger. Alle einzelne Mitglieder konnten doch hieran wohl nicht Theil nehmen?

Wilhelm. Nein, sie wählten dazu Einige aus, denen die übrigen ihre Menschenrechte zu diesem Behuf so lange übertrugen.

Rüdiger. Und welche muste diese Wahl zunächst treffen; wenn du hier das wieder anwendest, was wir vorhin, bei einer ähnlichen Gelegenheit, anmerkten?

Wilhelm. Die Reichern oder die Klügeren. —

Rüdiger. Wir wollen diese annehmen. Sie fangen also ihr Geschäft an. Schon während derselben, oder doch bald nachher werden sie gewahr, daß es, in dem Zustande, worin sich damals die Gesellschaft befindet, unmöglich sey, schon für alle Fälle Gesezze zu entwerfen.

Wilhelm. Wenn mit der vermehrten Menschenzahl auch immer neue und mannigfalti-

gere Verhältnisse entstehn, so müssen auch die Fälle, in welchen einer die Menschenrechte des Andern einschränken, oder die Ruhe der Gesellschaft stöhren könnte, sich vermannigfaltigen.

Rüdiger. Du hast es sehr richtig gefaßt, und überdem wird man auch bald dahin kommen, einzusehn, daß es nicht genug sey, Schaden von der Gesellschaft abzuhalten, sondern man auch selbst um diesen Zwek zu erreichen, darauf Bedacht nehmen müsse: ihre Vollkommenheit zu erhöhn. Alles dieß wird also eine fortgehende Gesezgebung nöthig machen, und wenn nun z. B. die Obrigkeit eine Person war, und die zugeordneten Gesezgeber, die Besizzer der größesten Grundstükke — und warum werden diese am ersten dazu gelangen?

Wilhelm. Sie werden sagen: wir haben am meisten zu verlieren; uns muß also an dem Wohle der Gesellschaft und der Gesellschaft an unserm Wohle, am meisten liegen. —

Rüdiger. Und deshalb also am ersten Ansprüche machen, und diese auch am stärksten unterstüzzen können; — und so hättest du denn einen Fürsten mit seinen Landständen. Durch dieß Mittel ist nun freilich die Gewalt der Obrigkeit wieder hergestellt; allein ist sie nicht auch eben dadurch eingeschränkt? —

Wilhelm. Gewiß, denn sie hängt nicht mehr von ihrer eigenen Willkühr, sondern von den Gesezzen ab.

Rüdiger. Und die Gesezze? —

Wilhelm. Von dem gemeinsamen Gutachten, der Zugeordneten —

Rüdiger. Oder, in so fern diese die ganze Gesellschaft oder (wie sie izt, in ihrer Vergrößerung heissen wird) das Volk vorstellen, — von dem Volke ab. — Im dem Falle aber, wo die Gesellschaft der Obrigkeit ganz und ausschliessend das Recht übertrug, ihre Gutachten zu Gesezze zu erheben: fand da auch nach Einschränkung der Obrigkeit statt?

Wilhelm. Ich wüste keine — So bald das Volk Gehorsam leistet.

Rüdiger. Diesen sezzen wir voraus, und hier hast du uneingeschränkte, so wie in dem vorher beschriebenen Falle, eingeschränkte Souveränität. Natürlich bietet sich nun die Frage dar: worauf gründet sich jede Souveränität? doch wohl auf die Einschränkungen der Menschenrechte, eines jeden Mitgliedes der Gesellschaft?

Wilhelm. Allerdings, ohne diese kann ja keine Obrigkeit statt finden.

Rüdiger. Jedes Mitglied der Gesellschaft, hat also wohl von dem Menschenrechte, was ihm zugehört, einen Theil an die Obrigkeit übertragen?

Wilhelm. Eben so wie der Arme, der seine Kräfte dem Reichen überließ.

Rüdiger. Stand es nicht auch bei ihm, sie ihr nicht zu überlassen.

Wilhelm. Ohnzweifel, es war ja seyn freier Entschluß.

Rüdiger. Hieraus könnte man ja nun wohl den Schluß ziehn, daß jede, auch die uneingeschränkteste Souveränität noch immer von der freien Willkühr der Gesellschaft abhängig sey und bleibe. Wird sie also den ihr übertragenen Theil ihrer Menschenrechte nicht zurükfodern können?—

Wilhelm. Mir ist dieß wenigstens unwidersprechlich.

Rüdiger. Siehst du nun, warum ich vorhin bei der Frage so lange verweilte: ob die Obrigkeit auf etwas mehr Anspruch machen könne, als was ihr die Gesellschaft aus freiem Entschluß einräumte?

Wilhelm. Ich ahnde so Etwas.

Sechstes Gespräch.

Misbräuche der Gewalt; mannigfaltigere Verhältnisse der Gesellschaft und Einschränkungen der Menschenrechte.

Wilhelm. Wie ist es aber nun möglich, Vater, daß manche Obrigkeiten, ihre Unterthanen, als ihr Eigenthum ansehn konnten, wie es doch in der Geschichte Beispiele dieser Art giebt? —

Rüdiger. Weil nicht alle Obrigkeiten auf diese Weise entstanden sind, und die, welche so entstanden, ihre von der Gesellschaft erhaltene Gewalt, über die Grenzen des Vertrags hinausdehnten.

Wilhelm. Welche andere Entstehungsart ist aber möglich? —

Rüdiger. Möglich nicht nur, sondern vielleicht noch öfter wirklich gewesen als diese, und zwar nicht nur Eine, sondern mehr als Eine, vielleicht mehr als wir hier aufzuzählen Lust haben dürften. —

Wilhelm. Ich bitte dich, mich wenigstens mit Einer oder Einigen bekannt zu machen.

Rüdiger. Da du nicht selbst darauf verfallen bist, muß ich es wohl. Nicht wahr, wir nahmen eine Gesellschaft an, die ehr Gesellschaft war, eh sie Grund und Boden, — eh sie Eigenthum hatte?

Wilhelm. Ich habe dieß nicht ausser Acht gelassen.

Rüdiger. In welcher, da sie zusammen trat, sich alle Mitglieder, eine völlig gleiche Einschränkung ihrer Menschenrechte, freiwillig gefallen liessen?

Wilhelm. Dieß ist mir eben so wenig entgangen.

Rüdiger. Die endlich in der Folge, nach einer noch völlig gleichen Uebung ihrer Menschenrechte, anfingen durch Urbarmachen der Grundstükke, sich nach Maasgabe ihrer Kräfte und Betriebsamkeit, Eigenthum zu erwerben?

Wilhelm. Auch daran darfst du mich nicht erinnern.

Rüdiger. Es ist nöthig, daß wir uns jene Voraussezzungen wieder vergegenwärtigen, damit uns der Kontrast mit dem Gegensazze desto anschaulicher werde. Denke dir nun anstatt dieser Voraussezzungen, daß einige Personen auf eine wüste Insel verschlagen werden und von derselben, als einer res nullius Besiz nehmen.

Wilhelm. Das mögen sie immer; ich habe Nichts dagegen.

Rüdiger. Im folgenden Jahre, denken wir uns ferner, werden wieder einige an dies Eiland geworfen, die an Zahl und Kräften jenen

nicht gewachsen sind. Jene wollen sie daher nicht dulden, ihnen wenigstens den Anbau nicht erlauben?

Wilhelm. Können sie denn die ganze Insel bearbeiten?

Rüdiger. Nichts weniger, kaum den hundertsten Theil; allein sie sagen: wir haben Besiz davon genommen; sie ist unser Eigenthum.

Wilhelm. Ja, das gilt Nichts. Die Insel war eine res nullius und sie können nicht mehr Anrecht darauf verlangen, als ihnen die mögliche Anwendung ihrer Kräfte giebt.

Rüdiger. Wenn sie es aber nun doch thuen und die Ankömmlinge mit Gewalt, oder durch das Uebermaaß ihrer Kräfte verhindern?

Wilhelm. So kränken sie die Menschenrechte der andern.

Rüdiger. Das muß ich freilich zugestehn; allein sie sagen: wir machen nur von unserm Menschenrechte Gebrauch; nach welchem wir unsere Kräfte anwenden können, wie, und auf was Weise, wir für gut finden. Die Unglüklichen legen sich nun aufs Bitten und die ersten Besizzer erlauben ihnen endlich, sich dort anzubauen; — unter der Bedingung, daß sie auf die Uebung ihrer Menschenrechte — entweder ganz, oder doch, nach gewissen vorgeschriebenen Bedingun-

gen, oder nach einem ungleichen Verhältnisse Verzicht leisten müsse.

Wilhelm. Wie verstehst du dieß?

Rüdiger. Im ersten Falle sagen die Stärkeren zu den Schwächern: ihr sollt eure Ansprüche auf Freiheit, Gleichheit und Eigenthum völlig aufgeben; wir hingegen, wollen dieselben in ihrer ganzen Ausdehnung üben. —

Wilhelm. Ha! ich verstehe: sie machen die Ankömmlinge zu ihren Sklaven.

Rüdiger. Ganz recht. Im andern sagen sie z. B. wir wollen einem jeden Stük Akker zur Bearbeitung zutheilen: der Akker an sich aber bleibt uns und wir behalten uns vor, ihn, so bald es uns beliebt, zurük zu nehmen: — oder wir wollen euch den Akker ganz überlassen; ihr sollt aber dagegen uns ganz unbedingt gehorchen, und keiner andern Richtschnur in euren Handlungen folgen, als unserm Willen.

Wilhelm. Im ersten schränken sie das Eigenthum der andern ein; — im zweiten die Freiheit derselben.

Rüdiger. Und wo würden beide Fälle zusammen treffen?

Wilhelm. Da, wenn ich nicht irre, wo sie das Recht der Gleichheit umstoßen.

Rü-

Rüdiger. Aber warum lassen sich dieß die Ankömmlinge gefallen?

Wilhelm. Sie können ja nicht anders; jene sind stärker. —

Rüdiger. Hier ist also gewaltthätige Anmaßung. Der Stärkere raubt dem Schwächern die Uebung seiner Menschenrechte, ohne von den seinigen eben so viel aufzuopfern.

Wilhelm. Vielleicht versprechen die ersteren den lezteren: sie zu schüzzen; sie vor den Gewaltthätigkeiten anderer zu bewahren; Ordnung und Ruhe unter ihnen zu erhalten. ꝛc.

Rüdiger. Das kann seyn; indeß wird dieß jemals das Gleichgewicht der Verhältnisse wieder hervorbringen? —

Wilhelm. Das freilich nicht.

Rüdiger. Nun sollen von Zeit zu Zeit mehrere Verunglükte an dieser Insel landen und auf gleiche Weise aufgenommen werden; — die ersten Besizzer aber bis auf einen aussterben; so wird dieser der Herr der ganzen Insel und, in sofern das Eigenthum und die willkührliche Handlungsfähigkeit der Bewohner ganz allein von ihm abhängt, auch Herr der Bewohner seyn; ihre Besizzungen und ihre Willkühr als sein Eigenthum betrachten. — Diese Folgerung ist dir doch deutlich —

Wilhelm. Vollkommen. Aber dieß ist wohl nur der einzige Fall, in welchem dieß statt finden könnte.

Rüdiger. Eben so wenig, als es derjenige ist, welcher sich am häufigsten ereignet. Weit öfter ereignet es sich, daß ein oder mehrere Mitglieder, einer schon länger bestehenden Gesellschaft, Gewalt an sich reissen; oder auf ähnliche Weise die Menschenrechte der Uebrigen, durch die unverhältnißmäßige Ausdehnung der Ihrigen, einschränkten.

Wilhelm. Ja wenn die übrigen, aus freiem Entschluß, diesem einen Theil der ihrigen abtreten, wie z. B. bei der Uebertragung des Rechts, seine Gutachten zu Gesezzen zu erheben?

Rüdiger. Nein, auch selbst durch eigenmächtige Anmaßungen.

Wilhelm. Wie wäre das möglich!

Rüdiger. Um dieß einzusehen, mein Sohn, darfst du dich nur, in unserer schon oft beobachteten Gesellschaft, wieder einige Jahrhunderte zurük versezzen; — etwa bis auf den Zeitpunkt, wo das Bedürfniß die Armen zwang, sich aus nothgedrungener freier Entschliessung den Reichen zu unterwerfen. Du erinnerst dich doch dessen noch?

Wilhelm. Sehr wohl, dieß gab ja noch Veranlassung zu der Wahl der Obrigkeiten.

Rüdiger. So nahmen wir damals an; allein es ist auch eben so gut denkbar, daß die Reichen es dahin gar nicht kommen liessen. Es war, denke dir izt, durch irgend einen Zufall, in der Gesellschaft eingeführt, daß auch über Heirathen und anderweitige Seiten-Verwandschaften sich das Erbrecht erstrekken solle. Hiedurch waren manche Familien zu ungeheuer großen Grundstükken gelangt. Da nun die Zahl der Armen nach eben dem Verhältnisse zunehmen mußte; so waren auch einem jeden jener Reichen, eine, seinem Grundstükke verhältnißmäßige Anzahl Arme unterwürfig geworden. Nun denke dir, daß nach und nach der ganze Grund und Boden unter zehn Familien vertheilt, oder doch von diesen, den andern nur geliehen (zur Lehn gegeben) war; so wirst du zugeben müssen, daß alle übrige Bewohner, diesen zehn Familien, durch ihr Bedürfniß, unterwürfig geworden waren.

Wilhelm. Dieß ist mir einleuchtend.

Rüdiger. Auch wirst du nun ohne Schwierigkeit einsehn, wie daraus solche Anmaßungen der Obrigkeit entstehen können, als wovon wir reden. Laß nun diese zehn Familien — denn von diesen allein wird doch nun jede Einrichtung in der Gesellschaft abhängen? —

Wilhelm. Allerdings. Sind sie doch allein in der Uebung ihrer Menschenrechte.

Rüdiger. Laß also jene zehn Familien auf irgend eine Weise das Bedürfniß einer Obrigkeit empfinden: werden sie die, so ihnen unterworfen sind, deshalb in Rath nehmen?

Wilhelm. Wie sollten sie! Betrachten sie diese doch schon längst, als ganz und gar von ihrem Willen abhängig.

Rüdiger. Wie werden sie nun etwa ihre Obrigkeit einrichten?

Wilhelm. Das Natürlichste scheint mir zu seyn, daß sie sich alle Zehn auf irgend eine Weise vereinigen, gemeinschaftlich für die Erhaltung der innern Sicherheit und Ruhe zu sorgen.

Rüdiger. Erinnerst du dich noch des Kunstausdruks für diese Form der Obrigkeit?

Wilhelm. Aristokratie, denke ich.

Rüdiger. Allerdings wäre dieß also, eine auf Gewaltthätigkeit gegründete Aristokratie; denn die Besizzer der Grundstükke, oder Aristokraten, hatten sich das Bedürfniß der übrigen Gesellschafts-Mitglieder zu nuzze gemacht, sie zu unterdrükken; oder ihnen die freie Uebung ihrer Menschenrechte zu rauben. Die Obrigkeit ist also entstanden;

hat diese Form erhalten, ohne daß der, bei weiten größeste, Theil der Gesellschaft darum wäre befragt worden, oder man sich um die Einwilligung desselben bekümmert hätte. — Dennoch fand sie keine Schwierigkeit in der Einführung und vor der Hand keine Hindernisse in der Ausübung: woher konnte das kommen?

Wilhelm. Vermuthlich hatten sich die Unterthänigen schon daran gewöhnt, jene als ihre Herren zu betrachten; für sich keinen Willen mehr zu haben, als den der Aristokraten.

Rüdiger. Und Gewöhnung ist das sicherste Zwangsmittel. Auch machen sich dieß die Aristokraten zu nuzze und verfahren ganz so, als ob ihren Unterthänigen eben so wenig freie Uebung der Kräfte möglich wäre, als den Pflanzen auf ihren Feldern; oder als ob diese Uebung eben so leicht, durch Zaum und Gebiß zu regieren wäre, als bei den Rossen in ihren Ställen. Die Unterthänigen — wissen es nicht besser; wachsen sie doch auf den Fluren der Aristokraten, wie jene und sind sie doch auch an ihre Krippen gebunden, wie diese, wenn sie sich nähren wollen.

Wilhelm. Das kann doch wohl nur in sehr einzelnen Fällen statt finden —

Rüdiger. Ganz und gar nicht. In Fällen, die viele Hunderte von Familien ihrer Un-

terthänigen betreffen. Hast du nicht schon Beispiels genug an der Einrichtung der Obrigkeit? — Nun so ist hier ein zweites: Ein Aristokrat kömmt mit einem andern darin überein, ihm sein Grundstük, zum Theil oder ganz zu überlassen; wird er seine Unterthänigen darum befragen?

Wilhelm. Wohl nicht, wenn sie in dem Zustande der Leibeigenschaft, oder persönlicher Dienstbarkeit sich befinden.

Rüdiger. Auch nicht, wenn sie blos durch fortwährendes Bedürfniß nach und nach von ihm abhängig geworden sind. Erhellt hieraus aber nicht ganz unwidersprechlich, daß der Aristokrat die auf seinem Grund und Boden sich befindenden Unterthänigen, so wie jenen, für sein Eigenthum hält?

Wilhelm. Das wohl nicht. Es würde ihnen ja frei stehen, bei einer solchen Veränderung, diesen Grund und Boden zu verlassen und einen andern Wohnplaz aufzusuchen.

Rüdiger. Das ist richtig. Auch wird ihnen der Aristokrat dieß bei dem erstenmale vielleicht frei stellen, oder doch wenigstens, im Fall er eine Unzufriedenheit mit der Veränderung bemerkte, ihnen damit entgegen treten: Ihr könnt ja anderwärts hinziehen, wenn euch dieß nicht gefällt. Das Grundstük, worauf ihr wohnet, ist mein und mit diesem kann ich

machen, was ich will. Allein tritt denn hier nicht wieder das Bedürfniß ein? Hier hat der Unterthänige seine Hütte, hier die Gelegenheit seinen Unterhalt zu verdienen; gewöhnt ist er schon daran, selbst keiner Freiheit des Willens mehr zu geniessen; er wird also keinen Gebrauch von dem Anerbieten machen und so ins künftige, als ein Zubehör zu dem Bodenflek, auf welchem er wohnt, angesehn. —

Wilhelm. Es fängt an, mir deutlich zu werden.

Rüdiger. In einem andern Falle wird dir es vielleicht noch deutlicher. Denke dir, daß dieß Grundstük, durch Erbschaft an einen Seitenverwandten fällt: wird es den Unterthanen frei stehn, dagegen Einwendungen zu machen; oder gar izt, da kein Herr mehr da ist, es unter sich zu theilen, oder doch sich einen Herrn selbst zu wählen?

Wilhelm. Wohl nicht.

Rüdiger. Gleichwohl haben sie das Erbschaftsrecht nicht selbst gemacht, auch nicht einmal darein gewilligt. Selbst dann wenn gar keine Seitenverwandten sind, wird man ihnen dieß schwerlich zugestehn.

Wilhelm. Ich sehe aber nicht, wer sodann nähere Ansprüche machen könnte.

Rüdiger. Die Obrigkeit — diese wird zutreten und sagen: ihr, als ein Theil der Gesellschaft, könnet keinen Anspruch darauf machen; zumal seyd ihr ja auch gar nicht im Besiz eurer Menschenrechte. Dieß Grundstük ist der ganzen Gesellschaft anheim gefallen und da wir nun die Gesellschaft repräsentiren; so kömmt es uns zu, über das Schiksal dieses Grundstüks zu disponiren. —

Wilhelm. Ich glaube überhaupt, Vater, daß ein solcher Anspruch von Seiten der Unterthänigen, unter den Umständen, die wir vorausgeschikt haben, gar nicht angenommen werden kann.

Rüdiger. Warum nicht, mein Sohn?

Wilhelm. Weil, wie mir es scheint, die Unterthänigen sowohl, als die Aristokraten schon zu sehr an ihr Verhältniß gewöhnt sind, als daß ein Rechtshandel dieser Art, nur als möglich, angenommen werden könnte.

Rüdiger. In dieser Rüksicht muß ich dir recht geben; allein du wirst auch nicht ausser acht gelassen haben, wozu ich dieß Beispiel hier eigentlich anführte.

Wilhelm. Ich weis wohl, um dieß Verhältniß anschaulich zu machen; um darauf hinzuweisen, daß die Unterthänigen von den Aristo-

kraten, oder Besizzern der Grundstükke, als zu diesen gehörig angesehn würden.

Rüdiger. Und von Seiten der Unterthänigen?

Wilhelm. Diese sich auch selbst nicht anders, als in diesem Lichte erblikken und also nothwendig daran gewöhnt werden müßten, den Schein für Wirklichkeit zu halten.

Rüdiger. Werden und können nun die Aristokraten, aus dem Gesichtspunkte dieses Vorurtheils, ihre Unterthänigen auch wohl als Gesellschafts-Mitglieder ansehn und behandeln?

Wilhelm. Das ist wohl nicht denkbar.

Rüdiger. Werden sie also auf sie ferner Rüksicht nehmen, wenn sie im Namen der Gesellschaft etwas beschliessen, oder für die Gesellschaft sich Rechte und Freiheiten reserviren?

Wilhelm. Wohl eben so wenig.

Rüdiger. Und die Ursach?

Wilhelm. Wenn die Unterthänigen als zu den Grundstükken gehörig angesehn werden; so kann niemand mehr zu der Gesellschaft gehören und die Gesellschaft formiren, als die Aristokraten. So weit seh ich es ein. Allein wir haben ja ange-

nommen, daß die Aristokraten zugleich auch die Obrigkeit gemeinschaftlich ausmachten: wie können sie denn zugleich Gesellschaft — Nation? — Volk? — alle drei Ausdrükke sind doch wohl gleich bedeutend?

Rüdiger. Sie mögen uns immerhin als solche gelten.

Wilhelm. Wie können sie also zugleich Nation — Volk und Obrigkeit oder Regierung seyn?

Rüdiger. Hierin seh ich an sich nichts widersprechendes. Wir haben bereits gleich anfangs den Fall angenommen, daß alle Mitglieder der Gesellschaft an der Erhaltung der Ruhe und Sicherheit Antheil nehmen. —

Wilhelm. Du hast aber auch unter andern den Fall angenommen, daß sich die Gesellschaft gewisse Rechte und Freiheiten — vermuthlich bei der Wahl der Obrigkeit — vorbehielte; — der kann doch hier nicht wieder angewandt werden.

Rüdiger. Nun so laß uns eine kleine Modifikation in unserer Regierungsform vornehmen. Wir haben es ja in unserer Gewalt. Nimm an, daß Einer der Aristokraten, durch Vermehrung seiner Grundstükke bei weiten der Reichste geworden wäre und sich also bei weiten den stärksten Einfluß in die obrig-

keitliche Verwaltung der Gesellschaft erworben hätte; daß er nun im Stande wäre, durch Gewaltthätigkeit noch weitere Anmaßungen zu machen; oder daß die Gesellschaft es für gut fände, ihn allein zur Obrigkeit zu bestellen. Hier könnte z. B. der bestimmte Fall eintreten, auf welchen du eben zurük wiesest.

Wilhelm. Vielleicht der, wo sich die Gesellschaft das Recht vorbehält, mit der Obrigkeit gemeinschaftlich Gesezze zu geben. —

Rüdiger. Gerade diesen hatte ich im Sinn. Wenn nun in diesen und ähnlichen Verträgen von der Gesellschaft, oder der Nation — dem Volke — dem Staate, die Rede wäre, was meinst du nun, wer hierunter zu verstehn seyn würde?

Wilhelm. Ohnfehlbar niemand, als die Aristokraten. —

Rüdiger. Oder nach einer gewöhnlicheren Benennung: der Adel. Und hier, mein Sohn, siehst du die Entstehung fast aller Monarchien; hier den Ursprung der Vorrechte dieses Standes und der gänzlichen Zurüksezzung des dritten Standes oder der Unterthanen und hier wieder Ungleichheit aus Gleichheit. Aber freilich Ungleichheit aus Gleichheit, durch Gewaltthätigkeit und Unterdrükkung.

Nun liegt es in der menschlichen Natur, und die Erfahrung hat es nur leider zu oft zur sinnlichen Anschauung gebracht, daß der, welcher Macht hat, auch immer noch mehr haben will; darf uns diese Bemerkung bei der vorhabenden Untersuchung entgehn?

Wilhelm. Keineswegs, sie gehört wohl sehr eigentlich hieher: auch, glaube ich, haben wir sie schon verschiedentlich angewandt, ohne ihrer geradezu Erwähnung zu thun.

Rüdiger. Ohnzweifel wohl. Hier ist sie uns aber ganz vorzüglich unentbehrlich, weil sie uns das Betragen des Monarchen darstellen muß, der sich aus den Aristokraten erhob. Er wird danach streben, jede Einschränkung, die ihn noch von seinem vorigen Verhältnisse her umgiebt, abzuwerfen, und was denkst du dir für einen Weg, den er hiezu, als den kürzesten einschlagen wird?

Wilhelm. Ich wenigstens würde suchen, meine Grundstükke zu vermehren.

Rüdiger. Und warum das gerade?

Wilhelm. Erstlich erhält er dadurch einen größern Reichthum, und mehr ihm persönlich Unterthänige, und dann müssen ja die Grundstükke der übrigen Aristokraten dadurch geringer werden, wenn die seinigen sich vergrößern.

Rüdiger. Das Mittel mag so unwirksam nicht seyn, auch lehrt uns die Geschichte, daß wir es nicht zuerst erfunden haben. Die mannigfaltige Art und Weise, wie es angewandt werden kann, liegt am Tage.

Wilhelm. Allerdings, da sind ja schon Erbschaften, — Vermächtnisse — Kauf — Verfall der Güter — Aussterben aristokratischer Familien.

Rüdiger. Nun gut, da können wir allerdings annehmen, daß er die Grundstükke, diese leztern besonders, entweder gerade sich unter dem Vorwande, daß er der Repräsentant der Gesellschaft sey, zuspricht; oder, daß er sie Verwandten oder andern, die schon im einem abhängigen Verhältnisse gegen ihn stehn, überläßt — wie würde aber dieß seine Macht vermehren?

Wilhelm. Im ersten Falle. —

Rüdiger. Da ist es deutlich genug; aber im leztten? —

Wilhelm. Die, denen er Grundstükke verlieh, werden ihm nicht nur nicht widerstreben; sondern ohnstreitig auch auf seiner Seite stehn, wenn sein Wille mit dem Willen der übrigen Aristokraten in Kollision kommen sollte.

Rüdiger. Ja der Vortheil dieses leztern Mittels geht noch weiter, denn da er Grund-

stükke austheilen kann; so werden sich auch stets solche um ihn anfinden, die gern dergleichen von ihm haben mögten; und diese werden also schon vorher von ihm abhängig seyn, eh er noch die Gelegenheit gehabt hat, sie sich verbindlich zu machen. Du siehest übrigens, daß der Mittel, sich, auch sonst Unabhängige, verbindlich zu machen, unzählige in seiner Hand seyn, und sich vermannigfaltigen müssen, je nachdem sich die Verhältnisse der Gesellschaft vermannigfaltigen, Ehrenstelle &c. — in derselben entstehn und von ihm abhängen. Bei diesen Vergrösserungsmitteln seines Eigenthums haben wir noch Eins ausser Acht gelassen, welches gleichwohl Eins der Wichtigsten und ergiebigsten seyn dürfte.

Wilhelm. Ich sehe doch keins, wodurch er geradezu seine Besizzungen vergrößern, oder durch vermehrten Reichthum mächtiger werden könnte.

Rüdiger. In dem Innern dieser Gesellschaft könntest du vielleicht keins mehr finden; allein ist denn dieß Volk das Einzige, und ist es ganz ohne alle Verhältnisse gegen andere Gesellschaften ähnlicher Art.

Wilhelm. Freilich durch Krieg. — Ja da kann er allerdings sehr leicht —

Rüdiger. Und überdem noch sehr viele freie Menschen von sich abhängig

machen. Allein, damit wir uns nicht zu weit ins Detail verlieren; so wollen wir nur im allgemeinen annehmen, daß der Regent alle Mittel benuzt, die ihn seine größeren Besizzungen und die, freiwillig abgetretenen, Antheile der Menschenrechte der übrigen Aristokraten, an die Hand geben, um seine Macht durch Gewaltthätigkeiten zu vergrößern oder die Einschränkungen derselben, wo nicht ganz zu vernichten, doch unwirksam zu machen; glaubst du, daß ihm dieß so leicht gelingen werde?

Wilhelm. Das würde sehr auf die Umstände ankommen; dem Sohn oder Enkel mögte es übrigens wohl besser gelingen als dem Vater, oder Großvater.

Rüdiger. Sohn oder Enkel, sagst du? Was geht diesen die obrigkeitliche Gewalt ihrer Väter und Großväter an? —

Wilhelm. Geradezu freilich Nichts. Allein, wenn der Vater oder Großvater die Gewalt entweder völlig an sich riß, oder durch Reichthum und persönliches Ansehn die ihm verliehene Gewalt schon etwas zu erweitern verstand; so wird er vermuthlich auch verstanden haben, sie seinem Sohn und seinem Enkel, als erblich zu zusichern. —

Rüdiger. Allerdings muste er auch hierauf wohl zu nächst seine Aufmerksamkeit verwen-

den, und die Erblichkeit der Regentschaft einzuführen suchen, denn diese ist von jeher die Leiter gewesen; worauf Monarchen zur uneingeschränkten Souverainität hinaufgestiegen sind. Mit dieser verbindet sich denn gar leicht noch ein Zweites. Ist die Obrigkeitliche Verwaltung erst in dieser Familie erblich, und sind der Familie diese Ländereien und Grundstükke erblich —

Wilhelm. Ich merke; so wird auch die obrigkeitliche Würde gar leicht als Etwas angesehn und behandelt werden, was zu diesen Grundstükken und Ländereien gehört, und mit diesen vererbt werden muß.

Rüdiger. So denke ich mirs, und so bestätigt es die Geschichte fast aller Reiche, so weit sie dergleichen Modifikationen aufbewahrt hat. Ist es einmal so weit gediehen; so muß freilich auch ziemlich natürlich, die Obrigkeitliche Gewalt sich mit den Ländereien und Besizzungen ausdehnen und nach eben dem Verhältnisse, da der Sohn mehr besizt, als der Vater und der Enkel wieder mehr, als der Sohn; auch die Gewalt des Enkels größer werden, als die des Sohns, und des Vaters.

Wilhelm. Das scheint allerdings so, und dieser Weg mögte denn wohl am Ende zur unabhängigen und uneingeschränkten Souverainität führen —

Rüdiger. Noch nicht, mein Sohn, wenigstens nicht so gerade zu — Wenn der, welchem Macht eingeräumt wurde, immer mehr zu haben wünscht, so wird der, welcher sie jenem eingeräumt hat, auch das nicht gern verlieren wollen, was er sich noch vorbehielt; und sollte er auch dem andern die Gewalt, die ihm übertragen, oder von diesem usurpirt worden, wieder, wo nicht ganz zu entziehen, doch wenigstens einzuschränken suchen. Aber ich merke, daß ich einen allgemeinen Satz aufgestellt habe, der wieder einer Erläuterung oder Veranschaulichung bedarf. Wie wäre es, wenn du meinen Fehler verbessertest.

Wilhelm. Ich denke, du wolltest dadurch auf den Streit hinweisen, der zwischen den Monarchen und Aristokraten, in diesem Zeitpunkte nothwendig entstehen muß, und auch, soviel ich die Geschichte kenne, fast in allen Staaten entstanden ist.

Rüdiger. Du hast mich also doch richtig verstanden. Hier tritt nun die schrekliche Periode innerlicher Kriege ein; der schaudervollesten Zerrüttungen, die nur gedacht werden können. Mit dem Bestreben des Adels, das, was er sene Vorrechte nennt, aufrecht zu erhalten und gegen die Anmaßungen des Fürsten zu schüzzen, ist auch bei einem jeden Individuum dieses Standes die Lust er-

wachet, selbst Fürst zu werden und so ist dann freilich Jedermanns Hand, wieder seine Hand aber auch (so bald man glücklich oder unglücklich genug gewesen ist, seine Hand zu überwältigen) eben so schnell und verderblich Jedermanns Hand, gegen Jedermanns Hand gerichtet. —

Wilhelm. Du wilst sagen, wenn sie den Monarchen — Fürsten unterdrückt haben, so bekriegen sich die Aristokraten unter einander; weil jeder wieder Fürst werden, die Vorrechte und Anmaßungen selbst sich zu erwerben trachtet, die er dem andern nicht gönnen wollte.

Rüdiger. So liegt es in der menschlichen Natur, und so lehrt es die große Samlung unumstößlicher Erfahrungswahrheiten, die Geschichte.

Wilhelm. Aber schwerlich zeigt sie diese, als die gewöhnliche Wendung, welche dieß Ringen gegenseitiger Kräfte genommen hat.

Rüdiger. Welche hältst du denn für die gewöhnlichere?

Wilhelm. So viel ich meinen Beobachtungen trauen darf, die zum Vortheile des Monarchen.

Rüdiger. Ich finde deine Beobachtung richtig. Aber hast du auch bemerkt: wodurch dieser Ausschlag meistens bewürkt wurde?

Wilhelm. Im Allgemeinen, glaube ich, durch Hülfe der Unterthänigen. Doch getraue ich mich nicht, das Nähere bestimmt genug, aus mir selbst, entwikkeln zu können. Du wirst mir auch hier zu Hülfe kommen müssen.

Rüdiger. Wie gern dir der ganze Vorrath meiner Beobachtungen zu Dienste steht, mein lieber Wilhelm, weißt du längst — Durch Hülfe der Unterthanen, giebst du an; ich würde lieber sagen; vermittelst der Unterthanen.

Wilhelm. Worin liegt der Grund dieser Distinktion?

Rüdiger. In einigen temporellen Nebenumständen, auf welche wir izt unsere Aufmerksamkeit richten müssen. Glaubst du, daß in diesem Zeitpunkte der Stand der Unterthanen noch ganz die Gestalt und innere Beschaffenheit haben werde, als zu der Zeit, da er unterthänig wurde?

Wilhelm. Ich finde vielmehr, daß durch Kultur und Industrie beides sehr verändert seyn müsse.

Rüdiger. Ohnzweifel. Man kann annehmen, daß die Unterdrükkung der Aristokraten und insbesondere das Ansichreissen der Grund-

stükke auf der einen Seite; auf der andern aber die Vermehrung der Bedürfnisse, durch die Vermehrung des Reichthums, gemeinschaftlich den Geist der Erfindung und des Erwerbs aller Art gewekt habe. Der Zustand der Dienstbarkeit, der sich immer mehr verschlimmerte, mußte auch andere mehr und mehr davon zurückschrekken und je mehr man es den Unterthanen erschwerte, sich durch die Anwendung ihrer Körperkräfte zu nähren, desto dringender nöthigte man sie, die Kräfte ihres Geistes zu wekken, zu üben und zu benuzzen. Ueberdem nahm die Bevölkerung jährlich zu. Durch die Producirung der Produkte konnten die Hände bei weitem nicht alle mehr in Thätigkeit gesezt werden, die thätig seyn konnten und wollten. Auf der andern Seite häuften sich die Produkte immer mehr und wurden, so roh wie sie aus der Erde hervorgingen, den Eigenthümern ehr beschwerlich als nüzlich. Siehst du nun wohl, wohin dieß alles zusammen läuft?

Wilhelm. Wie sollte ich nicht! In der Entstehung des Handels der Handwerker, Künste, Gewerbe aller Art.

Rüdig. Und diese ersezzen nun dem Stande der Unterthanen bald das an Eigenthum, was ihnen die Aristokraten, durch Verdrängung von dem Grundeigenthum, entzogen. Dadurch entstehen volkreiche, wohlhabende Städte, deren Einwohner noch freilich immer

Einem der Aristokraten, dem der Boden, worauf die Stadt erbauet wurde, angehört, unterthänig sind und bleiben; aber doch, auf dem Wege zur Wohlhabenheit, selbst von ihrem Grundherrn fortgeholfen, wenigstens nicht gehindert werden; weil diese den Vortheil zu gut empfinden, den ihnen die Gewalt über wohlhabende Unterthanen und für die Gewerbe derselben, die Benuzzung ihrer Produkte, gewähren. Nun sagt das alte Sprichwort: „Gut, giebt Muth.“ und dieß mag uns auch hier in Anwendung auf die Städte einen Wink geben. Noch immer sind sie Unterthanen; also —

Wilhelm. Also keine Mitglieder der Gesellschaft; kein eigentlicher Theil der Nation; — wenigstens in den Augen des Adels und des Fürsten. — Jezt seh ich, wohin das Sprichwort uns winkt. Die Städte, oder der Bürgerstand — Nicht wahr, das ist Eins?

Rüdiger. Völlig ein und dasselbe.

Wilhelm. Dieser also wird nun wünschen auch ein Mitglied der Gesellschaft, ein Theil des Staats zu werden; oder, wie du sagen würdest, — seine völlig verlorne Menschenrechte wenigstens zum Theil wieder zu erhalten. Dieß wird nun der Fürst oder Monarch begünstigen, um dadurch die Macht des Adels zu schwächen; wird

ihnen z. B. einen Theil an den gesellschaftlichen Anordnungen erlauben, welche sonst der Adel allein machte; — damit diese sich dann wieder auf seine Seite gegen den Adel stellen sollen.

Rüdiger. Und weil, würde ich hinzusezzen, der Adel schon an sich, durch die Befreiung eines Theils seiner Unterthänigen; geschwächt werden muß.

Wilhelm. Sollten nicht die Monarchen in manchen Staaten diesen Pfiff erst von dem Adel gelernt und ihn nur nachgeahmt haben? Wenigstens ist es mir hin und wieder so vorgekommen.

Rüdiger. Dem sey wie ihm wolle, so erhellet hieraus: wie die Herrschsucht einem großen Theile der Menschengesellschaft wieder zu einiger Uebung der Menschenrechte verholfen habe, die ihnen ein kleinerer abgedrungen oder abgezwungen hatte. Auch mußte dieß allerdings die Macht der Aristokraten sehr schwächen oder vielmehr beugen unter der Gewalt des Monarchen. Diese erhebt sich nun desto kräftiger, umschlingt den Adel mit einer goldnen und den Bürgerstand mit einer eisernen Kette; und unbeschränkt, ungehemmt, nach allen Seiten auf gleiche Weise, ohne Hinderniß hinwirkend, steht nun der Monarchen-Despotismus auf den

Schultern der ganzen Gesellschaft. Und wie mag es nun um die Menschenrechte aussehen?

Wilhelm. Ohnzweifel sehr schlecht. Denn wenn ich den Sinn des Worts Despotismus recht fasse, so kann er nur durch die Hemmung jeder, nicht von ihm erlaubter, oder geleiteter, Uebung der Menschenrechte sein Dasein erhalten.

Rüdiger. Nach meiner Einsicht hast du ihn hierin sehr richtig gefaßt. Sein Grundsaz ist: alle wirksamen Kräfte, in der ganzen Gesellschaft, müssen nur Werkzeuge in meiner Hand seyn; mein Dasein und meine Größe nur noch mehr bestätigen. Daher, siehst du selbst ein, darf er durchaus keine freie Uebung der Menschenrechte dulden. Freiheit der Gesellschaftsmitglieder steht mit seiner Natur im offenbaren Widerspruch; ihr Leben würde sein Tod werden, also muß sein Leben, schnelleres oder langsameres Gedeihen, ihr auch einen schnelleren oder langsamern Tod bringen. Gleichheit? — Wo Höhe seyn soll, müssen Abstufungen seyn. Wie ist es möglich, in der Mitte einer Gesellschaft gleich großer Menschen, alle zu überschauen? Je mannichfaltiger die Verhältnisse der Abhängigkeit sind, desto fester und unerschütterlicher ist ihr Gebäude und uneinge-

schränkte, unbedingte Abhängigkeit zu erhalten ist ja die Seele des Despotismus. Eigenthum endlich, — durch Eigenthum ist ja der Despotismus auf die Höhe gehoben, er weis nur zu gut, was dieß vermag. Daher muß es so viel als möglich eingeschränkt; so viel als möglich die belebende Kraft dieses Feuerelements ab und in den Brennpunkt des Despotismus zusammen gelenkt werden. Begreifst du dieß Raisonnement, mein Sohn?

Wilhelm. Ich gestehe, es kostet mir Mühe, allein ich hoffe dennoch es gefaßt zu haben.

Rüdiger. Doch ist dieß noch nicht alles. Die Nothwendigkeit, die Kräfte aller Art seiner Wilkühr zu unterwerfen, und die Leichtigkeit, womit er dieß nach und nach in allen Verhältnissen der Gesellschaft durch Hülfe der Menschenfurcht, bewerkstelligt, läßt den Despotismus nun, in seinen Anmaßungen, immer weiter gehn. Nicht genug, daß er die Kräfte des Körpers willkührlich modificirt; er will auch dieselbe Procedur mit den Kräften des Geistes vornehmen; nicht genug, daß er die Kräfte des Willens nach seiner Wahl lenkt; er will auch die Kräfte des Verstandes an seinen Fesseln führen; nicht genug, daß er die Thätigkeit, die nach aussenhin wirkt, einschränkt; er will auch sogar der Maaß und Ziel sezzen, die

im Innern verborgen, sich selbst unbegreiflich und unaufthaltsam durch sich selbst fortgerissen und fortgedrängt, vielleicht selbst der Gottheit zu hemmen, aufzuhalten, oder in Ruhe zu sezzen nicht mehr möglich ist.

Wilhelm. Was reißt dich so hin, Vater! Izt erhebst du dich über meine Fassungskraft.

Rüdiger. So ist es Zeit daß ich schweige. Lieber Sohn, es giebt ein Wort, das heißt Toleranz oder Duldung, das den Despotismus am aller unverkennbarsten charakterisirt und ewig das schauderhafteste Monument desselben seyn und bleiben wird und ihn zugleich ärger anklagt, als alle Greuel des Druks und der Gewaltthätigkeit zusammen genommen.

Wilhelm. Warum, mein Vater, Dulden, ich dächte das wäre menschlich?

Rüdiger. Menschlich? findest du es menschlich, zu dulden, daß Licht helle ist und der Sonnenstrahl gerade ausfährt; daß der Schall in dein Ohr dringt und ein Druk deine Nerven erschüttert? — Du schweigst? Wisse, dieß Wort

Duldung, drückt die Erlaubniß aus, — merke wohl die Erlaubniß! — aus Nachsicht, Gunst, Gnade — zu denken, was diejenigen unabänderlichen Gesezze seiner Denkkraft zur unabänderlichsten Nothwendigkeit machen!

Wilhelm. Laß uns abbrechen, Vater, ich fasse nichts mehr von dem, was du redest.

Siebentes Gespräch.

Streben der Gesellschaft, nach der Wiedererlangung der ihr gewaltthätig entzognen Menschenrechte.

Rüdiger. Du hast ja noch immer eine so tiefsinnige Miene, mein lieber Wilhelm, als ob du dem Steine der Weisen, oder dem primum mobile auf die Spur gekommen wärest; — darf man wohl nach dem Gegenstande deiner Meditation fragen?

Wilhelm. Ich wollte dich so eben um deinen Beistand bitten, der mir schon so oft aus der Noth geholfen hat und den du mir izt gewissermaßen zu gewähren verpflichtet bist, da du meine Denkkraft in die Verlegenheit, worin sie sich befindet, selbst gesezt hast.

Rüdiger. Wie so? mein Sohn, hast du auch Beweise für diese Beschuldigung?

Wilhelm. Der Gegenstand, worüber ich mir den Kopf zerbreche, ist, glaube ich, Beweises genug. Erinnerst du dich wohl noch des Endes unserer lezten Unterredung?

Rüdiger. O ja, du brachst sie so schnell ab. —

Rüdiger. Mußte ich nicht? Fingst du nicht auf einmal an, dich über mir in die Höhe zu heben, da du bisher mich Schritt vor Schritt auf einem ebenen Wege geführt hattest. Muß

nicht der Schwache zurük bleiben, wenn der Starke, der ruhig bei ihm herschlenderte, nun auf einmal Riesenschritte macht? —

Rüdiger. Nun so gar groß waren doch diese Riesenschritte eben nicht. Indessen damit du siehst, daß ich gern fortan neben dir herwandele, so bin ich bereit wieder zu dir zurük zu kehren; wenn du mir nur den Standpunkt, wo wir zulezt neben einander waren, noch angeben kanst.

Wilhelm. Das werde ich ja, denn ich habe mich seit der Zeit noch nicht einen Augenblik von da entfernt. Hier ist er und du zeigtest mir zulezt, was mir freilich noch immer völlig unverständlich geblieben ist, den Despotismus, wie er sich bemühte, auch die Kräfte des Menschen einzuschränken, die eines Jeden eigener Wilkühr nicht einmal unterworfen sind.

Rüdiger. Du scheinst mich schon besser verstanden zu haben als du selbst zugestehst. Welches können diese Krätfe seyn?

Wilhelm. Die Kräfte des Denkens.

Rüdiger. Und diese wären nicht unserer Wilkühr unterworfen?

Wilhelm. Nein gewiß nicht. Ist es dir möglich, die Dinge so zu erkennen, als du wilst; oder wirst du sie nicht vielmehr so erkennen, als sie dir erscheinen?

Rüdiger. Du wirst mir schon wieder etwas unverständlich.

Wilhelm. Ich meine, ob du wollen kanst, daß ein Gegenstand, der dir izt schön erscheint; in dem andern Augenblikke sich dir als häßlich darstelle? oder daß du den Gedanken, die Schlußfolge, welche dir izt als falsch einleuchtet, in der folgenden Minute, als Konsequent und wahr erkennest, weil du es in dieser Minute so willst? —

Rüdiger. Izt, verstehe ich: du glaubst also, daß unsere Denk- und Vorstellungskraft keiner Wilkühr unterworfen sey?

Wilhelm. So glaube ich mit der festesten Ueberzeugung.

Rüdiger. Und ich mit dir. Und daraus würde denn freilich folgen, daß Kräfte, die überall keiner Wilkühr unterworfen sind, auch der Wilkühr einer Obrigkeit nicht unterworfen werden könnten. Gleichwohl lag dem Despotismus zu viel daran, dieselben in ihrer Entwikkelung und Wirksamkeit aufzuhalten.

Wilhelm. Vielleicht weil er schon eine Ahndung hatte, daß diese ihm einst den Untergang bereiten würden.

Rüdiger. Vielleicht auch, weil er sich noch erinnerte, daß diese ihn, durch ihren Bei-

stand und durch ihre Richtung gegen die Aristokraten auf diese Höhe gehoben hatten, wenigstens bei seiner Erhebung zu Hülfe gekommen waren. Was nun hinauf heben kann, kann auch wieder herunter reissen und also —

Wilhelm. Aber da müßte er doch, sollte ich denken, das Vergebliche eines solchen Bemühens bald einsehn und erfahren —

Rüdiger. Nicht sobald, als du glaubst. Es ist nichts seltenes, daß der Despotismus mit der Denkkraft Jahrhunderte in ofner Fehde begriffen ist; sie auf alle Weise und von allen Seiten, mit den Waffen der Gewalt, angreift, und nicht selten recht sehr in die Enge treibt.

Wilhelm. Ich erstaune. Wie ist dieß möglich?

Rüdiger. Wie dieß möglich ist? Kanst du die Kräfte denken, die sich entwikkeln und wirksam werden, ohne Nahrung und Raum für freie Uebung zu haben, und ohne durch Ursachen in Wirksamkeit gesezt zu werden?

Wilhelm. Ich glaube nicht. Jede animalische und physische Körperkraft wenigstens erfodert Nahrung und Uebung, wenn sie sich aus der Ohnmacht hervorarbeiten; oder eine Ursach, wenn sie sich in Wirkungen äussern soll.

Rüdiger. Und hast du jemals einen Denker gesehn, oder kannst du dir eine Vorstellung davon machen, daß Jemand, in dem Zustande der tiefsten Unwissenheit, und ohne die geringste Gelegenheit, seine Geistesfähigkeiten zu üben, zum Denker werden könnte?

Wilhelm. Nein, das scheint mir nicht wohl möglich.

Rüdiger. Siehst du nun, wie in dem Kriege des Despotismus mit der Denkkraft, der Vortheil auf die Seite des Despotismus gelenkt werden könne? — Kraft gegen Kraft in ofnem Felde, kann er freilich Nichts ausrichten und davon überzeugt ihn die Erfahrung gar bald; aber eben so bald lehrt sie ihn nun auch die Art des Krieges zu verändern. Er sucht nun seinen Feind, von allen Seiten, einzuschliessen; ihm jede Zufuhr, wodurch er Nahrungsmittel erhalten könnte, abzuschneiden; den Raum für seine Waffenübungen, so sehr als möglich, zu beengen; Ueberläufer zu verleiten und an sich zu ziehen; einzelne die Ausfälle wagten, aufzufangen oder niederzumachen; und endlich durch verfälschte und vergiftete Nahrungsmittel die Pest des Aberglaubens und der Unwissenheit in das Lager einzuführen, die denn insbesondere von dem ausgehungerten großen Haufen verschlungen werden und so nach und nach das ganze Heer vergiften und schwächen. Die weni-

gen, die sich dagegen bewahren, ehr Hungers sterben, als sich dieser Nahrungsmittel bedienen; werden aber eben deshalb auch bald Hungers sterben, oder doch wenigstens so kraft- und muthlos werden, daß sie nichts weiter zu unternehmen wagen. Und was hindert dann die gänzliche Unterjochung? —

Wilhelm. Ich fühle die Wahrheit dieses traurigen Bildes; aber dennoch regt sich in mir ein Widerstreben dagegen, daß es so weit kommen müsse? wenigstens allemal so weit kommen müsse. Es kann doch dem Despotismus nicht immer gelingen, die Denkkraft so ganz und gar einzuschliessen?

Rüdiger. Nein, mein Sohn, Dank sey der wohlthätigen Gottheit und ihren ewigen, unwandelbaren weisen, Gesezzen! Das kann es auch nicht. Allein wenn es ihm auch nur eine Zeitlang, oder von einigen Seiten, gelingt; so, siehst du wohl ein, muß es doch die Denkkraft schwächen, aufhalten, in ihrer Wirksamkeit hindern; und damit muß sich denn der Despotismus auch meistens genügen. Doch hat er auch noch ein sehr wirksames Mittel, dessen er sich weit mehr, als der offenbaren Gewalt bedient hat, weil er es unter dem Scheine des Rechts thun konnte und es dem Despotismus aller Art eigen ist, daß er diesen so lange und so viel als möglich beibehält.

Wilhelm. Und das wäre? — ich bin äusserst begierig — Unter dem Scheine des Rechts —

Rüdiger. Läßt er ein Gesez ausgehen — denn izt hängt es nun schon ganz allein von ihm ab, Gesezze zu machen und in Ausübung zu bringen — ohngefähr folgendes Inhalts: Das Grundgesez aller Gesellschaften sey, daß Niemand seine Kräfte dahin üben müsse und dürfe, wo sie andern Mitgliedern der Gesellschaft schaden können. Nun schade aber die freie Aeusserung der Denkkraft andern Mitgliedern; folglich solle verboten seyn: seine Denkkraft gegen andere Mitglieder frei zu äussern.

Wilhelm. Welches ist denn aber der Beweis für die als bewiesen angenommene Voraussezzung? Aeusserung der Denkkraft ist doch wohl, wenn ich rede und schreibe, was ich denke —

Rüdiger. Was sollte es anders seyn?

Wilhelm. Und woher ist denn nun erwiesen, daß die freie Aeusserung dessen, was ich denke, andern Gesellschaftsmitgliedern schade und schaden müsse?

Rüdiger. Ist es nicht Beweises genug, daß sie dem Despotismus schadet! —

Wilhelm. Von der Seite hatte ich es freilich noch nicht angesehn! Aber was wird denn der Despotismus durch dieß Gesez gewinnen?

Rüdiger. Sehr viel, dafern es ihm gelingt, es zur Ausübung zu bringen; denn würde dieß nicht am Ende alle Uebung, wo nicht ganz aufhörend machen, doch wenigstens sehr einschränken? —

Wilhelm. Freilich das seh ich ein; aber nicht so, wie es möglich seyn dürfte, dieß Gesez in Ausübung zu bringen. Wer mag die Wege der Mittheilung der Gedanken alle versperren, sie sind ja mannichfaltiger und verborgener, als die der Luft — und wer mag diese abhalten!

Rüdiger. Freilich Niemand ganz; aber doch das starke Eindringen derselben; doch so weit, sie nicht mehr im Stande ist, ihre Federkraft, nach aussen hin, stark wirksam werden zu lassen. Siehst du die Anwendung dieses Bildes? —

Wilhelm. Ich glaube, mein Vater.

Rüdiger. Nun so darf ich mich nicht dabei aufhalten. Du siehst also, daß es dem Despotismus wohl eine Zeitlang gelingen könne, diesen seinen Todfeind in dem Zustande der Unschädlichkeit zu erhalten? —

Wilhelm. Das kann aber doch nur seyn, wenn dieser noch nicht Kraft genug hatte,

den ersten Einschränkungen zu widerstehn; — wenn er noch in dem Zustande der Entwikkelung, in dem Jünglingsalter der Ausbildung war. —

Rüdiger. Auch gestehe ich, daß er, in dem entgegengesezten Falle, nur sehr wenig Vortheil wird erlangen können und nur ein Streben zweier Kräfte, ein Kampf zweier gleich hartnäkkiger Kämpfer auf Leben und Tod daraus entstehen und am Ende, allemal zum Vortheil der Denkkraft, sich entscheiden wird.

Wilhelm. Du meinst, die Denkkraft werde den Despotismus, aller Gewalt und Kunstgriffe zum Troz, dennoch endlich besiegen?

Rüdiger. Ohnfehlbar nach langem oder kurzem Kampfe; oder nach längerer oder kürzerer Unterwerfung.

Wilhelm. Unterwerfung? Kann und wird sich die Denkkraft jemals unterwerfen?

Rüdiger. Wenn du eine Feuermasse in eine Kluft der Erde zusammendrängtest, wenn du ihr nach und nach alle Auswege verrammeltest und alle Oefnungen verstopftest; — was war die Folge davon?

Wilhelm. Das Feuer blieb eine Zeit lang unter der Erde verborgen, bis es endlich

den Boden in die Höhe sprengte und mit desto unaufhaltsamerer Kraft hervorbrach.

Rüdiger. Oder nimm ein anderes Beispiel: wenn der gewaltigere Feind den Schwächern in eine Verschanzung drängte und sich davor lagerte, mit seiner überlegenen Kraft: wird sich der Belagerte deshalb gleich ergeben?

Wilhelm. Ich glaube nicht ehr, als bis er ausgehungert ist.

Rüdiger. Wird er diesen Zeitpunkt allemal ruhig und unthätig abwarten?

Wilhelm. Vielleicht wird er ruhig scheinen, um im Stillen desto thätiger zu seyn; oder auch um den Feind einzuschläfern.

Rüdiger. Am wahrscheinlichsten ist, daß die Kraft, die nicht nach Aussen wirken kann, nun nach Unten wirkt; daß der Eingeschloßne eine Mine gräbt und — eh sich der Gegner versieht —

Wilhelm. Dann wenn dieser am sichersten ist, ihn in die Höhe sprengt und für immer zernichtet. — Ich seh izt deutlich, was das Beispiel andeutet. Aber nennst du das Unterwerfung der Denkkraft?

Rüdiger. Ich nicht, mein Sohn, aber der Despotismus nennt es so; schmeichelt sich damit, das Unmögliche möglich gemacht zu haben;

oder doch in diesem Momente möglich zu machen; und findet in eben diesem sein Ende. — Doch es ist Zeit diese Erscheinung in unsre Gesellschaft überzutragen. Was glaubst du, welcher Stand mögte an dieser Ereigniß den meisten Antheil haben? Etwa der der Aristrokraten?

Wilhelm. Wohl nicht; er steht ja izt auf der Seite des Monarchen.

Rüdiger. Ich habe noch andere Gründe, warum es dieser nicht seyn könne. Im Besiz der Grundstükke, von denen er sich nährt und mit einer Menge von arbeitenden Händen umgeben, die ihm jede Sorge und Mühe, um die Benuzung seiner Grundstükke abnehmen, hat er wenig Gelegenheit seine Denkkraft zu üben. Die Sorge, die Gunst des Fürsten sich zu eigen zu machen und seiner Bestimmung, als ein fruges consumere natus, nach zu leben, sind die Einzigen, die ihn beschäftigen. Er will uichts erlangen; — er will nur erhalten und geniessen.

Wilhelm. Du hast recht, gerade das Gegentheil von diesem findet unter dem Bürgerstande statt.

Rüdiger. Freilich, mein Sohn. Dieser erhält ein stets reges Streben aller geistigen Kräfte; ist unaufhörlich geschäftig, sie im Handel, in Künsten, in Wissenschaften 2c. anzuwenden, und kann auch eben deshalb an der Kommunikation seiner Ge-

danken und Einsichten am wenigsten verhindert werden. Schränkst du den Gelehrten ein, so wirkt der Künstler fort; und wilst du dem Geiste dieses Fesseln anlegen, so wird der Kaufmann schreien. Die Gewerbe werden in Stokken gerathen, die Habsucht des Despotismus wird leiden und er wird überhaupt die Zügel etwas lokkerer halten müssen. — Diese Menschenclassen werden also auch zuerst die Einschränkung ihrer Menschenrechte unangenehm empfinden und durch den Sturz des Despotismus sie wieder an sich zu bringen suchen. Von diesen wird eine Revolution ausgehn. —

Wilhelm. Revolution? — das wäre also wohl der Zustand einer Gesellschaft, in welcher jedes Mitglied alle seine Menschenrechte wieder zu erlangen sucht? —

Rüdiger. Alle seine Menschenrechte? hast du vergessen? —

Wilhelm. Verzeih, ich wollte sagen: alle die Menschenrechte, oder den Grad der freien Uebung derselben, die ihm gewaltthätig entrissen sind.

Rüdiger. Auf welche er also nicht freiwillig Verzicht gethan hat. So lasse ich mir diese Erklärung gefallen. Führt dich nun wohl dein Nachdenken darauf, was die Foderungen seyn würden, welche diese Gesellschaftsmitglieder dieser Revolution zum Grunde legten?

Wilhelm. Ohnzweifel völlige Freiheit und Gleichheit, in dem Gebrauch ihrer Menschenrechte.

Rüdiger. Man merkt es dir an, daß du noch ein Jüngling bist; du hast dich schon zum zweitenmale in dieser Revolution, ausserhalb den Schranken der Gesellschaft ertappen lassen. Völlige Freiheit? —

Wilhelm. Es ist wahr, die kann in keiner gesellschaftlichen Verbindung statt finden. Ich wollte auch nur sagen: Völlige Freiheit, sich selbst die Einschränkung ihrer Menschenrechte zu bestimmen und sie so weit zu üben, als sie sich diese Schranken bestimmt hatten.

Rüdiger. Wenn du es so meinst, so nehme ich an deiner Revolution Antheil; vorausgesezt, daß du dich über deine völlige Gleichheit auf ähnliche Weise erklärst. —

Wilhelm. Auch hier verlange ich nichts weiter, als daß diese Einschränkung völlig gleich — unter allen Ständen völlig gleich sey.

Rüdiger. Wie meinst du das?

Wilhelm. Ich meine, daß auf keine Weise ein Stand oder ein Gesellschaftsmitglied sich die Einrichtungen eines andern müsse gefallen lassen, wenn er nicht vorher ihm seine Rechte völlig freiwillig abgetreten habe.

Rüdiger. Also würdest du nicht diese Gleichheit auf Vermögen und Besizzungen ausdehnen? Nicht verlangen, daß alle gleiches Eigenthum haben; z. B. Alle Grundstükke wieder gleich vertheilt werden sollten?

Wilhelm. Wie sollte mir das einfallen? und wozu sollte doch das in der Welt helfen. Ich habe ja eingesehen, daß sich eine völlige Gleichheit des Eigenthums doch durchaus nicht auf die Dauer erhalten läßt; und wozu sollte die Vertheilung der Grundstükke anders dienen, als um Hungersnoth zu bewirken?

Rüdiger. Wie so? Die Größe des Bodens und seine Fruchtbarkeit bleibe ja dieselben.

Wilhelm. Aber nicht die arbeitenden Hände. Was könnte dem Handelsmann, dem Künstler, dem Gelehrten — an einem kleinen Stük Akkers liegen, daß er selbst zu bearbeiten weder Zeit, Geschik, noch Lust hatte und das er doch an einen andern weder verkaufen noch verschenken — selbst vielleicht nicht einmal verpachten dürfte?

Rüdiger. Es scheint freilich schimärisch; in dem Handel und übrigen Gewerben aber noch weit schimärischer, Gleichheit des Eigenthums bestimmen zu wollen. Aber das würdest du doch zugeben, daß jeder Staatsbürger z. B. gleiches Recht haben solle, sich ein Grundstük anzukaufen,

oder in jedem Gewerbe seine Kräfte, zu seinem Nuzzen, ohne Schaden der übrigen, nach eigner Willkühr zu üben.

Wilhelm. Das würde ich fodern; und daß, wenn die Gesellschaft gemeinschaftliche Lasten zu tragen, oder Beschwerden auszustehn habe, dieß auf alle nach gleichem Verhältnisse gleich vertheilt werde.

Rüdiger. Auch das ist billig. Und so kann ich denn auch wohl voraussezzen, daß du keine völlige Gleichheit der Stände begehren würdest.

Wilhelm. Ganz gewiß nicht, denn dieß würde eben so schimärisch seyn.

Rüdiger. Und warum? — Wenn es dir gefällig ist. —

Wilhelm. Wir haben ja gesehn, wie aus völliger Gleichheit Ungleichheit entstanden ist und nothwendig entstehen mußte; selbst da die Kultur des Geistes uud der Sitten noch nicht einmal so verschieden war, als in dem Zeitpunkte, den wir izt annehmen. —

Rüdiger. So würdest du also auch nicht leiden, daß man die Freiheit so erklärte: als ob jeder thun könne, was ihm einfiele, ohne sich weiter an etwas zu binden, als seinen Willen —

Wilhelm. Gott behüte, dieß würde ja ohnfehlbar den Untergang der Gesellschaft nach sich ziehen, die schlechterdings Ordnung und Einschränkung erfordert.

Rüdiger. Soviel ich nun also sehe, würde deine Gesellschaft und zwar die Mitglieder, deren Denkkraft die Revolution bewirkt hatte, oder doch ähnliche zusammen treten, und eine neue Ordnung einführen?

Wilhelm. Das würden sie, so schnell als möglich.

Rüdiger. Könnte es nicht auch seyn, daß sie sich dabei begnügten, die alte Ordnung der Dinge zu verbessern?

Wilhelm. Ich zweifle, mein Vater.

Rüdiger. Und warum?

Wilhelm. Das könnte doch wohl nicht anders geschehen, als wenn der Despotismus alle die Gewalt aufopferte, die er widerrechtlich an sich gerissen hatte: wenn er sich ganz in sein voriges Verhältniß, einer eingeschränkten Obrigkeit, wieder zurükführen liesse; wenn auch der Adel ähnliche Aufopferungen machte. —

Rüdiger. Freilich auf andere Weise würde es nicht wohl denkbar seyn.

Wilhelm. Und da zweifle ich sehr, ob so wohl der monarchische als aristokratische Despotismus dazu geneigt seyn mögte. —

Rüdiger. Ich zweifle mit dir; vielmehr glaube ich, würden auch hier die beiden schon anderweitig angewandten Erfahrungssäzze wieder in Wirksamkeit erscheinen. —

Wilhelm. Ja, wer im Besiz der Gewalt ist, opfert ehr alles auf, als sie; und wer im Erlangen der Gewalt ist, wird schwerlich so leicht stehen bleiben können.

Rüdiger. Daraus würde denn freilich folgen, daß der Despotismus durch Gewalt, oder dafern dieß nicht mehr möglich sey, durch List und Intrigue alles anwenden werde, seine Gewalt in ihrer ganzen Ausdehnung zu erhalten, und daß die Gesellschaft durch diesen Widerstand nur eifriger werden mußte, und sie ihm endlich ganz entrissen wurde. Und so würde dann freilich eine ganz neue Ordnung der Dinge — neue Constitution nöthig seyn. Aber dafern es möglich wäre, diese oben angeführten Uebel zu vermeiden, was würdest du dann für das Beste halten?

Wilhelm. Anfangs glaubte ich eine ganz neue Verfassung müsse doch besser seyn, weil sie leichter vor allen Fehlern bewahrt werden könne. —

Rüdiger: Der Meinung bist du izt nicht mehr? Dieß scheint mir doch sehr richtig zu seyn. —

Wilhelm. Das glaube ich ebenfalls noch, nur ist mir bei näherm Nachdenken eingefallen, daß die Einführung einer ganz neuen Konstitution sehr gefährlich werden könne.

Rüdiger. Gefährlich! Wie so? —

Wilhelm. Wie, wenn nun ehrgeizige Menschen aufstehen und sich hinter den rohen Haufen stekken, um durch ihr Einblasen diesen in Bewegung zu sezzen? — Ich sehe dunkel, daß alsdann ein schreckliches Chaos entstehn müste.

Rüdiger. Es scheint mir ebenfalls so. Laß uns versuchen, ob wir nicht etwas mehr Licht hineinbringen können. Wodurch, haben wir angenommen, wurde die Revolution bewirkt? —

Wilhelm. Durch die Denkkraft.

Rüdiger. Worauf beruhete sie also?

Wilhelm. Wohl auf Verstandeseinsichten und Vernunfturtheile.

Rüdiger. Welches werden nun die Mitglieder seyn, von denen sie zuerst ausgegangen ist?

Wilhelm. Ohnzweifel die Einsichtsvollesten und Vernünftigsten.

Rüdiger. So lange also diese allein handeln; so lange jene Grundlage dem neuen Gebäude bleibt, wird gewiß alles gut gehen. Nun aber frägt sichs freilich: ob dieß so leicht möglich ist?

Wilhelm. Ja daran stieß ich mich auch vorhin.

Rüdiger. Werden die Verständigsten auch allemal an der Zahl die meisten seyn?

Wilhelm. Wohl gerade das Gegentheil; allein ihre geistigen Kräfte können ihnen doch immer ein großes Uebergewicht geben.

Rüdiger. Das können sie; gleichwohl liegt hier eben die Gefahr verborgen. Auch in einem aufgeklärten Volke wird der große Haufe immer nur eingeschränkten Verstandes seyn, weil er von Kindheit an nur seine Körperkräfte übt. Werden also die Vernünftigen mit der Vernunft geradezu auf sie wirken können?

Wilhelm. Wenigstens nur sehr schwach. —

Rüdiger. Oft gar nicht. Sie müssen also einen andern Weg suchen, um ihre Handlungen nach ihren vernünftigen Principien zu modificiren. Und diesen finden sie nur? —

Wilhelm. In der Gefühlsfähigkeit — in den Leidenschaften? —

Rüdiger. So denke ich; und so lehrt es die Erfahrung. Auf ihre Leidenschaften müssen sie also wirken, um ihre Handlungen zu modificiren. Siehst du nun die Gefahr, die du vorhin andeutetest, noch nicht heller und bestimmter?

Wilhelm. O gewiß! Nun dürfen also nur ehrgeizige, eigennüzzige Menschen aufstehen und um das an sich zu bringen, was den Despoten entrissen ist, die Leidenschaften des Pöbels aufregen und verführen; — ihm dann noch einige falsche Begriffe in den Kopf sezzen. —

Rüdiger. Zum Beispiel?

Wilhelm. Z. B. Freiheit sey: alles thun zu können, was einem gelüste: Gleichheit bestehe in der gleichen Vertheilung der Grundstükke, oder darin, daß ein Sakträger den Minister Du nennen und ihn auf der Straße überrennen könne und dürfe. —

Rüdiger. Oder, was noch schlimmer wäre, — Sie dürften ihm nur vorsagen: die Majestät stehe allein bei dem großen Haufen — Pöbel — Volk. Dieß sey Richter, Gesezgeber, Henker. — Sie dürften ihn nur erst Mord und Blutdurst kennen lehren — und du könntest eben so gut in der Gesellschaft wilder Thiere, die der Kette entbunden sind, hausen, als unter einem Volke, wo der Pöbel die Gewalt

seiner rasenden Leidenschaften kennt und gelernt hat, daß er das Mordschwerd führen kann und darf.

Wilhelm. Ich begehre nicht unter beiden zu wählen; ich verabscheue sie beide.

Rüdiger. Und doch entstand dieß aus dem eben so gerechten als menschlichen Streben, seine gewaltsam geraubten Menschenrechte wieder zu erlangen und zu üben; dennoch ging diese Revolution aus der höchsten und edelsten Uebung der Denkkraft hervor; — und ist die Gesellschaft izt glücklicher, als da sie der Despotismus drükte?

Wilhelm. Zehnmal, hundertmal unglüklicher!

Rüdiger. Ist sie freier als damals?

Wilhelm. Diese Volksmajestät ist der schreklichste und furchtbarste Despot, der sich denken läßt. Ich glaube, die Vernunft kann nie schreklicheren Verfolgungen ausgesezt seyn, als in dieser Anarchie? — Heißt es nicht so?

Rüdiger. Ganz richtig. Und konnten die Weisen und Guten diese Wendung der Revolution mit Sicherheit verhindern?

Wilhelm. Ich zweifle. Vielleicht eher, wenn sie weniger weise und gut gewesen wären.

Rüdiger. Und nun noch die lezte Frage: Ist also Revolution, auch dann, wenn der Despotismus sehr drükt, allemal Befreiung? Verbesserung? Glük? — Und ist es nicht oft viel weiser, das Joch zu tragen, als es von sich zu werfen?

Wilhelm. Allerdings. Denn vorher drükte es doch nur meinen Nakken; izt aber kan es ein Wüthender, dem meine Gebärde mißfällt, ergreifen und mir den Kopf damit zerschmettern.

Rüdiger. Du siehst also, daß jeder ruhige Staatsbürger nicht voreilig in senen Wünschen und Streben seyn und, so lange es erträglich ist, auch gewiß gern tragen wird.

Achtes Gespräch.

Verderbliche und heilsame Bewahrungsmittel, vor gewaltsamen Revolutionen und Anarchie.

Wilhelm. Du sagst wohl, mein Vater: jeder ruhige Staatsbürger würde Revolutionen zu verhindern suchen und deshalb lieber ertragen, so lange er könne. Wir haben aber, unter obigen Voraussezzungen, gefunden: daß die Revolution nothwendig und unvermeidlich war. —

Rüdiger. Und dennoch, behaupte ich, hätte sie vermieden werden können.

Wilhelm. So wirst du auch so gütig seyn, mich darüber näher zu belehren, damit mich deine Behauptung auch überzeuge.

Rüdidiger. Von Herzen gern, mein lieber Wilhelm, doch werde ich auch hier, wie bisher, und vielleicht noch mehr, als bisher, deiner eignen Denkkraft überlassen müssen. Um dein Verlangen zu erfüllen, muß ich dich bitten, mir etwa ein halbes oder ganzes Jahrhundert auf dem Wege rükwärts zu folgen, den die Gesellschaft, die izt in dem Zustande der Anarchie sich befindet, bisher genommen hatte und auf welchem wir ihr, von Ferne beobachtend, gefolgt sind.

Wilhelm. Ich folge dir, wie du weißt, überall gern blindlings; allein ich wünschte doch hier deine nähere Absicht zu wissen.

Rüdiger. Sehr gern. Hier ist unser Standpunkt und hier meine nähere Absicht. Wir wählen die Zeit, wo die Gesellschaft zuerst die uneingeschränkten Anmaßungen des Despotismus drükkend empfand und wollen nun genau unsere Aufmerksamkeit darauf richten: was die Obrigkeit für Mittel wählte, die unruhigen Regungen zu unterdrükken. —

Wilhelm. Wir haben derselben schon erwähnt. Sie suchte die Denkkraft zu schwächen und wo möglich ganz zu unterdrükken und zog daher die Zügel ihrer Beherrschung noch schärfer an, suchte sich noch mehr hinter Gewalt zu verschanzen.

Rüdiger. Ich weis wohl, daß wir schon mehrere Proceduren dieser Art angedeutet haben. Gleichwohl habe ich eine der allerwichtigsten damals nur kaum berührt, weil ich voraussah, daß die Folge unserer Unterredungen uns noch einmal darauf zurückführen würde.

Wilhelm. Und diese wäre?

Rüdiger. Haben wir nicht schon des Aberglaubens und der Unwissenheit, als eines der wirksamsten Mittel, die Denkkraft zu unterdrükken, erwähnt?

Wilhelm. Ich erinnere mich dessen, und die Wirksamkeit dieses Mittels ist mir vollkommen einleuchtend.

Rüdiger. Aber dennoch hast du sie noch nicht in dem Lichte gesehn, wo sie am stärksten in

die Augen fällt, und von der Seite, wo sie am meisten angewand worden ist.

Wilhelm. Du machst mich sehr aufmerksam.

Rüdiger. Unter Unwissenheit denkst du dir doch? —

Wilhelm. Mangel an Kenntnissen aller Art.

Rüdiger. Und unter Aberglauben?

Wilhelm. Die Gewöhnung, Etwas ohne Grund als wahr anzunehmen nnd als wahr festzuhalten.

Rüdiger. Glaubst du nun wohl, daß, in alle Abtheilungen menschlicher Kenntnisse, Unwissenheit und Aberglaube eingeführt werden könne?

Wilhelm. Leider sah ich es nur zu deutlich ein.

Rüdiger. Also auch in die der Religionserkenntniß?

Wilhelm. Es folgt ja sehr natürlich; auch hast du mich wohl schon mit einigen Vorurtheilen dieser Art bekannt gemacht.

Rüdiger. Und diese sind es, welche der Despotismus am eifrigsten benuzt hat, und benuzt, sein Ansehen und seine Macht zu erhalten.

Wilhelm. Doch kann ich mir hievon, ohne deine Hülfe, noch keine bestimmte Vorstellung machen.

Rüdiger. Kennst du den Ausdruk, Religion?

Wilhelm. Wie sollte ich nicht! —

Rüdiger. Und was denkst du dir dabei?

Wilhelm. Die Anwendung der Gottheitserkenntniß auf die Ausbildung unserer Sittlichkeit.

Rüdiger. Was liegt also dieser Religion zum Grunde?

Wilhelm. Meine Kentniß der Gottheit.

Rüdiger. Und wonach wird sich diese richten und modificiren?

Wilhelm. Nach der individuellen Modifikation meiner Denkkraft —

Rüdiger. Aber worin wird sie sich nun äussern?

Wilhelm. In meiner Handlungsweise; denn sie besteht ja in der Anwendung jener Erkenntniß, auf meine sittliche Natur.

Rüdiger. Kann also eine verschiedene Art von Gottheitserkenntniß auch eine verschiedenartige Handlungsweise bewirken?

Wilhelm. Sie kann dieß wohl nicht allein; sondern sie muß es auch —

Rüdiger. Vorausgesezt, daß wir uns gewöhnt haben, sie auf unsere Handlungsweise anzuwenden — oder was einerlei ist, wenn wir nicht blos Religion kennen, sondern auch haben.

Wilhelm. Freilich, ausserdem möchte sie wohl ziemlich gleichgültig seyn.

Rüdiger. Für einen, der Religion hat, wird es aber da gleichgültig seyn; ob er sich die Gottheit als einen Despoten, oder als einen gütigen Vater, oder nur ganz abstrakt, als den Inbegriff aller Vollkommenheiten, und die Ursach aller Wirkungen gedenkt?

Wilhelm. Es ist leicht einzusehn, daß dieß nicht seyn kann —

Rüdiger. Und warum es nicht seyn kann. Wonach wird sich aber die Religion aller dreier modificiren?

Wilhelm. Nach ihrer Erkenntniß, denke ich.

Rüdiger. Wer also nun durch Religion auf die Handlungsweise wirken wollte, würde der nicht zuerst auf die Modifikation der Religionsbegriffe würken müssen?

Wilh. Aber nie würde das möglich seyn. Die Religionsbegriffe hängen ja von meiner Erkenntniß und diese von meiner Denkkraft ab; — die Denkkraft aber ist keiner willkührlichen Beherrschung unterworfen.

Rüdiger. Aber doch wohl einer Schwächung, Erlahmung — Unterwerfung —

Wilhelm. Unterdrükkung, willst du sagen. Nicht Unterwerfung.

Rüd. Erlaube mir; Unterwerfung, wollte ich sagen. Aber nicht unmittelbare Unterwerfung, unter die Willkühr anderer Menschen;

sondern Unterwerfung unter eine andere Seelenkraft, die denn leichter zu lenken ist.

Wilh. Ha! Ich ahnde, was du meinst. Unterwerfung unter die Phantasie —

Rüdiger. Deine Ahndung ist richtig, denn sie beruht auf Erkenntniß des Wahren. Wenn man auf diese Weise die Denkkraft unterwürfig machen und durch die Herrschaft der Phantasie über dieselbe, sie selbst zu beherschen vermag; — kannst du dir denken, daß der Despotismus dieß aus der Acht lassen werde?

Wilhelm. Freilich nicht; auch seh ich nun, wie er im Stande seyn wird, sich Einfluß auf die Religionsideen der Gesellschaft zu verschaffen.

Rüdiger. Dieß muß dir noch viel deutlicher werden, wenn du dich erinnerst, daß der Despotismus ehr da war, als die Denkkraft sich regte; daß die Phantasie, die allemal weit ehr heranwächst, als die Denkkraft ihre erste Entwikkelung wagt, nun schon so lange zu seinem Gebote gestanden und von ihm also schon längst zu diesem Behuf auch angewandt war. Wenn du dieß genau auffassest; so kann es dich weniger befremden, daß der Despotismus gar so weit gegangen ist: der Gesellschaft eine Religion zu geben und ihr nachher anzubefehlen, diese und keine andere Gotteserkentniß und Religion, als die wahre und richtige anzuerkennen und zu gebrauchen.

Wilhelm. Dennoch, mein Vater, erstaune ich hierüber so sehr, als man nur immer

über die seltsamste Wundererscheinung erstaunen kann.

Rüdiger. Weil nun diese Religionen in der Phantasie ihre Grundlage haben, und wie der Despotismus selbst aus dem Oriente abstamme; so siehst du leicht ein, daß man sie auch in die Sinnlichkeit verpflanzen mußte. —

Wilhelm. Ha! da sehe ich Götzen, Abbildungen — Gottesdienst —

Rüdiger. Und weil aus der Phantasie nur auf die Leidenschaften gewirkt werden kann und doch jenes Gottesgebild auf die Handlungsweise wirken sollte —

Wilhelm. Freilich, so mußte man sich der Leidenschaften zu Motiven bedienen.

Rüdiger. Und da nun dem Despotismus an nichts weiter gelegen ist, als an Unterwerfung; Unterwerfung aber am gewissesten und unbedingtesten durch Furcht bewirkt wird. —

Wilhelm. Recht. Gottesfurcht; ich erinnere mich, schon einmal mit Schaudern davon gehört zu haben.

Rüdiger. Wo nun Furcht das Motiv seyn soll, da sind Befehle unvermeidlich und, um Befehlen Nachdruck und Wirksamkeit zu geben —

Wilhelm. Bedarf es Drohungen und Strafen. — Ich erschrekke, auch diese hat man in die Religion eingeführt! —

Rüdiger. Und um ihnen recht Nachdruk zu geben, hat man sogar der Gottheit —

oder richtiger wohl ihren Götzen oder Despoten Gott — die wildste aller Leidenschaften, die Rachbegierde beigelegt, und ihr sogar eine Zeitlang nachgelästert, daß sie den Ungehorsam gegen ihre Befehle durch Strafen züchtigen werde, die nie enden würden.

Wilhelm. Gottheit! — Gottheit! — Erhabenes, Gütiges, Liebevolles Wesen! — Und dieses Schandbild!

Rüdiger. Du siehst, mein Sohn, daß die Despoten das Bild ihres Gottes nach sich konterfaiten und richtig genug trafen. Unbedingte Unterwerfung war ihnen das Erste und Einzige Grundgesez ihrer Gesellschaft; — alles was daher aus demselben hervorgieng — nur positive Vorschriften, die keinen Widerstand, also auch keine Untersuchung zuliessen. Wirst du dich nun noch wundern, wenn du einmal von positiven Religionen hören solltest!

Wilhelm. Ich finde dieß sogar konsequent, wenn man einmal diesen Zweck erreichen wollte. Auch sehe ich nun schon ziemlich deutlich, wie der Priesterstand die Form hat erhalten können, die du mir wohl ehr beschrieben, und wie er unsern Herhold so manchmal zu Ausbrüchen des Unwillens verleiten kann.

Rüdiger. Die Priester vollendeten, was der Despotismus anfing; baueten das Gebäude, wozu jener nur die allgemeine Idee angegeben hatte, vollständig aus; so daß sie selbst überall, neben

hen dem Pallaste des Despotismus, auch noch für sich bequeme Wohnungen, Küche, Keller und Schatzkammern in dieser Feste anbrachten.

Wilhelm. Also hatte wohl der Despotismus dem Priesterstande wesentlich etwas zu danken?

Rüdiger. Das Meiste. Er ist ihm nicht nur beständig rechte Hand gewesen und geblieben, sondern auch nicht selten Herz und Hirn geworden. Dafür hat er aber auch immer einen Theil des Magens in Besiz gehabt und diesen Theil möglichst zu erweitern gesucht.

Wilhelm. Dieß konnte doch jenem nicht gleichgültig seyn. Mich wundert, daß sie sich darüber nicht zuweilen entzweiet haben.

Rüdiger. Auch ist dieß oft genug geschehen. Aber freilich nicht zum Vortheil des Despotismus. —

Wilhelm. Ich begreife, der Priesterstand gehört mit zur Gesellschaft. —

Rüdiger. Das wohl nicht; denn er ist früh genug so vorsichtig gewesen, eine eigene Gesellschaft, die unter allen Völkern sich fortsezt, zu bilden. Allein er war die Feder der Wirksamkeit; er formte das Bild des Götzen; — er meisselte die positiven Vorschriften in die ehernen Tafeln und er machte den blauen Dunst um die Spizze, so wie die Barriaire um den Fuß des Berges Sinai. — Und wie viel hing nicht von allen diesem ab? Aber freilich hatte der Prie-

sterstand denn auch wieder seine Ursachen, warum er diese Mißhelligkeiten nicht zu weit trieb. —

Wilhelm. Er war eben so despotisch, als der Despot. —

Rüdiger. Freilich und wenn das Reich mit sich selbst uneins wird, wie mag es dann bestehen! — Auch bildeten sich noch mehr Religionsformen, so wie sich Formen des Despotismus bildeten. Machte es diese Congregation dem Despotismus zu bund; so konnte er, zu einer Zeit, wo er besonders fest im Sattel saß, einmal auf den Einfall gerathen, diese Form abzuschaffen und eine andere einzuführen. —

Wilhelm. So wie er eine Uniform seines Militärs mit einem andern vertauschte! —

Rüdiger. Es versäumte zwar der Priesterstand auch nicht, hiegegen seine Maaßregeln zu ergreifen, und man muß ihm zugestehen, daß er keine zwekmäßigere hätte erfinden können.

Wilhelm. Ich fühle, daß ich deren gar keine erfunden haben würde, denn ich kann deren keine errathen.

Rüdiger. Da die Hauptabsicht der Religion war, dadurch Gehorsam zu bewirken; so kam es nur darauf an, dahin zu arbeiten, daß dieser Zwek nur durch diese Form erreicht werden konnte. Dann würde die Veränderung derselben eben so wenig gefruchtet haben, als wenn man die Medicin, woran der Kranke glaubt, mit einer andern verwechselt, woran er nicht glaubt. Ist dir dieß deutlich?

Wilhelm. Die Wirkung wohl, aber nicht so die Art, wie man dieß bewirken konnte.

Rüdiger. Die Art war so einfach, als der Verstand der Menschen einfältig war, den man gefangen nehmen wollte. Wenn jemand schon glaubt d. i. ohne darüber nachzudenken angenommen hat, daß es Geister sind und diese Geister mit Menschen reden; kann es da schwer werden diesem weißzumachen: ein bestimmter Geist habe diese bestimmte Rede gehalten.

Wilhelm. Das glaube ich nicht.

Rüdiger. Und eben so wenig Schwierigkeiten fanden die Priester denen Laien weißzumachen: diese positiven Vorschriften hat uns unser Gott selbst gesagt; folglich sind sie die einzigen wahren.

Wilhelm. Und hatte man dieß glaubend gemacht, so mußten sie es auch für diejenigen werden, von denen allein Gehorsam zu erwarten war.

Rüdiger. Um nun noch recht sicher zu gehn, wurde dieß auch in die Leidenschaften übergetragen, und dadurch die monströsen Gestalten — den Religionseifer, Religionshaß — Intoleranz — ausgebrütet.

Wilhelm. Ich habe keine Vorstellung von diesen monströsen Gestalten, wie du sie nennst.

Rüdiger. Immerhin; vielleicht ist es besser, daß du keine davon bekömmst, denn sie sind so vergiftend, daß vielleicht schon eine bloße Vorstellung von ihnen um etwas verschlimmern konnte. Das lezte müssen wir indeß doch etwas näher

ansehen, und durch sie wirst du denn freilich auch auf die übrigen, als von der Wirkung auf die Ursach zurückschliessen können. Intoleranz duldet kein Mitglied der Gesellschaft, welches sich nicht auch in die allgemeine Religionsform hineinstekt. Siehst du nun, wie sicher diese gegen eine gänzliche Vertauschung dieser Form mit einer andern bewahren muß? —

Wilhelm. Gewiß, wenn sie nicht einmal einzelne Mitglieder von einer andern Form unter sich duldet, wie wird es denn jemals möglich werden können, daß sie selbst eine andere Form annehmen sollte!

Rüdiger. Dadurch hat es denn auch wirklich der Priesterstand dahin gebracht, daß der Despotismus selbst anfing sich vor ihm zu fürchten und nun Duldung oder Toleranz zu einer Schuzwehr gegen den mächtigen Priesterstand gebrauchte. Zunahme der Bedürfnisse, Handel, Gewerbe aller Art, machten um diese Zeit den Zusammenfluß mehrerer Gesellschaften unvermeidlich. Es suchten sich daher auch mehr oder weniger von einer andern Form unter diesen festzusezzen, und der Despotismus schüzte sie, damit sie wieder in seine Wage, gegen die des Priesterstandes, einiges Gewicht legen sollten. Die Priester aber verabsäumten nun nichts, diese es fühlen zu lassen, daß sie kein eigentliches Recht hätten, in dieser Gesellschaft unversehrt zu leben und so entstanden herrschende und geduldete Religionsformen.

Wilhelm. Izt wird es mir deutlich, warum du dich neulich so über diesen Ausdruk und über die ausgedrükte Sache ereifertest. Es ist also nichts als ein nothgedrungener Kunstgriff des Despotismus: und noch dazu zeigt er an, daß nur die Religionsform einen Menschen zu einem guten Gesellschaftsmitgliede machen könne.

Rüdiger. Freilich, mein Sohn; weil nur das Einpassen in diese positive Form, unbedingte Unterwürfigkeit sichert. Eben deshalb dringen auch Despotismus und Priesterstand gleich eifrig darauf, daß Niemand geduldet werden solle, der nicht in eine dieser Formen passe.

Wilhelm. Izt begreife ich, was mir bisher stets unbegreiflich gewesen ist. Doch wird denn nun zu allen diesen die Denkkraft schweigen? Du scheinst ihrer ganz vergessen zu haben.

Rüdiger. Nein, mein Sohn, izt tritt der Zeitpunkt ein, wo sie sich ermannet und geltend macht. Was man auch versucht, sie zu bändigen, so werden doch deren immer mehr werden, die in keine Form passen. Gewalt des Despotismus und Geschrei der Geistlichkeit wird sie nicht mehr schrekken, noch weniger in ihrem kraftvollen Gange aufhalten können; mit ihrer Erscheinung wird Morgendämmerung, Tageslicht, Sonnenschein hervorgehen und auch, in einzelnen Strahlen wenigstens, dahin dringen, wo der dichte Nebel der Vorurtheile und Unwissenheit für die Ewigkeit jedes Licht zurückzuhalten

schien. Nun lernt die Denkkraft auch auf die Leidenschaften des Pöbels und unwissenden Haufen wirken; nun erwekt sie in ihm das Freiheitsgefühl, dem der bisherige Druck nur einen ergreifendern Reiz und eine furchtbarere Regsamkeit giebt; nun verdrängt man hiedurch die Furcht vor den Gözen und das Gefühl der Gegenwart läßt keiner Befürchtungen vor der Zukunft mehr Raum. In dem Freudetaumel, sich izt in seiner ganzen Kraft rühren zu können, ist es unmöglich der Strafen eingedenk zu seyn, die erst in einer Ewigkeit erfolgen sollen. Die Revolution — selbst die Anarchie ist da, und die positive Religion mit ihren Zwangsmitteln konnte sie nicht verhindern.

Wilhelm. Aber, mein Gott, muß denn diese Periode alle Staaten treffen!

Rüdiger. Wie kannst du so fragen! Haben wir doch beständig von einem despotischen Staate ausschliessend geredet. In jedem andern wird gleich anfangs, sobald die Obrigkeit merkt, daß die Gesellschaft etwas drükkend empfindet, von ihrer Seite dahin gewirkt werden, daß dem abgeholfen und ähnlichen in Zukunft vorgebauet werde. Sie wird nie über ihre Verträge hinausgehen, und wenn die alten den Zeitumständen nicht mehr angemessen sind, von selbst darauf antragen, daß sie verbessert, oder aufgehoben und neue an die Stelle derselben gesezt werden. Statt die Denkkraft einzuschränken, wird sie dieselbe vielmehr selbst wekken und befördern;

denn da es ihr nicht darum zu thun ist, Gewalt zu haben, so liegt ihr auch an der Furcht nichts. Sie will das Gute; und Folgsamkeit, aus Erkentniß des Guten, ist ihr genug. — Es ist ihr mehr, denn sie weis, daß eine Leidenschaft durch die andere im Collisionsfalle verdrängt werden muß; Einsicht aber dauernder ist, daß sie wenigstens leichter gegen Verführung gesichert, leichter in ihrer Kraft, durch Unterstüzzung erhalten werden kann. Da sie das Urtheil nicht scheuet; da sie nur das Wohl der Gesellschaft wünscht und daher das Urtheil derselben ehrt, so ist es ihr überall willkommen, und sie hat keinen Grund, es in einen Stand oder in ein Verhältniß einzuzwängen. Da sie einsieht, daß die positive Religion nur unterwürfig, nicht aber sittlich macht; so legt sie auch keinen Werth auf dieselbe; sucht sie nicht zu unterstüzzen und durch Zwang noch mehr gegen sie zu reizen. Wohl aber befördert sie reine Erkentniß der Gottheit, weil sie weis, daß damit Erkentniß der Pflicht sehr nahe zusammen hängt und daß ein Mensch, der die Gottheit und seine Pflicht erkennet; sich wohl von dieser gedoppelten Erkentniß einmal verirren könne, aber doch sicher von ihr wieder aufgesucht und auf den rechten Weg geführt werde. Vor allen Dingen aber wird sie die Anwendung der Gottheitserkentniß in das Sittlichkeitsgefühl befördern, weil hieraus Tugenden hervorgehen. Sie weis, daß ein positiv religiöser Mensch ein Sklav aller Laster seyn kann; ein Mensch aber,

bei dem ein genauer, unmittelbarer Zusammen-hang, der Gottheitserkentniß mit dem Sittlich-keitsgefühle, zur andern Natur geworden sey, noth-wendig ein tugendhafter Mensch und also auch ein guter Staatsbürger seyn müsse.

Ihr einziges Streben wird also seyn: wahre Aufklärung des Geistes, freie, uneingeschränkte Uebung der Denkkraft, unablässig, durch alle Stände, durch alle Verhältnisse zu befördern und zu schüzzen; weil wahre Aufklärung und allgemein freie Uebung der Denkkraft das einzige, wahre Verwahrungsmittel gegen gewaltsame Revolutionen und Anarchie, also das einzige unzerreisbare Band der Gesellschaft ist.

Von diesen Grundsäzzen nun, mein Sohn, hat unser Fürst uns einen so nachdrücklichen Beweis gegeben; findest du noch keine Ursach ihn dankbar zu verehren?

Wilhelm. Mein Geist demüthigt sich tief vor ihm, und meine Verehrung seines erkannten Werths wird mir mein ganzes Leben hindurch eine unzerreisbare Fessel des Gehorsams und der Unterwürfigkeit seyn.

J

8° R

Heinzelmann

V1

o

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Heinzelmann, Johann Christian Friedrich,

Sokratische Gespräche zur Einleitung und Erläuterung des Bahrdtischen Katechismus der natürlichen Religion Ein Beitrag zur Befoerderung eines vorurtheilsfreien Nachdenkens der Vernünftigen und Gebildeten

Görlitz 1793

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Phil 1540
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11273178-7
VD18 10353658-004